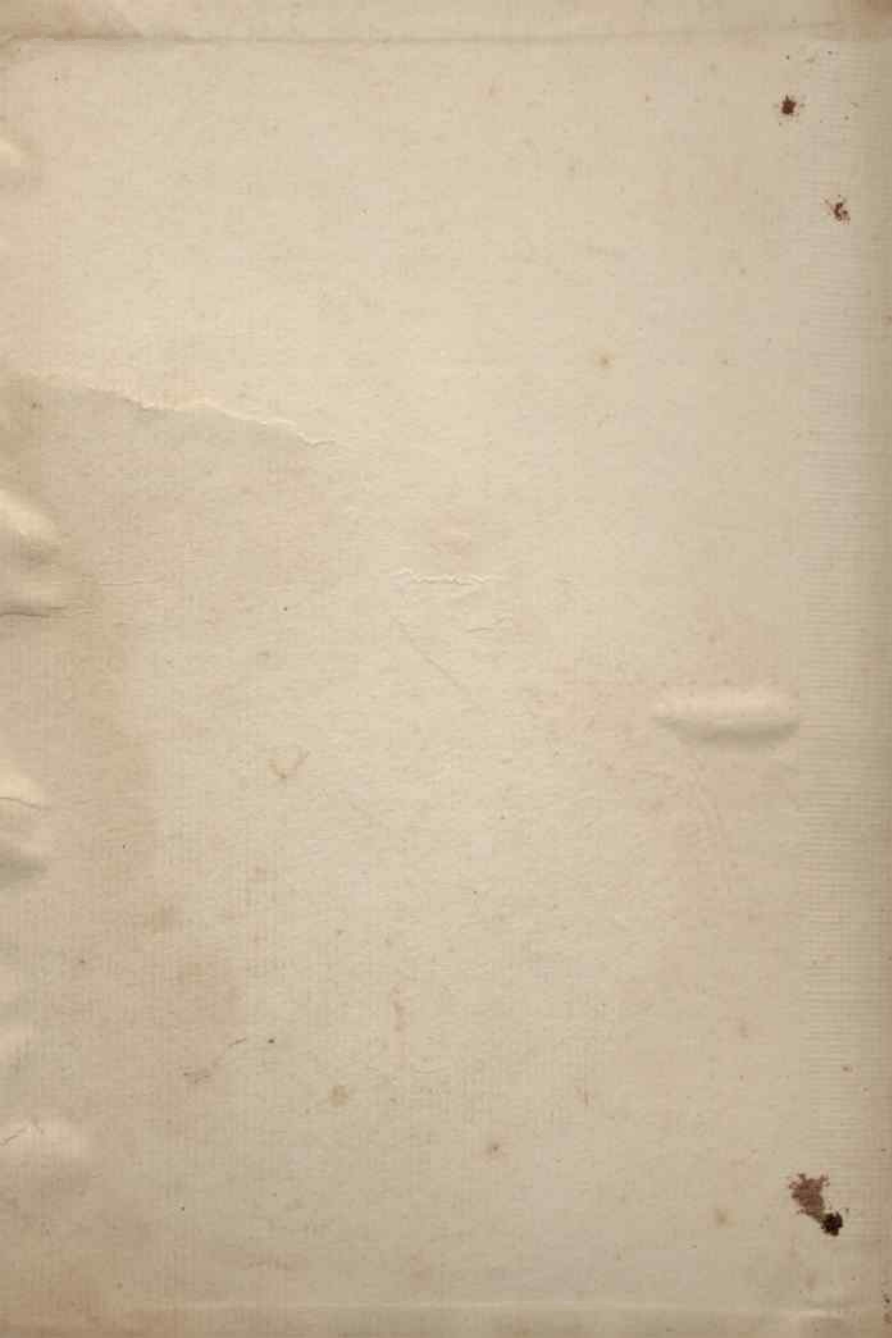






PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Ziński
48-100 Głubczyno
ul. Gdynska 5
NIP 748-100-34-92

ERWIN DRINNEBERG
VON CEYLON ZUM HIMALAJA

Dieses Buch wurde als zweiter Band der achten Jahresreihe für die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde hergestellt und wird nur an diese abgegeben. Die Klischees fertigte Bendix & Lemke, Berlin. Die Bilder druckte die Buchdruckerei A. Wohlfeld, Magdeburg. Der Textdruck erfolgte in Garamond Antiqua durch die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Den Einband entwarf Erwin Drinneberg. Gebunden unter Verwendung echten Ziegenleders durch die Buchbinderei-Abteilung des Volksverbandes der Bücherfreunde,
Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

★

Nachdruck verboten
Copyright 1926 by Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin

VON CEYLON ZUM HIMALAJA

EIN REISEBUCH
VON
ERWIN DRINNEBERG

*

MIT 41 ORIGINALAUFNAHMEN
DES VERFASSERS

*

vdb

VOLKSVERBAND DER BÜCHERFREUNDE
WEGWEISER-VERLAG G. M. B. H.
BERLIN 1926

Theo und Valeska Klein
geb. Drinneberg

in Verehrung und Dankbarkeit
zugeeignet



IM INDISCHEN OZEAN

Wir liegen vor Aden. Flimmernde Glut lastet auf dem roten Felsenrücken, der drüben über dem Wasser wehrhaft nach Osten blickt. Seit Stunden liegt das Schiff im offenen Wasser vor Anker, und voll Ungeduld wartet man auf die Abfahrt aus diesem Höllenkessel, dessen glühender Hauch wie eine rote Lohe über der dunsthaften, leblosen Einöde der Felsenküste flackert. In erdrückender Schwere liegt die bleierne Atmosphäre über dem tiefblauen, durchsichtigen Wasserspiegel. Unter der glasigen Oberfläche, im Schatten der steilen Schiffswand, sieht man den rötlichen Fels des Meeresbodens hervorschimmern, und es ist, als ob das in die Tiefe versunkene Land in der Glut der tropischen Sonne leuchtet. Auf dem Verdeck des Schiffes scheint alles Leben erstorben zu sein. Kein Mensch kümmert sich um die Schar der exotischen Händler, die in kleinen Nußschalen den schwarzen riesenhaften Körper des Schiffes wie die Bienen umschwärmen und buntes malerisches Allerlei anbieten. Es sind stämmige Berber mit tiefbraunem, nacktem Körper und merkwürdig rostbraunem Kraushaar, das von den Strahlen der Sonnenglut gebleicht zu sein scheint. Sie zeigen fremdartige, reizvolle Dinge, die in leuchtenden Farben zu uns heraufschimmern und die Neugierde und Kauflust wecken. In anderen, größeren Booten befinden sich malerisch gekleidete Söhne der arabischen Wüste, Fellachen mit bunten, lang herab-

fallenden Kopftüchern. Seit der Ankunft des Schiffes sind sie damit beschäftigt, mit Geduld und Beharrlichkeit die bestechenden Kuriositäten ihrer Heimat anzupreisen. Doch fast niemand ist da, der an diesen Dingen Interesse hätte.

Regungslos liegt die drückende Atmosphäre über den schlaffen Sonnensegeln, die auf der Fahrt sonst lustig über unseren Köpfen flattern. Endlich war die für Aden bestimmte Ladung gelöscht, und zum letztenmal saust der Hebekran über die Bordwand hinab zu den tief unter uns liegenden Leichtern. Langsam hebt sich der Anker, gelbe Schlammwolken unter der klaren, blauen Wasserfläche emporwirbelnd, und leise mit fast unmerklicher Bewegung gleitet das Schiff aus den Untiefen hinaus in die breite blaue Straße von Bab el Mandeb. Die flimmernden Umrisse der in atmosphärischem Dunste liegenden Küstenriffe sind nur noch schwache bläuliche Nebelstreifen und werden bald ganz verschwunden sein. Vor uns liegt nun der weite uferlose Weg einiger tausend Seemeilen, die wir mit dem eintönigen Rhythmus gleichmäßiger Schraubenbewegungen durchmessen werden. Abfahrtszeit und Ankunft sind, wie auf den festen Wegen der Eisenbahn, mit Genauigkeit festgelegt, und wenn der Kurs des Schiffes keiner besonderen Schwierigkeit begegnet, sind wir am neunten Tage vormittags 7 Uhr 30 im Hafen von Colombo.

Im Osten senkt sich die Reinheit eines tiefblauen, durchsichtig scheinenden Horizontes in unendlicher Weite über das Indische Meer, das von einer Fülle weißen, blendenden Sonnenlichtes überwölbt ist. Die Unbegrenztheit der leuchtenden Atmosphäre über leise sich kräuselnden Schaumkämmen wirkt wie eine Erlösung, und das schimmernde Meer gleicht einer kühlenden Oase, nach der sich unsere ganze Erwartung drängt. Langsam beleben sich auch schon die verödeten Ver decks, und alles kommt nach dem Vordersteven, um dort die erfrischende Brise zu genießen. In der hochaufschäumenden Bugwelle entwickelt sich wieder dieses lustige Spiel der Delphine, die uns schon seit vielen

Tagen in den südlichen Gewässern begleiten und unsere Freunde geworden sind. In graziösen Sprüngen schießen ihre feisten, glänzenden Körper, welche der Form einer Spindel ähneln, in hohem Bogen aus dem Schaum des Schweißwassers, und oft sehen wir eine große Herde, die dicht unter der Oberfläche des Wassers schwimmt, um plötzlich aus der weißen Welle des Bugs aufzutauchen. Anfänglich glaubten wir, daß es immer dieselben Scharen sind, die uns begleiten. Doch es gibt in diesen tropischen Meeren eine große Zahl dieser lustigen Trabanten, welche die Schiffe um ihrer spielerischen Eigenschaften willen eine Weile verfolgen, um dann wieder in die Tiefe des Ozeans zurückzukehren. Nun befinden wir uns in voller Fahrt, und eine leise Nordwestbrise hat den letzten Rest der über dem Verdeck lagernden dumpfen Schwüle verzehrt. Unter dem Heck des Schiffes zieht wirbelnd eine breite Straße hinaus, die sich hinter uns in eine endlose Perspektive verliert.

Ein Gefühl der Wehmut beschleicht uns, wenn wir dort jene Spur gen Westen verfolgen, denn dort liegt die Heimat, die wir vor wenigen Tagen erst verlassen haben und von der uns der Weg nun immer weiter und weiter entfernt. Unter uns an der Reling stehen chinesische Heizer mit entblößtem Oberkörper und blicken sehnsüchtig hinüber nach dem Osten. Sie steigen auf senkrechten Eisenleitern aus der Hölle des Kesselraumes empor, um ihren ermatteten Körper in der kühlenden Brise zu baden. In kurzen Zeitabständen versehen sie mit unendlicher Geduld und zäher Ausdauer den schweren Dienst in den Kesselräumen, wo die von großen Ventilatoren gekühlte Luft feuriger Lohe gleicht. Durch schmale Gitterroste, die wie ein Gerippe den Bauch des Schiffes ausfüllen, sehen wir tief unten die in fortwährender Bewegung befindlichen Gestalten halbnackter Männer, die von der roten Glut der geöffneten Kessel malerisch beleuchtet sind. In diesen Tagen brütender Hitze, die das Leben an Bord zu einer Qual macht, sehnt man sich mit kindlicher

Ungeduld nach einem kühlenden Witterungsumschlag. Wohl ist die Zeit des Nordwest-Monsuns, der an der arabischen Küste seinen Ursprung hat; doch der Himmel strahlt in ewiger Bläue und Wolkenlosigkeit, während der Ozean in träger Ruhe in der Monotonie der Raumlosigkeit versinkt. Ein zweiter und dritter Tag bringt keine wesentliche Veränderung dieser Einförmigkeit, die uns wie ein brütendes Gespenst begleitet. Die tiefblaue See, die, von einer unbarmherzigen Sonne beschienen, wie ein blendender Spiegel leuchtet, ist von einer unheimlich-durchsichtigen Glätte überzogen. Aus ihrer Oberfläche steigen hastig große Scharen fliegender Fische, die vor ihren Feinden aus der Tiefe zu flüchten scheinen. Mit ihren Flügelflossen legen sie weite Strecken in der Luft zurück, um bald wieder hilflos unter der Oberfläche des Meeres zu versinken. Immer häufiger werden diese Schwärme, die rings um uns her die leblose Oberfläche des Ozeans bevölkern. Man sagt, ihr zahlreiches Erscheinen bedeute einen Wechsel der Witterung — Regen und Sturm. In manchen Kreisen der Passagiere wird diese Prophezeiung mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Doch wir sind stets skeptisch über diese Nachrichten, denn Tag und Nacht verlaufen in derselben einsamen Ruhe, und die Luft steht immer noch mit lastender Unbeweglichkeit über der Ödheit des Meeres.

Manchmal belebt sich der Horizont. Es werden Schiffe sichtbar, die unseren Kurs kreuzen, um vom fernen Osten nach der Heimat zurückzukehren. In der Frühe des vierten Tages begegnen wir einem englischen Kriegsgeschwader, dessen Rauchwolken wir am Horizont lange sichten, ehe man noch die Körper der niedrigen Schiffe sehen konnte. Bei solchen Begegnungen begreifen wir erst die räumlichen Entfernungen dieser unermesslichen Wasserfläche, die sich zwischen den Horizonten erstreckt. Die Nächte in diesen Breitegraden sind von einer durchsichtigen Klarheit. Eine Fülle bläulichen Dämmerlichtes liegt auf der dunklen Oberfläche des Ozeans, während das Firmament unter der

glitzernden Helligkeit des Sternenmeeres flimmert. Am Nachmittag des fünften Tages verändert sich die transparente Klarheit des Zenits, und zarte Wölkchen, deren Umrisse sich nur schwach von dem Himmel abheben, steigen im Nordwesten herauf. Das Feuer der Sonne ist jetzt in Weißglut verwandelt. Unter der drückenden Schwüle des Tages steigen wieder jene flatternden Fischherden aus der Tiefe des Wassers empor. Bald sehen wir kleine und große Scharen in blitzschnellem Flug ganz in der Nähe des Schiffes aufsteigen, so daß wir oft glauben, sie würden an der hohen Wand des Schiffskörpers zerschellen. Weit draußen im Ozean gleichen sie oft niedrig fliegenden Vogelscharen, die fast ebenso schnell, wie sie auftauchen, wieder unter dem blauen Wasserspiegel verschwunden sind. Auch diese lustigen Schweinsfische mit den spitzen, schnabelartigen Köpfen und den prallen, glänzenden Leibern begleiten uns schon wieder seit dem frühen Morgen. In den vergangenen Nächten sahen wir auch das geheimnisvolle Leuchten des Meeres, jenes prickelnde, phosphoreszierende Licht, das wie ein zauberhafter Spuk über die Unendlichkeit des dunklen Meeres wogt und in dem Gemüte des Seemanns den kindlichen Aberglauben an die übernatürlichen Kräfte der Natur erweckt. Aber nun scheint auch endgültig das Wetter in ein anderes Stadium treten zu wollen. Allmählich haben sich die sanften Wölkchen, die uns langsam entgegengezogen sind, in graue schwere Massen verwandelt, die den Himmel über uns bedecken und das intensive Blau des Ozeans in ein unheimliches Dunkel verfärbt haben. Von der Sonne, die schon weit im Westen steht, sehen wir nichts mehr als einen matten Schein, der durch die Gewebe dieses immer dichter werdenden Wolkengewölbes leuchtet. Drohende Dämmerung liegt schwer wie ein Alp auf der Einsamkeit des Wassers. Noch ehe sich der dämmerhafte Schleier des Abends in eine undurchdringliche Finsternis verwandelt hat, spüren wir die ersten Windstöße, die an den Sonnensegeln des Vorderstevens zerren. Das träge Baro-

meter ist aus seinem Schlaf erwacht. Die Nadel zeigt auf Sturm und Regen, und nun ist kein Zweifel mehr, daß wir mitten in den Monsun hineinsteuern. Langsam beginnt der schwere Körper des Schiffes in seiner Längsachse zu rollen, und gegen die Bugwand klatschen die weißen, hohen Schaumkämme des Ozeans. Aus der erdrückenden Atmosphäre des Tages sind wir in die schauernde Kühle einer undurchdringlichen Finsternis hineingefahren. Leise regt sich in uns die Sehnsucht nach jenen dämmerigen, sternenklaren Nächten des tropischen Sommers, denen wir nun auf unserer Fahrt durch Sturm und feuchten Nebel wohl nie mehr begegnen werden. Mitten in der Nacht weckt uns plötzlich das monströse Rauschen eines Gewitterregens, der das Schiff mit seinen brausenden Fluten überschüttet. Die Luken und Bullaugen, durch die der Körper des Schiffes in den feuchtheißen Nächten der Tropen atmet, sind hermetisch verschlossen. Unter Deck herrscht eine Treibhausluft, und wir sehnen uns nach der erfrischenden Klarheit des frühen Morgens.

Doch eine große Enttäuschung zerstört unsere Illusionen, denn der neue Tag ist mit einer düsteren, nebelhaften Dämmerung heraufgestiegen, und die Windstärke, die inzwischen erheblich zugenommen hat, macht den Aufenthalt an Deck unmöglich. Die Szene in der Natur ist ungleich verändert, und kaum erkennen wir diesen sanften, blauen Ozean der vergangenen Tage wieder. Unter den schweren Nebeln, die unbeweglich auf der Oberfläche des Wassers liegen, schäumt ein aufgeregtes Meer, dessen weiße Wellenkämme in ewigem Rhythmus vom Nordwesten heranbrausen. Vom Himmel und der Sonne ist nichts mehr zu sehen. Alles versinkt in der Eintönigkeit eines grauen, feuchtwarmen Nebelmeeres. Eine gedrückte Stimmung beherrscht die Gemüter, und man sieht viele blasse und leidende Gesichter von Seekranken, die aus der dumpfen Luft der Kajüte zu den windgeschützten Stellen des Verdecks heraufkommen. Die letzten Tage unserer Fahrt bringen keine

Veränderungen im Wetter, doch der Gedanke, daß wir bald in den schützenden Hafen von Colombo einlaufen werden, erfüllt uns mit zuversichtlicher Hoffnung. Der neunte und letzte Tag unserer Fahrt grüßt uns mit einer feierlichen Helligkeit des Himmelslichtes. Wir sind in der Nähe der ceylonesischen Küste, die wir im Osten wie einen schmalen, blaßblauen Nebelstreifen auftauchen sehen. Rasch beleben sich die Verdecks. Mit den Gläsern sucht man die Geheimnisse dieses sagenhaften Strandes zu entdecken. Fast scheint es, als ob die Sonne sich zur Feier dieses Ereignisses wieder zeigen wolle, denn der Osten enthüllt uns eine Fülle matten, blendenden Lichtes, und die Nebel sind in die Unendlichkeit des Zenits hinaufgestiegen. Von drüben leuchtet uns das zitternde Weiß der Brandung entgegen, und langsam löst sich das matte Grün des Palmenstrandes von der grauweißen Färbung des Himmels. Die ersten Boten des nahen Landes, die Möwen, kommen uns jetzt entgegengezogen. Mit majestätischem Flügelschlag umkreisen sie krächzend die hohen Masten des fremden Ankömmlings, um bald wieder in niedrigem Flug über den kurzen Wogenkämmen des Wassers der Küste entgegenzusegeln.

Singalesische Fischerboote mit eigenartig graziösen Auslegern schaukeln im hellen Lichte des Frühmorgens auf dem bewegten Wasser der Bucht. Manche treiben mit geblähten Segeln auf uns zu, und wir sehen, wie ihre nackten braunen Insassen die Netze auswerfen und einholen. Die Boote sind von primitiver Beschaffenheit und bestehen aus rohbehauenen Baumstämmen, die wie Treibholz auf den Wellen schaukeln. Endlich sehen wir die langen, schmalen Wälle des Hafens, an denen sich die brandende See in hohen weißen Schaumtürmen bricht. Hinter einem Meer von Masten und rauchenden Schiffsschloten liegt in nebelhaften Umrissen die Stadt, deren Boden wir in kurzer Zeit betreten werden. Der Lotse kommt an Bord und übernimmt die Führung des Schiffes, das mit halber Kraft langsam durch die

Einfahrt in die Enge des Hafens zieht. In dem blaugrauen Dunst tropischer Schwüle liegt Colombo, umgeben von grünen Palmenhainen, die, soweit das Auge folgen kann, die herrliche Küste dieser Insel säumen. Nun beginnt sich an Bord ein lebhaftes Treiben zu regen. Man öffnet die Laderäume, durch die wir tief in den Bauch des Schiffes hinabsehen können. Die Krane und Ankerspille werden unter Dampf gesetzt. Ein wirres Leben entsteht unter den Passagieren, die nun in großer Menge die einst so verödeten Decks bevölkern. Hotelagenten, eingeborene Händler und Geldwechsler, Reiseemissäre und Schiffsagenten sind an Bord gekommen, noch ehe der Dampfer in Ruhe liegt. Langsam gleitet das Schiff zwischen einem Heere von kleinen und winzigen Booten hinein in den Wald der Masten, welche die bunten Wimpel und Flaggen aller Länder und Staaten tragen. Der Anker fällt, und nach neuntägiger Arbeit rastet das nimmermüde Getriebe der Schiffsmaschine, deren eintöniger Takt uns auf der Fahrt durch die weiten Meere begleitet hat.

DIE INSEL CEYLON

Ceylon.—Es ist die Perle des Indischen Ozeans. Ein kostbares, schaumgeborenes Juwel, umgeben von der smaragdnen Fassung des unendlichen Ozeans. Sie ist die Insel der paradiesischen Schönheit und Fruchtbarkeit, die gleich einer Oase in der unermeßlichen Wüste des Indischen Meeres grünt. Von den ewig rhythmischen Wellen der Brandung umgeben, zieht ein grüner Kranz von Palmenhainen, die das Innere der Insel wie ein Geheimnis verhüllen, an einer flachen, von eingeborenen Fischervölkern belebten Küste entlang. Einst war dieses Eiland der äußerste Süden eines riesigen Kontinentes, von dem es im Laufe einer unendlichen Reihe von Jahren durch die

Kraft kosmischer Gewalten und der nagenden Flut des Weltenmeeres losgelöst wurde. Noch heute sehen wir im Norden der Insel die Reste jener versunkenen Länderbrücke, welche wie die Ruinen einer zerstörten Welt aus dem Meere emporragen.

Ceylon, dessen Boden eine bewegte geschichtliche Vergangenheit hat, ist heute eine englische Kronkolonie, die unabhängig von Indien verwaltet wird. Schon im Altertum war Lanka, wie es in der altsingalesischen Geschichte genannt wird, der Mittelpunkt geistigen und wirtschaftlichen Lebens im fernen Osten. Der ungeheure Reichtum, den die göttliche Fruchtbarkeit der Insel gebar, lockte den Ehrgeiz und die Habgier drawidischer Völker, die unter mächtigen Königen vom indischen Festland über jene Meerenge zogen und das Eiland bevölkerten. Unter dem ewigen Wechsel von Aufbau und Zerstörung fanden es um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Portugiesen und später die Holländer, von denen wir noch heute die Reste wirtschaftlicher Kultivierung vorfinden. Seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts befindet sich Ceylon in englischem Besitz, unter dessen Verwaltung der Wert seiner weltwirtschaftlichen Bedeutung in hohem Maße gesteigert wurde.

Von dem alten Lanka zeigt uns das heutige Ceylon nur noch die Trümmer einer längst verblichenen, hohen Geisteskultur, deren Ursprung etwa 2000 Jahre zurückliegen mag. Ihre Anfänge wurden unter der starken Einwirkung des schöpferischen Geistes, welcher die Lehre Buddhas hervorzurufen vermochte, zu ungeheurer Blüte und Entfaltung gebracht, um später durch den Vandalismus brahmanistischer Zerstörungswut erstickt zu werden. Unter schweren Kämpfen suchten die Singalesen ihre Heimat vor den fanatischen Horden der von Norden hereinbrechenden Drawiden zu schützen, doch ihr Widerstand versank in den Wogen des Barbarismus, der die Insel wie ein sturmgepeitschtes Meer überflutet hat. Lankas alter Boden ist blutgetränkt; doch über der rötlichen Erde schwebt ein warmer Hauch,

der aus dem Geiste der Zerstörung ein blühendes Leben voll Fruchtbarkeit erweckt hat. Das Innere Ceylons war der Schauplatz gewaltigen Völkerringens. Dort ist eine Welt monströser Ruinen im Laufe der Jahrtausende von einem leidenschaftlich-sproßenden Wachstum überwuchert worden. Endlose Trümmer gigantischer Städte und Tempel sind von der Wildnis dichten Dschungels bedeckt, und in stiller Bewunderung stehen wir vor den Resten alter Pracht und Herrlichkeit, die der Geist Gautama Buddhas aus der Erde dieses Landes geschaffen hat. Ceylon, auf dessen Boden der von Gautama versenkte Same seiner Lehre die reichsten Früchte trug, bewahrt noch heute das Erbe seines göttlichen Sohnes, dessen Einfluß wir in der Größe und Erhabenheit, die uns in den vielen buddhistischen Kultstätten Ceylons begegnet, bewundern können.

Doch der Wandel der Zeiten hat dem ehrwürdigen Gesicht der Vergangenheit den Ausdruck einer neuen Zeit gegeben, in der wir nur noch die verblaßten Spuren märchenhaften Seins entdecken können. Wir sehen deshalb in den Ruinen Ceylons vor allem das frühe Lanka der Antike, dessen wunderbare Schätze ich während meiner Reise in das Innere der Insel schauen konnte. Das moderne Ceylon dagegen zeigt außer den Reizen seiner märchenhaften Tropennatur die gewaltigen Auswirkungen, die der Geist der neuen Zeit in ihm wachgerufen und gefördert hat. Unter der Herrschaft Englands hat sich Ceylon mit seinen unerschöpflichen Quellen wirtschaftlichen Reichtums im Laufe eines Jahrhunderts einen hervorragenden Platz in der Weltwirtschaft erobert. Seine Erzeugnisse wurden durch die organisatorischen Fähigkeiten seiner Kolonisatoren und die Kultivierung seiner wirtschaftlichen Werte auf ein bedeutsames Maß gesteigert. Die dadurch erreichte Produktivität des ceylonesischen Bodens ist geradezu erstaunlich zu nennen, und unter seinen Kolonien besitzt England wohl kein zweites Inselreich, das ihm bei seiner relativen Kleinheit solche Werte liefert, wie

es die Fruchtbarkeit der Insel vermag. Auch im Weltverkehr ist Ceylons Hafen Colombo zu einem der bedeutungsvollsten Handelsplätze des Ostens geworden, und längst sind seine schützenden Mauern zu eng, um alle die Schiffe, welche die Welt an Ceylons Küste schickt, zu fassen. Die hauptsächliche Ausfuhr besteht in Tee, dessen Anbau sich im Laufe von etwa vier Jahrzehnten ungeheuer gesteigert hat. Inzwischen ist die Kultivierung von Kaffee, Zimt, Kakao, Gummi und Chinarinde zugunsten dieser stets wachsenden Teekulturen weit in den Hintergrund getreten, und heute schon übersteigt die Teeproduktion Ceylons bereits das Erträgnis des riesigen indischen Reiches. Kaum ist die Masse der Bevölkerung (4 500 000 Einwohner) in der Lage, den enormen Erfordernissen der Arbeitsleistungen, die aus dieser gesteigerten Produktivität notwendig werden, zu genügen. Es werden zu diesem Zweck aus dem südlichen Indien die Heere tamulischer Arbeiter angeworben, welche hauptsächlich in den Teeplantagen Verwendung finden. So wiederholt sich heute jene Invasion des Altertums, die der Vergangenheit Ceylons eine so bedeutende Wendung gab. Nur sind jene, deren Vorfahren früher als Eroberer Lankas kamen, heute die Unterworfenen dieses Landes, in dem einst die Sonne ihres Reiches den höchsten Stand erreichte.

Auch einen großen Reichtum an Bodenschätzen besitzt Ceylon. Seine Edelsteine und Perlen, Minerale und Erze bringen dem Lande einen ungeheuren Gewinn. Auch wertvolle Nutzhölzer, Elfenbein, Areka- und Kokosnüsse und Gewürze zählen zu den hauptsächlichen Erzeugnissen des Landes. In neuerer Zeit liefern Plumbago- (Graphit-) Minen ein gutes Erträgnis, während die Edelsteinfunde in Ratnapura immer seltener werden. Die buntgemischte Bevölkerung, welche Ceylon besitzt, ist zweifellos auch den wechselreichen historischen und weltpolitischen Ereignissen zuzuschreiben, die sich im Laufe der Jahrhunderte in einer vielgestalteten Rassenvermischung ausgewirkt haben. Unter seiner

Bevölkerung finden wir fast alle Völker der Erde vereinigt. Besonders die Eingeborenenviertel von Colombo, in denen sich dieses Völkerbabel sammelt, sind die Schauplätze einer gemischten, wimmelnden Lebendigkeit. Dort finden wir die ältesten Einwohner Ceylons, die Singalesen, Arier, Drawiden, Malaier, Araber und die interessanten portugiesischen und holländischen Mischlinge, welche man Burghers nennt. In den Urwäldern Ceylons wohnen noch heute die Ureinwohner Lankas, die Weddahs, welche in der Abgeschiedenheit der Wildnis die Ursprünglichkeit ihrer Art und Rasse bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Die vorherrschende Religion ist der Buddhismus, der fünf Jahrhunderte vor Christi seinen Eingang auf Ceylon fand und sich trotz der starken hinduistischen Einflüsse in reinsten Form erhalten hat. Die Erde Ceylons ist deswegen dem Buddhisten heilig, denn dort hatte die Lehre und der Geist Gautamas einen festen Stützpunkt gewonnen und seinen Siegeslauf in die östliche Welt genommen. Noch heute findet man in Anuradhapura, der ältesten Kultstätte buddhistischen Glaubens auf Ceylon, den heiligen Bobaam, der als das Symbol der Erleuchtung Buddhas der Erde Ceylons entsprossen ist und als ein lebendiges Wahrzeichen den Geist einer großen Vergangenheit verkörpert.

COLOMBO

Nachdem ich die Zollhalle passiert habe, trete ich auf einen freien Platz hinaus, der sich vor dem Hafen erstreckt. Blendende Fülle eines warmen Sonnenlichtes liegt über den Straßen und Häusern, die einen repräsentativen Charakter haben. Kaum betrete ich den Boden der Stadt, als ich auch schon von einer vielköpfigen Rickschabande umringt bin. Mit Worten und Gesten versucht man mir klarzumachen, daß eine Reise zu



Banienbaum mit Luftwurzeln



Landschaft in Kandy, Ceylon



Eingang zum Tempel von Rameswaram

Fuß in die Stadt für den Europäer nicht nur unschicklich, sondern auch unrentabel sei. Und ich muß mich entschließen, dem Drängen dieser losgelassenen Meute nachzugeben, um eines dieser menschlichen Vorspanne zu benützen. Als ich einsah, daß dieses graziöse Wägelchen mit seinem menschlichen Vorspann eines der üblichen Verkehrsmittel Colombos bedeutet, überwand ich alle Zweifel, die sich aus einem rein menschlichen Empfinden ergaben, und in leichtem Trab geht es durch die von dichten Baumkronen überschattete breite Straße der Stadt zu. Es ist ein erhebendes Gefühl, nach einer so langen Seefahrt wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Besonders aber empfinde ich den Sieg der Sonne, die über die Graueit der letzten Tage leuchtend emporgestiegen ist als ein glückliches Symbol, das mir wie eine gute Vorbedeutung für meine Reisepläne auf Ceylon scheinen will.

In Colombo öffnet mir das gastfreundliche Haus Hagenbeck seine Pforte, und unter den lieben und frohen Landsleuten, die ich dort in großer Anzahl getroffen habe, schwindet in mir fast völlig das Gefühl der Fremdheit, welches ich fern von der Heimat beim Betreten dieses fremden Bodens empfand. Colombo und seine Umgebung tragen das schimmernde Kleid einer üppigen Tropenvegetation. Es gleicht einem paradiesischen Garten, über dessen leuchtender Landschaft und exotischen Flora sich azurblaues Himmelslicht wölbt. Der Anblick dieser von wundervoller Farbenharmonie erfüllten Natur ist von unendlichen Reizen begleitet, deren Eindrücke sich dem fremden westlichen Gast unvergeßlich einprägen. Eine warme, rotbraun leuchtende Erde, aus der das ewige Leben der Fruchtbarkeit sprießt, ist der Träger alles Lebens und aller Kultur, die Ceylon im Laufe der Jahrhunderte zu einem Dorado des Ostens werden ließ. Und die Pforte, welche zu diesem Eden führt, ist Colombo, eine internationale Hafenstadt, die von der Flut des modernen Weltverkehrs bespült ist. Colombo ist der Puls, dessen Schlag das Leben und die

Welt des Ostens und Westens miteinander verbindet. Sein Hafen ist einer der bedeutendsten des Orients. Aus ihm fließt der Quell des wirtschaftlichen Reichtums in alle Teile der Erde. Denn Ceylon ist erstaunlich produktiv an Bodenschätzen und wirtschaftlichen Erträgen, von denen allein die Teeausfuhr einen großen Teil des Weltbedarfes deckt. Colombo selbst ist in malerische Reize gehüllt. Alles in ihm atmet leidenschaftliches Licht und Farbe.

Die Stadt teilt sich in drei Teile, die in ihren äußeren und inneren Wesenserscheinungen einen strengen Gegensatz zueinander bilden. Es ist das in enger Gedrängtheit lebende Viertel der Eingeborenen, die „Pettah“, das Hafenviertel, in dem das Wesen des Abendlandes und eines internationalen Fremdenverkehrs dominiert, und die Zimtgärten, in denen die kultivierte Üppigkeit eines fruchtbaren Wachstums sprießt. Die Pettah ist in ihrem ganzen Gepräge mindestens ebenso international wie die Europäerstadt am Hafen. Nur unterscheidet sie die düstere Enge ihres niedrigen und durcheinandergewürfelten Häusermeeres, in denen der selbste Internationalismus des Ostens wohnt, von den großen, prunkenden Gebäuden am Hafen, durch dessen Pforten der Strom eines ewig wogenden Fremdenverkehrs flutet. Selten habe ich später in den Hafenstädten Indiens eine solche Mannigfaltigkeit eingeborener Rassen gesehen, wie sie mir in der Pettah Colombos begegnet ist. Keineswegs ist dort der Typus der uransässigen Singalesen vorherrschend, denn sein Geschlecht bildet nur eine Sprosse in der Stufenleiter dieses bunten Völkergemischs, welches im Laufe der Jahrhunderte die Insel zu seiner Heimat erwählt hat. Es ist ein eigentümliches Menschengewirr, das einen beim Betreten dieses Viertels umgibt. Doch vergeblich suche ich dort in der Düsterei dieser Straßen und Gassen den Reiz des Malerischen, wie ich ihn später in den von heiterer Buntheit erfüllten Städten Indiens so häufig gefunden habe. Zwischen schmutzigen, engen Straßen und nied-

rigen Häusern drängt sich das Leben eines wirren Verkehrs. Schwerfällige Wagen, Tiere und Menschen, mit Lasten bepackt, ziehen unaufhörlich auf und nieder. Vor ihren Hütten sitzen exotische Vertreter aller Länder und Erdteile, Chinesen, Araber, Malaien, Inder und Singalesen mit allen möglichen und unmöglichen Produkten feilschend und Handel treibend. Schwärme von Krähen bedecken die Straßen und grauen Dächer dieser Stadt. Sie sind die wertvollen Gehilfen der Gesundheitsbehörde, die in ständigem Kampfe mit dem Unrat dieser Stadtviertel steht. Sogar auf dem Rücken der gutmütigen Zebukühe und Wasserbüffel, welche die Lasten durch die Gassen schleppen, haben sich einzelne dieser dreisten Vögel niedergelassen, um dort das Ungeziefer zu erbeuten. Mitten in dem Gewirr der Häuser steht ein hinduistischer Tempel. Die barocke Fülle seiner fratzenhaften Ornamente und Götzenfiguren bildet einen eigentümlichen Gegensatz zu der Profanie seiner Umgebung. Die Götter, die in seinen Mauern wohnen, sind dem Boden, welcher die uralte Heimat des Buddhismus ist, ebenso fremd wie die drawidischen Abkömmlinge Indiens, die heute die Insel in großen Mengen bevölkern.

Mein Weg führt mich zurück in jenen Teil der Stadt, welcher sich an die belebten Gestade des Hafens anlehnt. Hier herrscht der Gegensatz einer wohlgepflegten Sauberkeit und Ordnung. Große ansehnliche Gebäude, welche zum Teil dem Sitze der Behörden dienen, umsäumen die breiten schattigen Straßen. Ein lebhafter Verkehr flutet auf den Fahrdämmen. Reihen großer Geschäftshäuser und europäischer Basare wechseln mit den riesigen Gebäuden der Hotels, die das luxuriöse Treiben eines ewig pulsierenden, kosmopolitischen Lebens bergen. Auch in den Straßen wallt dieser hastende Betrieb nervösen, geschäftlichen Wirrwarrs, wie wir ihn in den kontinentalen Großstädten finden. Eingeborene Kuriositäten- und Edelmetalhändler mit Talmiwaren belagern die Straßen, durch die der Kurs des Abendlandes drängt.

Sie suchen aus dem Vertrauen, das die Fremden ihrem angeborenen Gaunertum entgegenbringen, Nutzen und Gewinn zu schlagen. Doch es ist auch gar zu verführerisch, wenn sich die Kisten und Kasten mit dem gleißenden und exotischen Inhalt vor den Augen der Erwartungsvollen auftun und die Preise von Minute zu Minute im Fallen begriffen sind.

Breite Alleen mit uralten Bäumen, die in der flammenden Pracht roter Blütenfackeln leuchten, führen hinaus zu den herrlichen Gefilden Colombos, die man Zimtgärten nennt. Ihren Namen verdankt diese Kolonie der „fremden Einheimischen“ den von den Holländern kultivierten Zimtpflanzungen, deren Reste noch heute diese herrlichen Anlagen bedecken. Zwischen wundervollen, schattenspendenden Hainen von alten Zimtbäumen, und inmitten einer üppigen parkähnlichen Landschaft, die mit blühenden Azaleenbäumen und schlanken Palmen bewachsen ist, liegen trauliche Bungalows mit weit vorspringenden, schattenspendenden Dächern. Ihre Besitzer sind bedeutende, wohlhabende Persönlichkeiten Colombos. Es ist die Insel der Ruhe und Erholung, zu welcher der ermattete Körper an den kühlen Abenden der arbeitsreichen Tage seine Zuflucht nimmt. Doch die Schwüle will auch in den sternendurchglühten Nächten nicht von der roten Erde der Zimtgärten weichen, während drüben an dem palmenumsäumten Strand des Ozeans die nächtlich-kühlende Brise den letzten schwülen Hauch des Tages verzehrt. Zweifellos ist der Anblick dieser ceylonesischen Küste das eindrucksvollste Erlebnis, welches sich dem menschlichen Auge auf dieser Insel bietet. Selten sah ich während meiner Reisen in Indien ein reizvolleres Bild der tropischen Meeresufer, als an der südwestlichen Küste Ceylons. Ein Tag voll leuchtender Klarheit strahlt aus der märchenhaften Bläue des Himmels, die sich in ihrer Unendlichkeit weit hinter den atmosphärischen Umrissen des Eilandes hinabsenkt. Das mattgrüne Band des Palmenmeeres, das oft bis zur Brandung des Ozeans herabreicht, begleitet die

reizvolle Perspektive dieser Küste bis zu der dunsthaft fernen Linie des Horizontes. Dort lösen sich diese zu schattenhaften Phantomen verwandelten Ufer in dem Gleichklang einer Lichtfülle, welche die Erdschwere in sich aufzunehmen scheint. In dieser göttlichen Einsamkeit der Küste wohnen friedliche Fischer, die im Frühlicht des Tages auf ihren schmalen Einbäumen in die Stille dieses blauen Meeresspiegels hinaustreiben. Ihre Hütten stehen am Saume der Palmenwälder, die sich oft in merkwürdiger Lebendigkeit über die Brandung des um ihre Wurzeln schäumenden Meeres neigen. Doch in dieser Welt der Erhabenheit vergesse ich fast, daß ich mich in der Nähe dieses wogenden Getriebes einer von ewiger Unruhe und Hast durchpulsten Großstadt befinde. Wie oberflächlich erscheinen mir nun nach diesem wundervollen Erleben alle jene Eindrücke, die ich aus meinen Betrachtungen und Erlebnissen in dieser ewig pulsenden Unruhe modernen menschlichen Geistes gewonnen habe. Immer, wenn ich mich in der Nähe dieses Meeres befinde, werde ich der geheimnisvollen Kraft, die mich dort bindet, folgen müssen. So verweile ich oft lange und genußvolle Stunden an dieser endlos weiten Küste, deren wallender Rhythmus meine Seele und Gedanken bewegt.

Da ich so sehr die Nähe dieses schimmernden tropischen Meeres liebe, wähle ich meine Ausflüge in Colombo stets so, daß mich das Ziel meiner Reise in diese eindrucksvolle Küsteneinsamkeit führt. Ich unternehme eine Eisenbahnfahrt nach Port de Galle, einem alten in öder Verlassenheit liegenden Seehafen, der an der südlichen Seite der Insel liegt. Die fast hundert Kilometer weite Strecke führt nur mit kurzen Unterbrechungen unmittelbar an diesem herrlichen Gestade entlang, und oft ist der Steindamm, auf dem die Eisenbahn fährt, von dem schäumenden Gischt der Brandung umspült. In rascher Fahrt geht es durch schmale Hohlwege, die zwischen den Domen der Kokos- und Arekapalmenwälder hindurchführen. An den Idyllen menschlicher Siedlun-

gen, an Tümpeln, Seen und Binnenmeeren, durch die Wildnis von Sumpf- und Schilfdickichten, an Wasserläufen und Sanddünen führt der Weg vorbei. Und alle diese wundersamen Eindrücke eilen mit der leidigen Hast, die uns jene Errungenschaften modernen Menschengestes gebracht haben, an meinen Augen vorüber.

Auch dem kleinen Vorgebirge Mount Lavinia, das in unmittelbarer Nähe der Stadt liegt, stattete ich einen Besuch ab; denn ich will keine dieser Kostbarkeiten, die mir die wunderbare Natur dieses Küstenlandes zeigt, ausschlagen. Die Schönheit dieser, leider mit einem profanen Hotel bebauten kleinen Halbinsel besteht in der Freiheit und Losgelöstheit, welche man hier in geradezu wunderbarer Weise empfindet, wenn man die Unendlichkeit des Meeres in den Stunden des Abends auf sich einwirken läßt. Man glaubt sich auf einem kleinen, weltverlorenen Eiland zu befinden, das inmitten der bezwingenden Einsamkeit des Meeres liegt. Unvergesslich ist dort der Anblick des Sonnenunterganges, dessen spektralisches Leuchten von einer überwältigenden Schönheit ist.

Unter diesen bezwingenden Ereignissen, die sich in wechselvoller Folge fast überstürzen wollen, eilen die Tage meines Aufenthaltes an der Küste der Insel nur allzu rasch vorüber. Doch der Trieb des Wanderns, das ewige Drängen, welches draußen in der Welt die menschliche Seele bewegt, läßt uns unaufhörlich in der Zukunft suchen, was an Schönheiten der Welt die Vergangenheit in unser Herz versenkt hat. Die Welt meiner gedankenvollen Phantasie blickt hinüber nach den fernen Zielen im Osten, wo ich im Geiste jenes alte Lanka vor mir sehe, über dessen geschichtlicher und kultureller Vergangenheit der Glorienschein geistvoller Größe und Erhabenheit leuchtet.

ANURADHAPURA,
DAS POMPEJI CEYLONS

In der von dichten Urwäldern bedeckten nördlichen Tiefebene Ceylons liegt Anuradhapura, die in den Dschungeln versunkene Stadt des alten Lanka. Sie ist wohl eine der bedeutungsvollsten Merkmale altbuddhistischen Glaubens im Osten — ein Reich der Ruinen und gigantischen Überreste eines märchenhaften Zeitabschnittes, dessen Kultur von hohem Geist und inniger Religiosität beseelt war. In Anuradhapura sehen wir die Anfänge des Buddhismus, dessen zwingende Kraft im Laufe der Jahrhunderte ganze Völker erfaßte und den Geist Gautamas zu einer ungeheuren Entfaltung brachte. Inmitten eines wilden Urgestrüpps liegt diese Welt alter Herrlichkeit in stiller Verborgenheit unter dem Rankengewirr einer jahrtausendalten Vegetation. Das todbringende Wuchern dieses Urwaldes, der mit seiner chaotischen Wildnis in unaufhaltsamem Begehren diese traumhafte, schlummernde Welt der Vergangenheit immer mehr und mehr verschlingt, ist unersättlich, und kaum vermag es menschliche Kraft, diesem ewigen Drängen eines leidenschaftlichen Wachstums Grenzen zu setzen. Schon seit langer Zeit sind Menschenhände am Werk, um dieses dumpfe, geheimnisvolle Grab des Urwaldes zu öffnen und die darin verborgenen Schätze des alten Lankas dem Licht des Tages zurückzugeben. Mit einem großen Aufwand an Opfern und menschlichem Willen ist es gelungen, eine Bresche in diese Unwegsamkeit zu schlagen, und in der düsteren Einsamkeit des Dschungels fand man eine unendliche Fülle von wundersamen Überresten, die in unseren Gedanken den uralten Geist der Geschlechter Lankas auferstehen läßt.

Nur in dunklen Umrissen ist die Geschichte des ältesten Lankas bekannt. Schon lange, bevor Gautama Buddha im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auf die Insel kam, be-

standen die Städte der Singalesen, die vom Norden Indiens auf die Insel vorgedrungen waren. Anuradhapura scheint ihre älteste Gründung zu sein. Noch war zu jener Zeit das Land von einer furchtbaren und undurchdringlichen Wildnis bedeckt, in welcher die fremden Eroberer das Urvolk der Weddahs fanden. Nach dem Eindringen der buddhistischen Lehre hat sich der Staat der Singalesen zu ungeahnter Blüte entfaltet. Diese bedeutende Kulturperiode, deren Denkmäler man besonders in Anuradhapura in höchster Vollendung findet, wurde später von den eindringenden Massen drawidischer Völker, die aus dem Süden Indiens herüberfluteten, unterbrochen und mit den Einflüssen brahmanistischen Geistes durchsetzt. Es begann ein jahrhundertelanges Ringen, in dessen Verlauf sich das wechselvolle Werk der Zerstörung und Wiederaufrichtung vollzog. Im zwölften Jahrhundert gründete Parakrama das letzte große Reich der Singalesen. Doch die überlegenen Horden der Tamulen gewannen in kurzer Zeit wieder die Oberhand und ließen der Nachwelt nur noch die Trümmer dieser alten singalesischen Geschlechter. Diese beschloss, nach dem Süden der Insel gedrängt, ihr ruhmvolles Dasein in den friedlichen Bergländern Ceylons, wo wir noch heute in Kandy die spärlichen Reste ihres Lebens finden.

Vom Rasthaus in Anuradhapura beginne ich meine Wanderung, die mich auf engen Pfaden in die Welt der Ruinen inmitten des tropischen Urwaldes führt. Die geheimnisvolle Romantik dieser Wildnis ist von einem bezwingenden Reiz und öffnet der Phantasie die Wege in jene Zeit, in der die Größe menschlichen Glaubens und erhabenen geistvollen Strebens den Völkern Lankas die Kraft zu diesen gigantischen Schöpfungen verliehen hat. Immer tiefer führt der Pfad in die Abgeschiedenheit des geheimnisvollen Waldes, in der plötzlich die unendliche Fülle altersgebleichter Ruinen auftaucht. Ein Trümmermeer von Steinen, die in wirrer Unordnung den Boden bedecken, ruft den Eindruck eines seit Jahrtausenden verlassenen Gräberfeldes hervor. Und

inmitten des Urwaldes, der diese Stätte wie eine Mauer umgibt, führt eine Straße, auf der sich einst das Leben dieser versunkenen Stadt bewegte. Auf allen Seiten umgeben mich Altäre und Tempelanlagen, von denen man nur noch die riesigen Säulensäulenstümpfe und Dächer hervorragen sieht. Erhöhte Plattformen, die früher riesige Paläste trugen, Steingerippe mit grotesken Reliefs, zertrümmerte Plastiken, Kapitelle und riesige Steinquader, alles liegt träumerisch im Schatten dieses Waldes, dessen verschlungenes Rankenwerk noch Tausende von Trümmern unsichtbar bedeckt. Zwischen all diesem sinnverwirrenden Durcheinander erheben sich plötzlich wie mächtige Inseln diese gigantischen buddhistischen Tempeltürme, die man Dagoben nennt. Diese aus Ziegelsteinen erbauten glockenförmigen sog. Stupen sind die gewaltigen Wahrzeichen der ältesten buddhistischen Bauformen, die wir noch heute an den jüngeren Buddhistentempeln Indiens in dieser Form vorfinden. Gleich einem steinernen Symbol des Himmelsgewölbes erheben sich diese Kuppeln, die von Moos und den Schlinggewächsen des Urwaldes bedeckt sind, aus dieser Stätte der Zerstörung. Sie sind die einzigen Ruhepunkte in dem endlosen Wirrwarr der Trümmer, und ihre Monumentalität ist von geradezu überwältigender Kraft und Schönheit. Ohne irgendwelchen ornamentalen oder figürlichen Schmuck besteht der Aufbau dieser Stupen in großzügigen Senkrechten und Wagrechten. Aus einfachen Wulstprofilen entwickelt sich die riesige Kuppel des Daches. Sie gleicht einer Glocke, welche auf einem massiven, meist quadratischen Unterbau ruht. Die überwältigende Struktur dieses Aufbaues weckt ein Gefühl der beschaulichen Ruhe. Es ist, als ob das Wesen Buddhas selbst in diesen von aller Erdschwere losgelösten Formen sich verkörperte und die versunkene Stadt mit der Erhabenheit seines ruhevollen Geistes überschattet.

Immer tiefer schreite ich in die Wildnis hinein. Oft schließt sich das dichte Laubdach des Dschungels über den Ruinen und

hüllt alles in farbige Dämmerung, aus der die gespenstisch bleichen, leblosen Steine der Altäre und Tempelruinen leuchten. Doch nicht allein das Reich Buddhas, dessen Gemessenheit und verkörperte Ruhe in diesen Tempeln wohnt, finde ich unter den Resten dieser Stadt. Denn als die Drawiden jene Stätten bevölkerten, gaben sie ihnen den Ausdruck ihres von Unruhe und fremder Mystik erfüllten Geistes, dessen Spuren uns in den grotesken Götterbildern ihrer Tempel und Kultstätten entgegen treten. Und so finden wir hier inmitten dieser einsamen Ruinenfelder die Äußerungen eines bizarren, hinduistischen Wesens, das zu der Strengheit dieser Welt buddhistischen Geistes in starkem Gegensatz steht. Das Trümmermeer, welches ich durchschreite, ist endlos. Unaufhörlich zieht sich der Weg zwischen den altersgebleichten Wundern aus Stein entlang, und noch immer ist das Ende der Ruinenstadt nicht abzusehen. Kaum vermag sich die Phantasie menschlichen Geistes in die Wirklichkeit dieser sagenhaften Vergangenheit zu versetzen. Doch dieser Ort muß von unendlichem Prunk und Reichtum gewesen sein, denn alles, was wir hier sehen, läßt auf gewaltige, dem Auge und Sinn unserer Zeit entfremdeten Dimensionen und auf die unerhörte Pracht einer sagenhaften Vergangenheit schließen. Millionen glücklicher Menschen sollen einst in den Mauern dieser Stadt gelebt haben. Und nach diesem gewaltigen Reichtum und der unerhörten Pracht zu schließen, scheint es, als ob es nur Könige und ein Volk von Priestern gewesen sind, die hier ihre Heimat gefunden hatten.

Manche dieser Ruinen sind von einer geheimnisvollen Lebendigkeit beseelt. Vielfach sehen wir noch auf den Altären die Statue des sitzenden Buddhas, dessen verklärtes Lächeln den Stein belebt. Und zu den Füßen des göttlichen, altersgrauen Wächters liegt der wirre Haufen zertrümmerter hinduistischer Götzen mit fratzenhaften Gesichtern und wild bewegten Körpern. Doch Buddhas Bild steht unversehrt, und es ist, als ob die erhabene

Ruhe und der Geist seines Wesens über die wilde Phantastik und religiöse Schwärmerei dieses Shivakultes triumphiere.

Kreuz und quer führen Spuren von Gängen, Straßen und gewaltige Freitreppen. Geräumige Terrassen, die mit einzelnen ruinenhaften Bildwerken und Denkmälern geschmückt sind, bilden einen leeren Raum in dieser Enge des Wirrnisses, in dem das Auge keine Ruhe findet. Mitten in diesem Chaos von Steinen stehen merkwürdige Säulen, deren Schlankheit und Unregelmäßigkeit an die Formen von aufstrebenden starren Gewächsen erinnert. Im Erdreich vertieft, von mächtigen Steinquadern umgeben, liegen große Becken, in welche die Stauanlagen und Kanäle der Bewässerung münden. Zweifellos waren es große Badeplätze und Tempelteiche, in denen die Menschen ihre rituellen Waschungen vornahmen. Alles ist nun von den rankenden Schlinggewächsen des Dschungels überwuchert, und selbst zwischen den Fugen von kolossalen Steinquadern sprießt das üppige Leben des tropischen Wachstums hervor. Und in diesem Wirrsal begleitet mich immer wieder dieses lächelnde Bild Buddhas, der in ungezählten großen und kleinen Darstellungen, in Friesen und auf den Wänden fragmentarischer Altäre erscheint. Nicht oft genug konnten die gläubigen Hände jener Menschen die göttliche Gestalt ihres weisen göttlichen Meisters erschaffen, und nur er ist es, der uns hier aus der Welt der buddhistischen Vergangenheit begegnet, während das wirre Reich des Hinduismus uns nur die verwirrende Unzahl von Göttern, Dämonen und Heiligen in fratzenhafter Verzerrung und bizarrer Darstellung hinterlassen hat. Inzwischen hat sich in der Einsamkeit ein buddhistischer Mönch zu mir gesellt, der mir nun lautlos vorangeht und in kurzen Worten die Bedeutung dieser Ruinen erklärt. Er zeigt mir die Eingänge, die zu geheimen Gewölben und unterirdischen Gängen in das Innere der Erde führen, und deren Zugang hinter Geröll- und Gestrüpphindernissen verborgen liegt. Unaufhaltsam geht es weiter in die dämmerhaften, mysteriösen Aushöh-

lungen von Steintempeln, unter die Gewölbe von Dagoben, deren Türme den Blicken fast unsichtbar verborgen, unter riesigen Erdmassen begraben liegen. Vorbei geht es an den Reihen lächelnder Buddhas, hinauf zu den Galerien alter Königsgräber und auf bemooste Hügelrücken, unter deren Erdmassen die riesigen Wölbungen von Ziegelsteindagoben liegen. Tief unter der Erde ruhen gleich ungeheuerlichen Grüften gigantische Zwinnger, die den Herden der Staatselefanten zu Stallungen gedient haben mögen. Bald gelangen wir in einen Hain mit uralten Bäumen und Altären, vor denen eine fromme Schar von Pilgern versammelt ist. Dort steht auch der heilige Bo-Baum, der aus einem Zweige des Baumes der Erleuchtung stammt und von der Tochter des großen Königs Asoka von Nordindien nach Ceylon verbracht wurde. Er ist das ewig lebendige Sinnbild der buddhistischen Religion und soll ein märchenhaftes Alter besitzen. Eine große Anzahl Priester und Mönche, unter denen sich auch viele Pilgrime befinden, haben sich in frommer Neigung inmitten dieser versunkenen Stadt niedergelassen. Sie führen dort ein entsagungsvolles Einsiedlerleben, welches die Romantik dieser geheimnisvollen Landschaft in hohem Maße steigert. In grünlicher Dämmerung, unter den Kronen tausendjähriger Bäume, sitzen die Pilger betend in kleinen Gruppen vor den antiken Altären, die unter einem Berge von Jasminblüten begraben sind. In Opferschalen züngeln flackernde Feuer, die von den Priestern mit wohlriechenden Hölzern gespeist werden. Selbst die reichverzierten Fliesen des Fußbodens sind mit einem Meer weißer, duftender Blüten übersät. Der betäubende Geruch sterbender Blumen mischt sich mit dem bläulichen Dunst der Opferkräuter, deren Rauch in zarten Schleiern auf und nieder schwebt.

Kein Laut stört die einsame Ruhe. Man hört nur das monotone Murmeln der Beter. Auf einer Anhöhe, zu der die zerfallenen Stufen einer breiten Treppe emporführen, ruht gelassen eine

jener monumentalen Dagoben, deren weiße Kuppel von dem hereinbrechenden Licht der Sonne bestrahlt ist. Dieser blendende Schein des Tageslichts, der in die Dunkelheit des Waldes leuchtet, verleiht dem Bilde einen magischen Zauber, und es erweckt den Eindruck, als ob das hohe Gewölbe dieser Stupa aus durchsichtigem, weißem Marmor gebildet sei. Malerische Gestalten, in ockergelbe Gewänder gehüllt, steigen zum Tempel empor. Unter einem dieser heiligen Bäume, dessen Stamm von den Runen des Alters durchfurcht ist, setze ich mich nieder, um dieses geheimnisvolle Treiben, welches den Hain erfüllt, in Ruhe beobachten zu können. Mein Begleiter, der buddhistische Mönch, hat sich schweigsam in meiner Nähe niedergelassen. Er schildert mir das Leben dieser Pilger, die von weither kommen, um die heiligen Stätten Ceylons zu besuchen. Ja, es befinden sich unter ihnen sogar Birmesen und Malaier, die aus dem fernen Hinterindien wallfahrend zu den Heiligtümern Ceylons gewandert sind, um hier den Frieden und das Heil ihrer Seele zu finden. Mein Führer erzählt mir aus seinem eigenen Leben, von seiner Religion und von dem Dasein, welches er seit Jahren in der Einsamkeit dieser Ruinen führt. Er ist Mönch und Priester und stammt aus einer angesehenen nepalischen Familie Nordindiens, wo er schon als Jüngling in einem buddhistischen Kloster am Fuße des Himalaja seine Erziehung erhielt. Religiöse Zweifel und die Entartung des Buddhismus in Nordindien brachten ihn zu dem Entschluß, seine Heimat zu verlassen. So zog er in jahrelangen Wanderungen zu Fuß durch ganz Hinterindien und ließ sich nach vielen Irrfahrten seines Körpers und seiner Seele auf Ceylon nieder. Hier an den Quellen des reinsten Buddhismus, im Angesichte der alten erhabenen Stätten, konnte er den Durst seiner Seele stillen und die Zweifel religiösen Sinnens und Trachtens lösen. Aus seinen Worten und Betrachtungen klingt eine tiefe Religiosität. Weit entfernt von aller Schwärmerei und phantastisch-religiöser Empfindsamkeit war unter der einfachen Hülle

dieses Menschen ein reines Herz und ein gläubiger Sinn verborgen. Ich habe später in Indien Gelegenheit gehabt, unter buddhistischen Priestern recht zweifelhafte Vertreter dieses Standes zu beobachten, die mit den verinnerlichten Grundsätzen ihres Glaubens nichts gemein hatten. In Wirklichkeit gehört Ceylon mit seiner uralten buddhistischen Tradition heute noch zu den bedeutendsten Zentren des Buddhismus, der sich dort fern von allen zersetzenden Einflüssen am reinsten erhalten hat. Bald sah ich auch, daß das Leben und die Gedankenwelt dieses frommen Mönches durch die Fühlungnahme mit der Welt und den Menschen sich von der oft engherzigen Anschauungsweise vieler seiner orthodoxen Brüder befreit hatte. Er lebte seit Jahren in der Einsamkeit Anuradhapuras, von wo aus er öfters in beschwerlichen Fußwanderungen zu den übrigen Heiligtümern Ceylons pilgerte. Seine Lebensgrundsätze waren mit der Lehre seines Glaubens aufs engste verknüpft. Die auf der Grundlage des absoluten Pessimismus aufgebaute Lehre des Leidens, Entsagens und Vergehens, die die Wertlosigkeit des Gegenständlichen preist, erfüllte sein ganzes Leben. In schlichter Einfachheit sprach er von der Erhebung des Geistes über die Welt der Materie, die auf die Reinheit der Gedanken zersetzend wirke und den Menschen zur Sündhaftigkeit verleite. Denn in der Dhammapada, dem größten aller buddhistischen Glaubenswerke, steht geschrieben, daß aus der Freude Leid, Furcht und Sünde geboren wird: „Wer von Freude erlöst ist, für den gibt es kein Leid, woher käme ihm auch die Furcht. Aus Liebe wird Leid und Furcht geboren. Wer von der Liebe erlöst ist, für den gibt es kein Leid. Alles Leid, das geboren wird, kommt aus dem Durste; aber durch völlige Vernichtung des Durstes, durch Freisein von Leidenschaft kann kein Durst geboren werden. Der Tor vernichtet sich durch den Durst der Vergnügung und der Lust, als wenn er sein eigener Feind wäre.“ Auf den leidenschaftslosen Zügen der schlichten Entsagung prägt sich das starke ethische Empfinden des Buddhismus

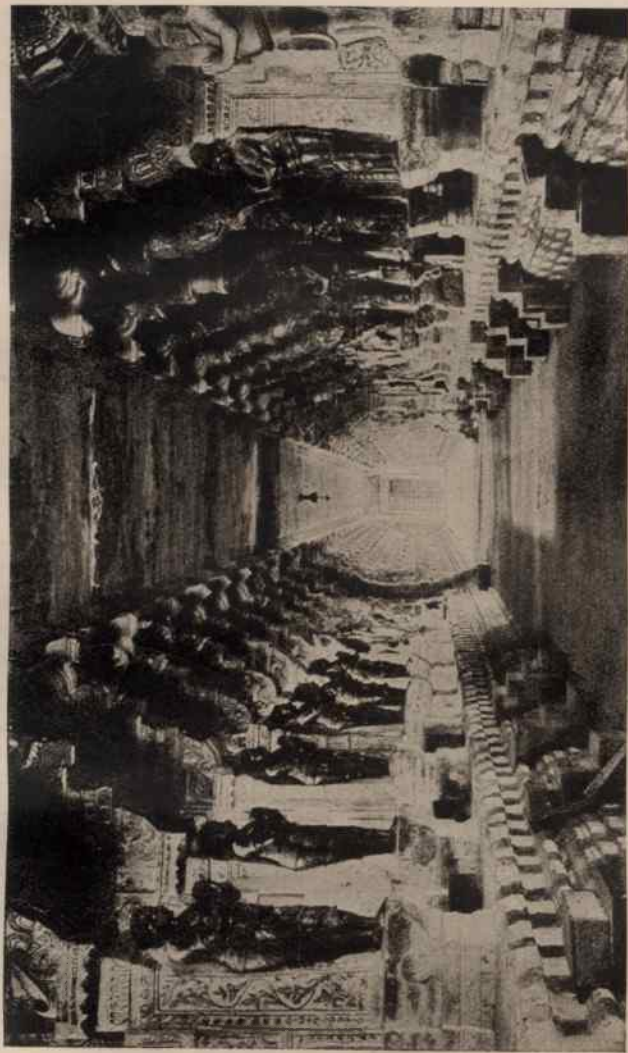
aus. Wir sehen darin auch manche Anklänge an die Ethik des christlichen Gedankens.

Auch über die älteste Geschichte und sinnvolle Sage Ceylons wußte der Mönch manches zu erzählen. Er schilderte mir Ceylon im Sinne mythologischen Denkens als eine zweigeteilte Welt, die von fürchterlichen Dämonen bewohnt war. Erst durch den reinen Geist der Lehre Buddhas wurden diese beiden getrennten Welten, die durch die Macht des Feuers zu einer einzigen vereinigt wurden, durch die Menschen bewohnbar. Hier endigt die Sage, und es beginnt die eigentliche Geschichte der Insel, nämlich die Besitzergreifung Ceylons durch die Singalesen, die sich mit den Ureinwohnern des Landes verbunden hatten, um an der Seite dieses kriegerischen Volkes gegen die Horden der drawidischen Eindringlinge zu kämpfen. Nun kamen jene furchtbaren Kämpfe, die um die Macht und den Sieg des Glaubens gingen, und in deren Verlauf das große Reich der Singalesen der Übermacht unterlag. Mit dem Ende dieser Periode verlor der Buddhismus immer mehr den Boden, bis es endlich nur noch wenige waren, die sich um die Jünger Buddhas scharten. Die Reste des Buddhismus finden wir heute hauptsächlich noch auf Ceylon und in Nord- und Hinterindien.

Eine geheimnisvolle Melancholie ruht über diesem Tal der Ruinen, dessen Boden die Spuren freudvollen Glücks und tiefsten Leides trägt. Am Ende des Trümmerfeldes liegt mitten im Schweigen des Urwaldes ein tiefer, dunkler See. Seine schlammigen Ufer, an denen träge Krokodile unbekümmert in den Strahlen der Mittagssonne ruhen, dringen tief in das Dunkel des Dschungels hinein. Muntere Wasservögel und silberglänzende Reiher tummeln sich auf den Ruinen, die vereinzelt aus dem Wasser herausragen. Denn auch dort unter der Oberfläche des Sees liegt ein Feld von Trümmern versunken. Die durch wilde Zerstörungen der Feinde hervorgerufenen Dammbrüche ließen einst die Fluten der riesigen Stauseen und kunstvollen Bewäs-

serungsanlagen über die Stadt hinabstürzen. Noch finden wir in der Umgebung Anuradhapuras, in Mihintale, Sighiri und Polonaruwa ähnliche Ruinenfelder, die von der jahrtausendalten Vegetation des Dschungels bedeckt sind. Doch keine ist von so überwältigender Großartigkeit wie Anuradhapura, die Hauptstadt des alten Lanka.

In Sighiri, welches in südwestlicher Richtung von Anuradhapura liegt, sehen wir die monumentalen Reste einer gewaltigen Felsenfeste. Ihr Anblick ist düster und drohend, und wie eine Insel ragen die gigantischen Felsenblöcke über den Urwald, der sich wie ein grünes Meer rings um den Fuß dieser Felsen zieht. In seinem harten Schoß sind buddhistische Sakralien aus der ältesten Zeit versenkt. Tief in dem kühlen Gestein liegen riesige Aushöhlungen begraben, in denen Heiligtümer und Gemächer mit reichem Bildschmuck verborgen sind. So haben jene Könige und Völker Lankas die Güter ihres Glaubens wie Kleinode in dem festen Gehäuse des Gesteins bewahrt. Und alles finden wir nach Jahrtausenden in diesem unversehrten Zustande bester Erhaltung, so daß uns die Vergangenheit, welche diese Schöpfungen hervorgebracht hat, nicht allzu weit dünkt. Durch ausgehöhlte Gänge und Treppen führt der Weg in düstere Felshöhlen hinab. Es sind katakombenähnliche Verliese mit unendlich feinen und reichen Verzierungen, die unter großer Mühe dort aus dem Stein herausgemeißelt oder in bunten Fresken auf die Oberfläche der Felswände gemalt sind. Tausendfältig begegnen wir wieder dieser Gestalt Gautamas mit den ruhevoll lächelnden Zügen, der hier in ornamental wirkenden Friesen und Deckenbildern verwirgt ist. Über unseren Köpfen wölbt sich die Felsenwand zu einer niedrigen Decke, die mit ihrer gewaltigen Last die dumpfe Enge dieser unterirdischen Höhle zur Unerträglichkeit steigert. Malerische Gestalten von Priestern und Mönchen in den gelben Gewändern ihres Ordens versehen auf leisen Sohlen den Opferdienst vor den mit duftenden Blüten übersäten Altären. Auf



Im Tempel von Rameswaram



Toda-Clan in den Blauen Bergen



Todas beim Büffelopfer

ihnen thronen vergoldete Statuen Buddhas, deren ausdrucksvolle Gesichter von dem Schein flackernder Feuer zu wundervoller Lebendigkeit erweckt sind. Süßer Duft sterbender Blumen erfüllt die kühle Luft dieser unterirdischen Verliese, und von den Wänden der Felsen tönt das Echo der monotonen Gebete wie das Murmeln einer unterirdischen Quelle wider. Als ich auf einer der großen Galerien ins Freie hinaustrete und mich die kühle Abendluft umfängt, ist plötzlich dieses atembeklemmende Gefühl, welches ich in dieser einsamen Enge der Felsenhöhle empfand, von mir gewichen. Draußen liegt die laue Dämmerung des Abends über der stimmungsvollen, zauberhaften Urwaldlandschaft, und leise schwirrend beginnt unter den Felsen, in den Wipfeln des Waldes, das geheimnisvolle Schwingen der indischen Nacht.

IN DEN BERGEN CEYLONS

Zu den reichen Erlebnissen, die ich seit der Landung auf der Insel hatte, gesellen sich in rascher Reihenfolge die unvergeßlichen Eindrücke, die ich auf meiner Fahrt in die Berge Ceylons hatte. Von Anuradhapura, dem Pompeji Ceylons, wandte ich mich wieder nach dem Süden der Insel. Mein Weg führt ins Gebirge nach Kandy, welches ein Glied in der Kette der bedeutungsvollen Geschichte des alten Lanka bildet. Dorthin flüchteten nach ihrer Vertreibung aus dem Norden der Insel die singalesischen Könige und ihr Volk, dessen hohe Kultur durch das Vordringen südindischer Stämme in ihrer Entwicklung so schwer betroffen wurde. Dieses Gebirgsland von ansehnlicher Größe, welches sich aus den südlichen Ebenen der Insel erhebt, ist von großen landschaftlichen Reizen. Doch der Zauber seiner Ursprünglichkeit ist durch eine moderne Kultivierung in vieler

Beziehung stark beeinträchtigt. Fast überall erblickt man zwischen der wilden Romantik zerklüfteter Höhen und Täler die Spuren der abendländischen Kolonisation. Diese Berge, die vor hundert Jahren noch in öder Verlassenheit und in tiefster Wildnis lagen, bilden heute das Hauptwirtschaftsgebiet Ceylons. Wo einst die Urnatur der Dschungeln die Hänge der Berge bedeckte, finden wir heute die ausgedehnten Teeplantagen, deren Ertragnis einen großen Teil des Weltmarktes deckt.

Ein Netz von ausgezeichneten Verkehrswegen durchquert das Bergland, auf dessen Hochebene, Nuwara Elya, eine Bergbahn führt. Von wunderbaren, unvergeßlichen Eindrücken ist diese Reise in das Gebirge begleitet. In rascher Fahrt passieren wir ein Land voll gesegneter Fruchtbarkeit. Herrliche Kokos- und Arekpalmenwälder treten bis nahe an die Bahnlinie heran und bilden einen schattigen Hohlweg, durch dessen hohes Blätterdach die Strahlenbündel der Sonne hereindringen. Bald durchqueren wir weite Strecken, die an etagenförmig übereinanderliegenden Reisfeldern vorbeiführen, und inmitten dieser märchenhaften Fruchtbarkeit liegen die kleinen Dörfer und Hütten der Eingeborenen versteckt. Unter alten Banianenbäumen ruhen wiederkäuende Zebuochsen, die sich in den Schatten dieser riesigen Laubdächer in stiller Beschaulichkeit niedergelassen haben. Dichte Mangrovengehölze breiten sich zu beiden Seiten des Weges aus. Aus ihren Lichtungen blinken wie Spiegel Tümpel und Seen hervor, deren Ufer von kleinen munteren Wasservögeln und silbergrauen Reiher belebt sind. Schwarze, gefährlich aussehende Wasserbüffel mit großem Gehörn sielen sich im grauen Schlamm morastiger Reiskulturen, auf denen eingeborene Frauen in bunten Tüchern die Feldarbeit verrichten. Bald liegt der breite Ring des Palmenlandes, das sich an den Fuß des Gebirges schmiegt, hinter uns, und in weitem Bogen schlängelt sich der Schienenweg durch ein Hügelgelände bergan, hinter welchem man die blaue Kette der Berge aufsteigen sieht. Nun sind wir in der Hei-

mat des Tees angekommen. Dieses Gebiet ist, so weit das Auge reicht, von den riesigen Teepflanzungen Ceylons bedeckt. Ein großes Areal des Gebirges ist im Laufe kurzer Zeit in ein blühendes Wirtschaftsgebiet verwandelt worden. Wo einst undurchdringliches Urgestrüpp den Boden bedeckte, befinden sich jetzt diese in regelmäßige Flächen aufgeteilten Kulturen, die von tamulischen Eingeborenen bevölkert sind. Durch ein günstiges und mildes Klima wurde auf Ceylon die Kultivierung der Teestaude gefördert und hat einen außerordentlichen Umfang angenommen, so daß heute der Tee in den wirtschaftlichen Erträgen der Insel eine wichtige Rolle spielt. Viele andere Kulturen, wie Kaffee, Chinarinde, Kakao, Kardamom, Gummi usw., mußten infolge ihrer Mindererträge dem weitaus rationelleren Anbau des Tees weichen. Stets wachsen die Massen der tamulischen Arbeiter, die zur Bewältigung der Erntearbeiten aus den südlichen Staaten Indiens gedungen werden müssen. Das Ertragnis der Tee-Ernte, die während des ganzen Jahres dauert, ist erstaunlich groß. In unaufhörlichem Sprießen treibt das junge Grün der Staude, welche ein ewiger Quell der Fruchtbarkeit ist. Ochsenwagenzüge, die mit Kisten und Ballen bepackt sind, pendeln Tag und Nacht wie eine endlose Kette auf der Straße, die nach Colombo führt. Kaum sind die großen Teespeicher des Hafens imstande, die ungeheuren Massen dieses Erntereichtums zu fassen.

Mitten durch die weiten Teegärten führt der Weg immer höher hinauf in das Gebirge, dessen Kuppen und steile Gipfel einen fast alpinen Charakter zeigen. Im Norden leuchtet die Ebene, die sich mit ihrem Meer von Palmenwäldern und Bambusdschungeln wie ein grüner Teppich zum Ozean ausbreitet. Der Blick von schmalen Felsenrampen, die wir passieren, ist unvergleichlich schön. Manchmal begleitet uns diese wilde Romantik weite Strecken, deren Ursprünglichkeit unwillkürlich die Gedanken an die alte Welt Lankas erweckt.

Die erste größere Gebirgsstation, die wir erreichen, ist Kandy, ein Ort von historischer Bedeutung, denn hier fand die glorreiche Zeit jener großen Singalesenkönige, die ihr Reich im Norden der Insel gründeten, ihre Fortsetzung. Doch wie war ich erstaunt, als ich den Boden dieses inmitten eines herrlichen subtropischen Paradieses gelegenen alten Ortes betrete. Unwillkürlich muß ich an die Anfänge dieser hohen Kultur denken, welche sich in dieser großartigen Weise in Anuradhapura und den übrigen begrabenen Städten Ceylons zeigt. Und hier in Kandy sehe ich nur einige buddhistische Heiligtümer und die unbedeutenden Bauwerke alter Singalesengeschlechter, die mir nur wenig von der einstigen Pracht ihrer geistigen Urheber zeigen können. Außer leeren, teilweise sehr profanisierten Bauten erinnert in Kandy fast nichts an die Vergangenheit Lankas, und wer die toten Städte im Norden Ceylons gesehen hat und mit großen Erwartungen nach Kandy kommt, wird von dem nichtssagenden Charakter dieser Bauwerke überrascht sein. Doch um so mehr war ich über die reizvollen Eindrücke, die der landschaftliche Charakter Kandys in mir erweckte, erfreut. Kaum bot sich mir auf der ganzen Insel ein lieblicherer Anblick als dieser Ort, der von einer herrlichen, südlich anmutenden Vegetation umgeben ist. Ein von blühenden Hainen und grünen Gärten umsäumter künstlicher See belebt das Bild in malerischer Weise. Alle die wohlgepflegten Wege und prachtvollen Anlagen mit alten schattigen Bäumen und schlanken Palmengruppen geben der Landschaft das Gepräge geschmackvoller Bodenkultivierung. Zwischen dunklen, schwermütigen Baumgruppen liegt das höchste Kleinod der gläubigen Buddhistenwelt, der berühmte Tempel Dali Maligawa, der eine kostbare Reliquie, den heiligen Zahn Buddhas in sich birgt. Das Kleinod, welches nur an bestimmten Festtagen das Licht des Tages erblickt, genießt bei den Buddhisten abgöttische Verehrung. In großen Mengen kommen die Wallfahrer aus den entlegensten Ländern des Ostens, um dieser

Hinterlassenschaft Gautamas zu huldigen. Der Tempel, der wie viele buddhistische Heiligtümer von einer großen Dagobe gekrönt ist, hat äußerlich nichts, was mit der Wichtigkeit seines Inhaltes übereinstimmt. Trotz dieser Bescheidenheit der buddhistischen Denkmäler finden wir in Kandy die Hochburg des Buddhismus auf Ceylon. Wie jenes körperhafte Symbol Buddhas, der geheiligte Bo-Baum, welcher vielfach auch an den Kultorten in Ceylon und Indien seine Wurzeln schlägt, trieb die weltweite Lehre Gautamas auf dem Boden Lankas die Früchte, an deren himmlischer Reinheit und Göttlichkeit die Gläubigen ihre Erbauung finden sollen. Buddha selbst bezeichnete seherisch Lanka als das Reich, in dem seine Lehre bis zum Ende seiner geistigen Herrschaft dauern werde. Und wirklich bewahrt Ceylon das Erbe Buddhas in einer Reinheit, wie wir sie in Indien nur selten antreffen. Kandy ist das Zentrum dieser starken geistigen Strömung. In Schulen und Klöstern werden dort die Jünger und Sendboten des Glaubens für ihre ernste Mission vorbereitet, und auch der Strom der Pilger, die Ceylons Boden jährlich zu vielen Hunderttausenden betreten, sammelt sich an diesem Ort, der das Mekka des Buddhisten ist.

Ganz in der Nähe Kandys liegt der botanische Garten Pere-deneya, welcher eine interessante und kostbare Sammlung tropischer Flora enthält. Es ist ein Baum- und Pflanzenparadies, das trotz eines wohlgepflegten Anbaues von urwüchsiger Schönheit ist. Die gesamte Vegetation Ceylons und jene seines Nachbarreiches Indien ist hier in vorbildlicher Weise zu eindrucksvoller Entwicklung gebracht. Das üppige Immergrün des Gartens, welches von einem leuchtend-roten Wegnetz durchkreuzt wird, ist gattungsweise in großen und kleinen Gruppen von Bäumen und Sträuchern angepflanzt. Und zwischen den dichten Kronen und Stämmen dieser Haine blickt man auf weite Rasenflächen, auf deren leuchtendem Grün das Licht der Sonne blinkt. Kleine Teiche, mit Seerosen und blühenden Lotos bedeckt, liegen

in malerischen Verstecken im Schatten hoher Palmen, Farn- und Banianenbäume. Wenngleich auch die durch den Zwang menschlichen Willens eingeengte Natur der großzügigen Anlage nicht entbehrt, so dünkt mir der herrliche Garten doch als ein dumpfes Gefängnis, in dessen Enge die Kinder einer urwüchsigen und unbezähmbar wilden Natur um den Verlust ihrer Freiheit trauern. Die Dämmerung bricht herein, als ich durch die dichten Alleen der im Abendwinde leise fächernden riesigen Talipotpalmen heimkehre, und langsam beginnen die unsichtbaren Geister einer verborgenen Insektenwelt in den buschigen Kronen der Bäume und Palmen ihr nächtliches Lied zu singen. Wie das Schwingen eines durch die wunderbare Akustik der Abendluft gesteigerten Harfenchores klingt dieses Lied der Freude und Leidenschaft durch die Stille des lauen Abends. Bald gleicht das rhythmische Singen dem dumpfen, wechsellvollen Rauschen entfernter Meeresbrandung, bald den hellen vibrierenden Tönen auf und nieder steigender Harfenstimmen, deren Flimmern wie ein zarter Hauch über der warmen Erde dieses Gartens schwebt. Und nie bekam ich einen dieser kleinen scheuen Sänger zu Gesicht, deren Liebeswerben die Stille dieser sommerlichen Schwüle von der Dämmerung des Abends bis zum Heraufsteigen des Frühlichtes erfüllt.

Wie ein Hauch liegen die feinen Schleier nächtlicher Nebel über der Hochebene von Nuwara Elaya, die ich frühmorgens von Kandy aus in mehrstündiger Fahrt mit der Bergbahn erreiche. Es ist der Luftkurort Ceylons, und seine von herrlicher Höhenluft erfüllte Landschaft ist in den heißen Monaten der Sammelpunkt eines lebhaften Fremdenverkehrs. In weiten Serpentinien steigt der Weg zu diesem Hochland in etwa sechstausend Fuß Höhe empor, über das eine dunkle, schwermütige Vegetation ausgebreitet liegt. Diese dunklen Baumbestände, unter denen sich Rhododendren, Koniferen und Kiefern befinden, erinnert mich stark an die trauliche Bergnatur meiner süddeut-

schen Heimat. Und trotz all diesen anheimelnden Reizen, welche diese herbe, nordisch anmutende Welt besitzt, liegt doch ein eigenartiger Zug von Fremdheit in dieser Landschaft. Die Hochebene, über die sich eine ozonreiche, würzige Waldluft ausbreitet, ist von dem sanften Rhythmus wogender, mattgrüner Hügel erfüllt. Weit draußen erheben sich steil ansteigende, von bläulichen Dunstschleiern umflorte Berge. In unmittelbarer Nähe lagert ein steiler Kegel über der Ebene, den die Wolken wie die Rauchfahnen eines Vulkans umschweben. Es ist der Pedrotalagala, der König der Berge Ceylons. Sein sagenhafter Rivale, der Adamspeak, welcher von der Gloriole leuchtender Helligkeit umgeben ist, ragt weit im Norden aus dem bläulichen Dunstkreis, der den Horizont verschleiert, empor. Bald werde ich seine Hänge erklimmen, um das Geheimnis seines Gipfels kennenzulernen.

Drückende Schwüle hat inzwischen die reine Atmosphäre der Berge in die Dumpfheit warmer Gewitterluft verwandelt. Von Nordosten ziehen schwere Wolken herüber. Fahle Dämmerung liegt über der Erde, und eine unheimliche Stille verkündet das Herannahen eines schweren Gewittersturmes. Ich befinde mich auf dem Weg zum Gipfel des Pedros, und noch ehe ich einen schützenden Unterschlupf finde, bricht das Wetter mit überwältigender Plötzlichkeit herein. In einer Hütte, die in halber Höhe des Berges liegt, finde ich Schutz vor den Fluten des Regens, der den steilen Gebirgspfad in einen reißenden Gießbach verwandelt. Schwere Blitz- und Donnerschläge zerreißen die dämmrige Dunkelheit, und das Heulen des Orkans mischt sich in das dumpfe Dröhnen des Donners. Langsam zieht das Wetter über die südliche Mauer der Berge herauf, und seit Stunden warte ich auf das Ende dieser Sturzbäche, die aus dem übersättigten, dunklen Wolkenmeer herniederströmen. Langsam begräbt die schwarze Finsternis der heruntersinkenden Nacht meine Hoffnung, den in geringer Entfernung gelegenen Gipfel des Pedro zu

erreichen. Erst spät am Abend kehre ich durchnäßt in das Haus der Rast zurück, um an einem klaren Frühmorgen des nächsten Tages meine Reise nach dem Westen der Berge fortzusetzen.

DIE BESTEIGUNG DES ADAMSPEAK

Aus der dunsthaft blauen Kette des ceylonesischen Berglandes sieht man zwei mächtige Gipfel emporragen. Der höchste von ihnen ist der Pedrodalagala, während der südlicher gelegene, eigentümlich geformte Adamspeak nur einige hundert Meter niedriger ist. Von einem sagenhaften Nimbus umgeben, reizt der Adamspeak den Wanderer in den Bergen zu einer Besteigung. Wenngleich der Aufstieg auf den Pedrodalagala (2530 m), der vom Hochland aus besser erreichbar ist, unschwer müheloser unternommen werden kann. In dem religiösen Leben der Buddhisten, Hindus und Mohammedaner spielt der Adamspeak eine bedeutende Rolle, denn auf seinem Gipfel finden wir die viel umstrittene und mit tiefer Inbrunst verehrte Fußspur Buddhas, welche auch jene Shivas oder Mohammeds sein soll. Dieses Merkmal, welches dem in das Gestein vertieften Abdruck einer riesigen menschlichen Fußspur gleicht, befindet sich auf einem Gneisfelsen in der Nähe des Gipfels. Alle die Völker, die zu dem Berge pilgern, sind von dem Glauben an diese reliquienhafte Hinterlassenschaft ihres Idols so sehr durchdrungen, daß sie in friedlicher Gemeinschaft den Berg als heilig und verehrungswürdig bezeichnen. Große Pilgerscharen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse, ja sogar Christen steigen zu seinem Gipfel empor, und während der Pedrodalagala in öder Verlassenheit liegt, besuchen jährlich Tausende von Gläubigen die Höhen des göttlichen Adamspeak.

Von der Hochebene herabkommend, erreiche ich nach einer abwechslungsreichen Wagenfahrt durch die mit weiten Tee-pflanzungen bedeckten Berge und wildromantischen Täler einen kleinen Ort, welcher inmitten blühender Gärten und grüner Haine versteckt, am Fuße dieses gewaltigen Bergkegels liegt. Im Hause der Rast angekommen, traf ich drei Engländer, die mit alpiner Ausrüstung versehen, am Nachmittag des nächsten Tages mit der Besteigung des Gipfels beginnen wollten. Um den Sonnenaufgang mitzuerleben, wollte ich den Aufstieg noch im Laufe desselben Abends beginnen. Jedoch das Glück schien mir nicht günstig zu sein, denn der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, so daß die Nacht in tiefe Finsternis und Regen gehüllt war. Wohl war die Zeit des Monsuns zu dieser Besteigung recht ungeeignet und galt infolge der schlechten Sicht im wahren Sinne des Wortes als ein aussichtsloses Unternehmen. Aber wie ist es mir möglich, jetzt, nachdem ich nun meinen Fuß auf die Erde des heiligen Berges gesetzt habe, dieses Ziel, das so dicht vor meinen Augen liegt, aufzugeben! Denn vielleicht nie würde ich später wieder die Möglichkeit sehen, diesen wundersamen Berg zu besteigen. So wollte ich den blauen Himmel, der mich seither auf meinen Fahrten begleitet hat, am nächsten Morgen erwarten und in dieser Hoffnung verbringe ich die Nacht unter dem heimischen Dache des Hauses der Rast. Schwere Gewitter, die jenseits der Berge toben, erfüllen die unheimliche Finsternis der Nacht mit dem dröhnenden Rollen schwerer Donnerschläge, während wolkenbruchartige Regen an den Hängen der Berge niederrauschen.

Der frühe Tag erwacht in eintönigem Grau eines nebelhaften Regenschauers. Der Fuß des heiligen Berges war von ziehenden Wolkenfetzen umbrandet, und es war, als wollten die Götter den heiligen Ort mit undurchdringlichem Nebel schützen. Obwohl mein Führer, ein Hindu, wenig geneigt war, die Wanderung mit mir anzutreten, dränge ich doch zum Aufbruch, und von den

Wünschen meiner englischen Gefährten begleitet, beginne ich, auf mein Glück vertrauend, den Aufstieg in den ersten Stunden des Vormittags. In Begleitung meines mißmutigen Führers ziehe ich durch ein graues Nebelmeer hinauf in die Felsenwildnis. Ein schmaler Pfad führt zur Höhe empor. Unter mir gähnt ein Abgrund, dessen Tiefe mir durch die Schleier der darin auf und nieder wallenden Nebel verhüllt ist. Diese Welt, in die wir hinaufsteigen, und alles, was unter uns versinkt, ist von undurchsichtigem, feuchtem Dunst umgeben. Eine schwindelnde Leere, die von dieser gegenstandslosen Einöde ausgeht, weckt ein betäubendes Gefühl in mir. Mit dem Aufwand meiner letzten Willenskraft versuche ich, den Gedanken an die Rückkehr zum Rasthause niederzukämpfen. Die Temperatur sinkt beständig. Nässe und Feuchtigkeit dringen bis auf die Haut und lassen die Glieder erstarren. Mein halbnackter, in Lumpen eingehüllter Führer schlottert vor Kälte. Über der Monotonie des düsteren Tages liegt die Ruhe des Grabes. Nur tief unter uns, aus den unsichtbaren Schluchten, tönt das ferne Brausen von Gießbächen und stürzenden Kaskaden zu uns herauf.

Wir gelangen an eine zerfallene Hütte, in welcher frierende Eingeborene rasten. Eine Gruppe armseliger Hindus und Mohammedaner kauert, in nasse Gewänder gehüllt, um ein glimmendes Feuer. Es sind Wallfahrer, die vom Gipfel des Berges herabkommen, wo sie einen Tag und eine Nacht mit Beten und Opfern zugebracht haben. Sie berichten von einem furchtbaren Wetter, welches in der Nacht an der nordwestlichen Seite des Berges getobt hat. Doch über uns scheinen sich jetzt die Nebel zu lichten. Heller Schein dringt in das schwere Grau der Landschaft, und bald erkennt man die dunsthaften Umrisse der gegenüberliegenden Berge. Je höher wir auf dem engen, steinigen Pfad steigen, desto mehr lichten sich die Nebel, und bald haben wir den Dunstkreis der Wolken, die jetzt wie ein graues, wogendes Meer unter uns branden, durchbrochen. Der Himmel leuchtet

in strahlender Helle. Zarte Wölkchen schweben unter dem herrlichen Blau des leuchtenden Firmaments. Diese Wandlung in der Natur hat sich mit solcher Plötzlichkeit vollzogen, daß ich mich in eine Welt des Lichtes und der Freude versetzt fühle. Rasch belebt sich unsere Stimmung, die uns guten Mut zum Weiterwandern gibt. Immer mehr öffnet sich dem geblendeten Auge ein herrlicher Blick in die Ferne einer majestätischen und in dunsthaftes Blau gehüllten Bergwelt, die ringsumher wie ein Land der Wunder aus den grauen Wogen der Feuchtigkeit auftaucht. Vor uns erhebt sich ein mächtiger, grauer Bergrücken, der mit dunkler Vegetation bedeckt ist, und wir durchqueren eine Wildnis von Felsen und niedrigem Gestrüpp, in der wir uns über das Wurzelwerk umgestürzter Baumstämme, das wie riesenhafte Medusenhäupter über die Erde emporragt, emporarbeiten. Die Sonne, die uns mit ihren milden Strahlen erwärmt, hat nun ihren höchsten Stand erreicht. Wir befinden uns in einer Höhe von etwa 1600 m und werden bald den Gipfel erreicht haben. Der Pfad, der jährlich von Tausenden von Pilgern begangen ist, wird immer enger und führt in weiten Serpentin und Zickzackwegen an steilen Hängen und schwindelnden Abgründen vorbei, so daß ich oft die Augen schließen muß, um das Gleichgewicht und die Sicherheit meines Körpers zu wahren.

Von überwältigender Gewalt ist die Einsamkeit dieser Berge, an deren Hängen wir uns wie Atome bewegen. Immer mehr verstehe ich das Begehren dieser Völker, welche die erhabene Welt der Berge zum Gegenstand ihrer göttlichen Verehrung gemacht haben. Diese wundersame Natur, die uns hier umgibt, ist voll gewaltiger Kraft. Ihre Schönheit und ergreifende Feierlichkeit ist das Sinnbild Gottes, dessen geheimnisvoller Geist die Menschen, die hier heraufpilgern, mit ehrfurchtsvoller Scheu erfüllt. Nie ist mir die Ewigkeit des Weltenraumes so sehr zum Bewußtsein gelangt, als wie auf der einsamen Wanderung in dieser göttlichen Welt der Berge, deren Kuppen und steile Gipfel aus dem

lichten Blau des Himmels grüßen. Bald liegen auch die letzten Reste dieser schwermütig-dunklen Vegetation hinter uns, und mit dem Aufwand letzter Kraft erklimmen wir die steile Wand des kegelförmigen Gipfels, dessen zackige Umrisse sich in starken Konturen von der Helle des Himmels abzeichnen. Die von dem nächtlichen Gewitter gereinigte Atmosphäre umgibt uns mit leuchtender Klarheit, während uns die stechenden Strahlen der Sonne den Schweiß aus den Poren des Körpers treiben. In vollen Zügen genieße ich die herrliche Reinheit dieser Höhenluft. Noch ein letzter kraftvoller Ansturm über einen steilen Grat, und wir befinden uns vor einem primitiven Rasthäuschen, welches unmittelbar unterhalb des Gipfels liegt. Während mein geduldiger Führer in Gemeinschaft einiger Pilger in der Hütte einen warmen Imbiß bereitet, steige ich hinauf zu dem sagenhaften Gipfel und bewundere die Schönheit der tief unter mir versunkenen Welt.

Welch ein herrliches Bild von ergreifender Größe und Reinheit! Losgelöst von aller Erdschwere, wie ein Land des Traumes, liegt die von einem dunsthaften Hauch verschleierte Welt des Gebirges unter dem überirdischen Glanz einer strahlenden Helle. Auch die Tiefen der Täler haben sich allmählich erhellt, und in mattem Grün leuchten die Wälder und Fluren, die wie Samt zwischen den Höhenzügen eingebettet liegen, zu mir herauf. Fern, wie ein schimmernder Spiegel, steigt hinter den dunsthaften Umrisen der Berge der Ozcan empor, der das herrliche Panorama im Südwesten wie ein blaues Band umfaßt. Kein Laut, kein Hauch regt sich, und ein stiller göttlicher Friede liegt über dieser Erde. Wie gebannt von dem Zauber, der von dieser überirdischen Pracht ausgeht, stehe ich auf der Höhe dieses heiligen Berges und blicke hinab in die unendliche Weite einer herrlichen Natur, deren Anblick meine Seele tief bewegt. In der Nähe des Gipfels befindet sich ein flacher, verwitterter Gneisfels, dessen höchste Erhebung die reliefhafte Vertiefung einer riesigen Fußspur zeigt. Es ist das Mirakel dieses mysteriösen Berges, die sog.

„Sripada“, die von den Buddhisten als ein Merkmal Buddhas verehrt wird. In frommer Duldsamkeit, ohne Vorurteile und Widersprüche, versammeln sich jährlich Tausende von Pilgern der verschiedensten Glaubensrichtungen auf dem Gipfel, um an dieser Stätte ihres Kultes in friedsamem Gläubigkeit einen unbestrittenen Anspruch auf dieses Wunder zu erheben. Nie entstanden unter diesen Menschen hier Zweifel und Streitigkeiten über die rechtmäßige Bedeutung oder den Ursprung dieses göttlichen Zeichens. Dunkel ist die Geschichte der Entstehung dieser Spur, in welcher sich schon in dem übernatürlichen Maß von etwa 6 Fuß Länge die Mystik des Überirdischen auszudrücken scheint. Zweifellos ist diese von Menschenhand hervorgebrachte Erscheinung von einem legendenhaften Ursprung und von dem Schleier dunkeln, geheimnisvollen Geschehens umgeben. Wir hören von ihr schon in den ältesten buddhistischen Schriften Ceylons. Nach diesen Aufzeichnungen soll ein singalesischer König, der zwei Jahrhunderte vor Christi von dem Geiste Gautamas erfüllt war, die heilige Fußstapfe entdeckt haben. Später finden wir sie in hinduistischen, arabischen und persischen Schriften erwähnt. Doch keiner dieser von tiefem religiösen Gefühle erfüllten Menschen kümmert sich weder um Geschichte noch Ursprung, denn bei ihnen ist es der Glaube, der selig macht und der die Nüchternheit gedanklicher Bedenken als eine geringfügige Nebensächlichkeit erscheinen läßt. Als ein äußeres Zeichen dieser Übereinstimmung gelten mir auch die Menschen, die ich in der Hütte auf dem Gipfel des Peak in friedlicher Gemeinschaft versammelt sehe. Unter ihnen erkenne ich einen Brahmanen und Anhänger Shivas, zwei Mohammedaner und zwei buddhistische Priester. Sie alle sind zum selben Ziele und in derselben Absicht heraufgewandert, um das körperhafte Symbol ihrer Idole zu verehren.

Bald saß ich gleich ihnen in ihrem Kreise, und ohne ihre Sprachen zu verstehen, las ich auf ihren ruhigen, feierlichen Gesich-

tern, daß sie von dem Ernst ihrer heiligen Aufgabe vollkommen überzeugt und durchdrungen waren. Inzwischen ist es Abend geworden. Im tiefblauen Raume der Unendlichkeit hat sich die Sonne als eine glutrote Kugel dem schimmernden Horizonte genähert, und langsam versinkt sie hinter den Bergen, die in einem Schleier violetter Dämmerung liegen. Die zarten Umrisse der Berge gleiten leise in die Schatten der Nacht, aus der das Flimmern des unendlichen Sternenmeeres herableuchtet. Die hereinbrechende Dunkelheit bringt stark zunehmenden Temperaturwechsel, und eine Brise vom Nordosten verwandelt die Kühle der Nacht in frostige Kälte. Ein glimmendes Feuerchen erleuchtet den kleinen Raum, in dem ich mich zwischen den Eingeborenen niedergelassen habe. Doch durch die Ritzen und Spalten der Hütte pfeift der kalte Wind, und ich kann mich während der Nacht gegen den Frost kaum schützen. In die mitgebrachten Decken gehüllt, suche ich eine leidliche Nacht zu verbringen, was mir jedoch bei der stets zunehmenden Kälte und meiner mangelhaften Ausrüstung zur Unmöglichkeit wird. Nun beginnt ein düsteres Kapitel dieser mit so vielen Hindernissen verbundenen Peakbesteigung, denn die eisige Nacht in 2300 m Höhe wurde zu einer Qual, deren Ende sich in eine abgrundlose Ewigkeit zu ziehen schien. Doch ich tröste mich mit meinen eingeborenen Leidensgenossen, die, nur mit dünnen Decken versehen, unter denselben Umständen dieses Schicksal in der öden eisigen Einsamkeit der Berge mit mir teilen. In frommer Duldsamkeit sitzen sie in leichte Gewänder und Decken gehüllt lautlos vor der glimmenden Asche des erloschenen Feuers. In ewigem unruhewollen Umherwandern in der nächtlichen Stille der Berg-einsamkeit verbringe ich die Stunden der Nacht, bis endlich das Licht der Dämmerung langsam über den Rand des östlichen Horizontes kriecht.

Doch für alle die Nöte der Nacht sollte ich durch das märchenhafte Ereignis des Sonnenaufgangs mit seinen merkwürdigen

Wundern entschädigt werden. Noch war im Westen das glitzernde Firmament in ein tiefblaues Dunkel gehüllt, als plötzlich der Strahlenkranz des Frühlichtes sprühend über den Horizont emporflimmert, und die Himmelswand im Osten in das brennende Rot der Sonnenglut taucht. Bald war es der Schimmer irisierenden Perlmutterglanzes, das Feuer leuchtender Smaragde und Rubine, in der das Spektrum des Sonnenlichtes ein blendendes Feuerwerk in den Weltenraum emporschickt. Wie der höchste Triumph dieser überwältigenden Naturerscheinung gleitet langsam in erhabener Ruhe die Glut der Sonnenscheibe über die dunkle Silhouette des Erdballs herauf. Nun beginnt das zweite Wunder, welches diese Welt des kreisenden Lichtes vollbringt. Es gleicht einem gespenstischen Schatten, einer überirdisch-spukhaften Erscheinung, die einen ungeheuren Eindruck im Wesen der Menschen und seiner Phantasie erweckt. Zur selben Zeit des Sonnendurchbruchs wende ich mich voll Erwartung gen Westen und erblicke nun jenes merkwürdige Schauspiel, welches der steile Gipfel mit seinem Schattenrisse auf der Wand des gegenüberliegenden Berges hervorzaubert. Langsam wie der gigantische Körper eines niedergekauerten Riesen erhebt sich der langgestreckte, spitze Schatten des Bergkegels über die dunsthafte Atmosphäre, die zwischen den Bergen schwebt. Dort gleitet die schwarze Masse des Schattens lautlos schleichend, sich stets vermindern über die aufsteigenden Nebelwände der Täler, um sich allmählich auf der schweren, körperhaften Erde des im Westen liegenden Gebirgsmassivs niederzulassen. Voll Ergriffenheit blicke ich hinunter in die geheimnisvolle Tiefe des Abgrundes, in der diese Geburt des Lichtes langsam versinkt. Die immer höher steigende Sonne gießt ein warmes Licht über die unter uns liegende Natur, die in den zitternden Tönen des frühen indischen Morgens zu erwachen beginnt. Unmerklich weichen die nebelhaften Schatten der Dämmerung, und langsam beginnt das Leuchten des blendenden Tages über dem gewaltigen Land der ceylo-

aesischen Berge. Noch ein letzter Blick hinüber zu dem glitzernen Spiegel des Ozeans, den ich morgen schon auf meiner Reise nach Indien hinüber überqueren werde. Und dann geht es durch die Klarheit eines frischen Morgens in raschem Abstieg hinunter an jenen steilen Felsenwänden entlang, über die ein Meer von Steinen und Wurzeln gebreitet liegt, durch dunkle Rhododendrenhaine und dichtes Unterholz, bis wir endlich wieder den Weg zu unserem Ausgangspunkt im Tale erreichen. Was uns gestern durch die Schleier der feuchten Nebel verhüllt war, grüßt uns jetzt im Lichte einer warmen, goldenen Sonne. Aus den dichten Urwäldern, welche die Talsohlen bedecken, tönt das viel tausendstimmige Leben einer exotischen Vogelwelt. Eine Gruppe buddhistischer Pilger, die zum Peak hinaufwandern, begegnet uns auf dem Pfade, der zur Höhe führt. Sie sind, wie jene anderen, die mit uns herabsteigen, ein Glied dieser langen Kette jahrtausendalter Gläubigkeit, die in unendlichem Rhythmus den Geist der Menschen mit jenen Sphären einer wundersamen Natur verbindet.

NACH INDIEN

Vom Tage meiner Landung auf der Insel Ceylon bis zur Abreise zum indischen Festland hinüber waren nur wenige Tage verflossen, in deren Verlauf eine überwältigende Fülle von reichen Eindrücken meine Gedanken bewegte. Es waren die ersten Geschehnisse, die in ihrer farbenprächtigen Bunttheit von überaus ansprechender Wirkung auf mein Gemüt waren und deshalb einen besonderen Raum im Schatze meiner Eindrücke und Erinnerungen einnehmen. Das blendende Sonnenlicht, die merkwürdig starken Kontraste von Hell und Dunkel, die unermeßliche Üppigkeit und der Reichtum einer verschwenden-

derischen Natur, welche die rote, warme Erde Ceylons in nie versiegender Kraft des Wachstums hervorquellen läßt, das bunte malerische Leben einer exotischen Menschenrasse, die in glücklicher Übereinstimmung mit ihrer paradiesisch schönen Heimat lebt; all dies steht in einem überraschenden Gegensatz zu der Graueit und Monotonie des Lichtes jener nordischen Welt, die nun jenseits der südlichen Meere hinter mir liegt. Doch wie bald sind diese fremdartigen Erscheinungen, die die Augen unserer Empfindung vermitteln, zur Selbstverständlichkeit geworden, und wie nahe scheint doch unserem Wesen der Weg zum Herzen dieser Welt und ihren Menschen. Wohl ist äußerlich die Kluft, die den Osten vom Westen trennt, unendlich groß. Doch vieles zeigen uns diese Länder und Menschen, woraus wir die innere Verwandtschaft ihres Wesens mit dem unsrigen schließen können. Sagt doch Kipling, ein tiefsinniger Kenner des Orients, daß Osten Osten bleibt und mit dem Westen nicht vergleichbar ist. Doch wer den tieferen Sinn dieser Auffassung verstehen gelernt hat, wird den Wert dieser Anschauung nur als einen relativen Begriff einer äußerlich scheinbaren Gegensätzlichkeit erkennen.

Die Stunde, in der ich von Ceylon Abschied nahm, gestaltete sich zu einem wehmutsvollen Ereignis. Gehörten doch die rasch vorübereilenden Tage meines Aufenthaltes auf der Insel zu den schönsten und einprägsamsten Erlebnissen meiner Indienreise. In besonders dankbarer Erinnerung gedenke ich auch der lebenswürdigen Aufnahme und Gastfreundschaft, die ich im Kreise der Deutschen Colombos und vor allem dem weltbekannten Hause John Hagenbecks verdanke. John Hagenbeck, ein Mitglied der bekannten gleichnamigen Hamburger Familie Hagenbeck, gehörte zu den prominentesten Mitgliedern der europäischen Gesellschaft in Colombo. Aus kleinen Anfängen heraus hatte sich Hagenbeck im Wirtschaftsleben des Ostens zu einer bedeutenden Persönlichkeit emporgearbeitet. Sein Name hatte weit über den Bereich seiner zweiten Heimat einen guten Klang, und kein

Deutscher verließ den Boden Ceylons, ohne nicht die Gastlichkeit seiner Landsleute, und besonders die Hagenbecks und des in Colombo befindlichen Deutschen Clubs, genossen zu haben. Leider haben die unheilvollen Einflüsse des Krieges auch das Lebenswerk dieses Mannes zerstört, denn seine großen Besitztümer, die er auf Ceylon hatte, fielen dem chaotischen Wirrwarr jener politisch gespannten Zeit zum Opfer.

Es war an einem stürmischen Tag, als ich abends auf einem Küstendampfer der British India Steam Navigation Co. die beiden Leuchtfeuer des Hafens von Colombo passierte und der Insel die letzten stillen Abschiedsgrüße hinübersandte. In steil aufsteigenden turmhohen Gischbergen stiegen die Wogen des vom Nordwestmonsun gepeitschten Ozeans an den Wellenbrechern der Hafenmole empor. Weit draußen in der düsteren Unendlichkeit des Meeres leuchten wie phosphoreszierend die weißen Schaumkämme der Wogen, die sich in der stürmischen Enge der Palkstraße kräuseln. Von Nordwesten weht ein starker Passat, der heulend in dem kahlen Verdeck und an den Masten des Schiffes rüttelt. Immer weiter entfernen wir uns von der in das Grau des Wetters versinkenden nebelhaften Küste der Insel, von der die Lichter Colombos und die Leuchtfeuer des Strandes wie flackernde Sterne zu uns herüberblinken. Nur wenig Passagiere sind an Bord, und das stürmische Wetter ist nicht ohne Wirkung auf manche von ihnen geblieben. Verödet liegt die schwankende Tafel des Speisesaales, an der ich mich mit meinem Tischnachbar, einem zugeknöpften Engländer, und den Offizieren des Schiffes über meine Reisepläne unterhalte. Finsternis liegt über dem tosenden Ozean. Die Nacht ist unheimlich, und in den heulenden Chor des Passatwindes mischt sich das hohle Brausen der Wogen, die an die Luvseite des heftig rollenden Schiffes klatschen. Wolkenbruchartiger Regen strömt hernieder. Über Nacht sind sämtliche Luken geschlossen, wodurch sich die Temperatur im Innern des Schiffes zur Unerträglichkeit steigert. Die unruhe-

vollen Stunden der Nacht lassen meinen Gedanken Zeit, an die vor mir liegende Zukunft zu denken. Dicht vor mir ist das Ziel meiner Sehnsucht und Erwartung. Eine Welt, deren gesamtes Leben seit Jahrtausenden durch den Einfluß stark belebten, religiösen und politischen Lebens unruhevoll auf und nieder steigt. Mit welchen Gefühlen werde ich am Morgen den Boden dieses Reiches betreten, und welches Schicksal wird mich von dem Tage meiner Landung bis zur Stunde der Wiederkehr in die Heimat begleiten?

Vieles, was ich über Indien gehört und gelesen habe, erscheint von einer phantastischen Empfindung getragen, wie ein träumerisches Erleben vor meiner Seele. Alle die Herrlichkeiten und wundersamen Dinge dieses Landes der Sonne, die meine Gedankenwelt seit langer Zeit erfüllt haben, werden nun in körperhaften, lebendigen Bildern vor meine Augen treten. Manches wird meine Erwartungen und meine Anschauungen, die ich über jenes Land und seine Menschen habe, wohl enttäuschen, und vieles meine Ahnungen von der Größe und Erhabenheit dieser Dinge bei weitem übertreffen. Unwillkürlich erweckt diese Ungewißheit, welche uns Menschen von spannungsvollen Erlebnissen trennt, ein quälendes Gefühl der Enge. So grübelnd, dämmere ich dem nächsten Tag entgegen. Nach einigen Stunden der Ruhe erwache ich am frühen Morgen in einer Atmosphäre, die schwer, wie Treibhausluft, die engen Kabinen des Schiffes erfüllt. Die See ist bei Sonnenaufgang ruhiger geworden, und wir befinden uns in Sichtweite des indischen Festlandes, welches wie ein heller Nebelstreifen über dem grauen Meere zu schweben scheint. Lange liegen wir vor der dunsthaften Küste Indiens. Die Ausschiffung, die in Tutikorin, das keinen Hafen besitzt, auf offener See erfolgt, ist in den ersten Stunden des Morgens unmöglich, da der hohe Seegang die Übernahme der Passagiere und Fracht nicht zuläßt. Gegen Mittag endlich legt sich die starke Dünung, welche das Schiff beständig in Bewegung hält. Eine

indische Dampfbarkasse, die wie eine Nußschale auf den Wellen schaukelt, steuert die Längsseite des Dampfers an. In schwungvollem Bogen sausen Passagiere und Gepäck vom Fallreep in die auf und nieder steigende Schaluppe.

Als wir indischen Boden betreten, glänzt das matte Licht der Sonne durch den über uns jagenden Dunstschleier der Wolken. Immer höher flüchten die Nebel, und bald begrüßt ein blauer Himmel unsere Ankunft in Indien. War es nicht dasselbe grübende Leuchten, welches mir bei meiner Landung auf Ceylon schon wie eine gute Vorbedeutung schien! — Sollte diese glückliche Fügung mir auf meinen Reisen in Indien auch weiterhin beschieden sein! Fast hege ich Zweifel an der Gunst dieses Schicksals, als man mein Gepäck in der Zolloffice einer peinlich genauen Revision unterzieht. Man stellt meine ganze Habe auf den Kopf. Zutage geförderte Jagdmunition sowie ein Jagdgewehr und eine kleine Handfeuerwaffe erregen das Mißtrauen der englischen Zollbehörde. Diese Zweifel und eine hochnotpeinliche Untersuchung weckt in mir eine gewisse Verstimmung. Zumal ich durch lange Präliminarien, denen zufolge ich einen Revers über die Verwendung der Waffen zu unterzeichnen hatte, an der Abreise mit dem fälligen Postzug verhindert wurde. Ich benutze die verlorene Zeit zu einem Abstecher nach der in der Nähe liegenden Tempelinsel Rameswaram, und ich hätte ihre Großartigkeiten nie gesehen, wenn mir die englische Zollbehörde durch meinen unfreiwilligen Aufenthalt nicht indirekt die Anregung dazu gegeben hätte. So danke ich einem von bürokratischem Geist getragenen zwangsläufigen Ereignis mein erstes bedeutsames Erlebnis in Indien.

DIE TEMPELINSEL RAMESWARAM

Rameswaram gehört zu den ersten Eindrücken, die ich empfang, kurz nachdem ich den Boden Indiens betreten hatte. Ich muß bekennen, daß meine Erwartungen, die von der starken Phantasie meiner Gedanken aufs höchste gesteigert waren, durch die Großartigkeit dieser fabelhaften Bilder, die hier meine Augen sahen, noch weit übertroffen wurden. Rameswaram liegt auf einer kleinen Insel, die ein letztes Glied dieser merkwürdigen Riffstraße bildet, welche die Insel Ceylon mit dem indischen Festlande verbindet. Was mich zu diesem Weg nach Rameswaram trieb, war sein Tempel, der unter den Kultstätten des religiösen Lebens in Südindien und im Herzen des gläubigen Hindus eine große Rolle spielt. Der heilige Ort, der in der Nähe der kleinen Inselstadt liegt, ist einer der bedeutendsten Wallfahrtsstätten des hinduistischen Siwakultes. Er ist das letzte südliche Bollwerk des mächtigen Gottes, dessen Anhänger sich hier jährlich in großen Mengen zu einem religiösen Fest versammeln. Der Eindruck, den ich von meinem Besuch auf Rameswaram empfang, gehört wohl zu den gewaltigsten und einprägsamsten Erlebnissen meiner Reise im Süden. War es doch gleichsam das erste dieser Wunder Indiens, welches mit seinem mystischen Zauber meine ganze Seele umfassen hielt.

Die Insel, ein Felseneiland, ist wenig fruchtbar. Das einzig reizvolle Bild, welches sie bietet, sind die Haine wundervoller Palmenwälder, die den feuchten Strand der Insel wie ein immergrüner Kranz umgeben. Eine breite Straße, die von Pilgern belebt ist, führt zu dem Tempel, der im Innern der Insel verborgen liegt. Schon von weitem sehe ich die riesigen Türme, die dunkel und drohend hinter den Palmen emporragen. Wolken schwarzer Krähen umkreisen den heiligen Ort, als ob es eine Richtstätte wäre. Immer lebhafter wird der Trubel der bunten

Menschenscharen, die wie ein Ameisenschwarm zwischen dem Tempel und der Stadt hin und her wallen. Plötzlich stehe ich vor der hohen Mauer dieses gewaltigen Bauwerkes. Vor den Toren des Tempels wogt das malerische Treiben einer unendlich reichen Farbigkeit. Die blendende Sonne beleuchtet dieses lebhaftes Schauspiel und gibt ihm jenen prickelnden Reiz sprühenden Lebens, dessen malerische Eigenart aus den Kontrasten blendenden Lichts und tiefen farbigen Schattens geboren wird. Ich blicke an der hohen Gopuram, die den Eingang zum Tempel krönt, empor. Bei der oberflächlichen Betrachtung dieses enormen Formen- und Figurenreichtums einer in horizontalen Lagen übereinandergeschichteten Turmfassade, die steil über meinem Kopfe aufsteigt, werden meine Sinne von einem betäubenden Gefühl erfaßt, und es ist mir, als ob der steinerne, mit Tausenden von figürlichen und ornamentalen Grotesken geschmückte Turm, ins Wanken geriete und auf mich herabzustürzen drohe. Rasch trete ich durch das Gewölbe des in tiefem Schatten liegenden Torbogens in das Innere des Tempelhofes. Kaum ist es möglich, sich durch die bedrückende Enge des Menschen- und Tiergewimmels, das die Hallen und Gänge beherrscht, einen Weg zu bahnen. Ich trete hinaus in den Hof, über welchem sich die wohlthuende Freiheit des Himmels wölbt, und meine Blicke hängen wie gebannt an diesen beiden herrlichen Kolonnaden, welche die östliche und westliche Seite des Tempelhofes begrenzen. War es in Wirklichkeit menschlicher Geist, der diese berauschte Fülle von ineinandergleitenden phantastischen Linien und Formen ersann, und waren es Menschenhände, die eine solche Flut ornamentalen und figürlichen Schmuckes erschaffen konnten? Der belebende Rhythmus, der allen diesen Gestalten, die sich aus Stein an die Säulen der Hallen anlehnen, einen menschlich lebendigen Zug verleiht, ist von zwingender Kraft. Dieser aus einer überirdischen Phantasie geborene Reichtum ist mit Worten kaum zu beschreiben. Es ist der Klang aus einer fernen, sagenhaften Welt, deren

zauberische Mystik geradezu sinnverwirrend auf die Monotonie unserer nüchternen, nordischen Empfindsamkeit einwirkt und uns die Rätsel dieses geheimnisvollen Lebens wie einen weltenfernen Traum erscheinen läßt.

Von welcher monumentalen Ruhe war doch das Wesen jener buddhistischen, von den Urwäldern Ceylons bedeckten Denkmäler, die aus dem Geiste Gautamas geboren wurden. Deutlich sehe ich hier, daß es nicht nur die geistigen Gegensätze sind, die solche extremen Glaubensbegriffe voneinander unterscheiden. Im Reiche Brahmas ist alles von den Wogen einer flutenden Übersinnlichkeit getragen, die das Geheimnisvolle und das Dämonische, welches in dem Wesen dieses Glaubens verborgen ist, verkörpert. Doch diese hinduistische Geisteswelt, der wir in Indien begegnen, ist von einer geradezu ergreifenden Religiosität getragen, denn wie wäre es sonst möglich, daß diese Völker, welche das Erhabenste aller menschlichen Gefühle in sich bergen, ihren Göttern solche Stätten der Verehrung errichten. Was dieses Volk im Laufe vieler Jahrhunderte in unermüdlichem Glauben und Bauen an sichtbaren Zeichen seines innersten Erlebens geschaffen hat, erscheint als das Spiegelbild seiner Seele und seines Glaubens. In raschen Gedanken ziehen diese Betrachtungen, die all diese fremden Erscheinungen in mir wecken, an mir vorüber. Ich kehre zurück in die Vorhalle des Tempels, in welche die langen Kolonnaden einmünden. Diese an Kreuzgänge erinnernden Hallen sind trotz ihrer lebhaften Darstellungen von einer monumentalen Ruhe. Jede Formgestaltung, die Kapitelle, diese eigenartigen Körper grotesker, karyatidenähnlichen Figuren sind alle in der Art voneinander unterschieden, und doch liegt der Zug der Einheitlichkeit über diesem Reigen von steinernen Gebilden. Alle diese Säulen, welche die ungeheuern Lasten der Steindächer tragen, zeigen höchste organische Lebendigkeit, zumal das Licht der zwischen den Öffnungen hereinflutenden Sonne die plastische Wirkung dieser Formen in wunderbarem Maße

steigert. Die Fülle dieser tausendfältig variierenden Details ist überwältigend, und das ermüdete Auge findet kaum einen Ort der Ruhe. Nur der Fußboden ist ungeschmückt und besteht aus glatten Steinfliesen, die durch die Berührung unzähliger Fußsohlen, die täglich unaufhaltsam über ihn hingleiten, den Glanz feinsten Bronze erhalten hat. Täglich drängt sich die Menge Tausender von Gläubigen und Wallfahrern durch diese Hallen, um von dort aus in die Vorhöfe und ins Innere der Heiligtümer zu gelangen. Auch die geschmückten Wände und Sockel, Gesimse und Estraden, die von den Händen und Körpern der Menge berührt werden, haben einen dunklen, ehernen Schein, der die Rauheit des Gesteins mit dem Glanze einer jahrhundertalten Patina von Schmutz und menschlichem Schweiß bedeckt und ihm das Aussehen geschmeidiger Bronze verleiht. Zwar trägt dieses bunte Leben, das sich in die vom Lichte umfluteten Hallen ergießt, nur wenig Spuren von Feierlichkeit und Religiosität, und es gleicht mehr dem profanen Treiben, das die Straßen außerhalb des Tempels bevölkert. Ja, selbst die mit dem religiösen Leben des Hindu verknüpften Tiere, die heiligen Kühe, welche die verkörperten Symbole einer dieser Hauptgottheiten sind, finden ihre Heimat im Tempel, wo sie sich in träger Vertraulichkeit zwischen den Menschen und steinernen Götterbildern niedergelassen haben. Mit den Zeichen der Ehrfurcht sammelt man den heiligen Kuhdung, der eine glaubenfördernde und heilsame Wirkung besitzen soll. Auch einige Elefanten, deren mächtige Stirnen mit dem Abzeichen Siwas bemalt sind, treiben sich im Innern der Höfe herum. Sie sind von großer Friedfertigkeit und empfangen den Lohn für ihr süßes Nichtstun aus der Hand der Gläubigen, die sie mit Zuckerrohr und anderen Leckerbissen, die man ihnen zum Tempel bringt, füttern.

Unbehindert trete ich in einen der Vorhöfe, die den rückwärtigen Teil des Tempels ausfüllen. Dort befinden sich mehrere, auf bunten Steinsockeln ruhende Reliquienschrine, in deren In-

nen ich durch enge Fensterchen die starren Steinbilder kleiner, thronender Gottheiten erblicke. Der größte Teil des Haupthofes wird von dem heiligen Teich des Tempels erfüllt. Breite Treppen führen von den offenen Hallen, die das quadratische Becken aus Stein umsäumen, in dasselbe hinab zu dem grünlich schimmernden Wasserspiegel, auf dessen Oberfläche die leise zitternden Reflexe der strengen Architekturen wiederkehren. In der Mitte des Bassins erhebt sich ein kleines Tempelchen. Seine Basis ist mit blühenden Lotos überwuchert. In stiller Ruhe liegt der Teich, und nur einzelne braune Gestalten sind hinabgestiegen, um im sündentilgenden Wasser zu baden. Der wolkenlose, türkisblaue Himmel wölbt sich über dieser beschaulichen Szene, und meine müden Augen ruhen unbeweglich auf diesem anmutsvollen Bild des Friedens. Über den Hallen brütet die flimmernde Hitze der indischen Sonne; doch in den Tempelgängen und unter den riesigen Steinplatten der Dächer, wohin sich auch die Vögel geflüchtet haben, weht ein kühler Hauch, der die erschlafften Kräfte des Körpers erneuert. Nun kehre ich zu den belebten Vorhallen zurück und versuche mein Glück, einen Blick in das geheimnisvolle Innere des Tempels zu werfen. Doch ich werde nicht die Möglichkeit haben, durch diese hohen, mit Eisenplatten beschlagenen Türen, die jene im Dunkel liegenden Heiligtümer absperren, zu gelangen. Man ist hier im Süden strenggläubig und sieht die Fremden, die man höchstens um Almosen oder Opfergaben angeht, nicht gern. Nur jene, in den dunklen Nischen der Gänge hockenden armseligen, verhungerten Menschen, die lebendigen Leichnamen gleichen, geraten beim Anblick eines Fremden in fieberhafte Erregung. Ihre vom Elend verzerrten Gesichter sind der Ausdruck des tiefsten Jammers. Bald bin ich umringt von diesen Hungergespennern, deren verdorrte Glieder sich wie die dürrn Beine riesiger Spinnen bewegen. Doch auch die Priester dieser Tempel lassen sich herab, die Ungläubigen um eine Gabe zu bitten. Ein hellhäutiger Brahmane mit den weißen

Schminkezeichen seiner Kaste auf Stirn und Brust tritt mit seiner Bettelschale an mich heran, in die ich ihm eine Silberrupie lege. Er erklärt sich bereit, mich einen Blick in die Schatzkammer des Tempels werfen zu lassen, und ich folge ihm durch den dunklen Gang, aus dem uns ein feuchter, moderiger Hauch entgegenweht. Ehrfürchtig weichen die Gläubigen vor ihm zur Seite. Durch eine seitliche Nische, die mit einer Gittertür verschlossen ist, treten wir in einen kellerartigen Raum ein. Mein Begleiter, der eine Lunte anzündet, führt mich weiter durch ein Labyrinth von Gängen und Treppen, die von Feuchtigkeit und Schweißwasser triefen. Eine große, eisenbeschlagene Holzpforte, die mit heiligen Zeichen bemalt ist, wird geöffnet. Das seufzende Geräusch der Türangeln läßt in den katakombenartigen Verliesen ein schauerliches Echo zurück. Der Raum, in den wir eintreten, ist dunkel und gleicht einem Kellergewölbe, und hoch oben in der Mauer ist eine vergitterte, kleine Öffnung sichtbar, die einen schwachen Schimmer des Tageslichtes hereindringen läßt. Wir befinden uns nun unter der Oberfläche der Erde, hart an der Mauer des Tempels.

Langsam schreitet der Brahmane mit hoch erhobener, flackender Fackel voraus, und jetzt entdecke ich in dem Halbdunkel dieses Kerkers die furchtbaren Gestalten fratzenhafter Tiere und Götter, die mit buntem Flitter umgeben, auf wagenartigen, plumphen Rädergestellen ruhen. Das zitternde Licht läßt diese Tiere wie lebendige Ausgeburten der Hölle erscheinen. Im Hintergrund stehen Tragsänften mit baldachinartigen Dächern, die mit golddurchwirkten Überhängen bedeckt sind. Der Priester erzählt mir, daß es sich hier um die Tempelrequisiten handle, die jährlich bei den großen Prozessionen der Tempelfeste in den Straßen außerhalb des Tempels umhergeführt werden. Ich habe diesen Keller ursprünglich für die eigentliche Schatzkammer des Tempels gehalten, und kaum traue ich meinen Augen, als man mich in ein anderes, kellerartiges Gemach führt, das mit

märchenhaften Gold- und Silbergegenständen erfüllt ist. Hier strahlt mir aus der Dunkelheit eines elenden, feuchten Loches, gleich dem versunkenen Nibelungenhort, der gleißende Reichtum eines ungeheuren Schatzes entgegen. Es erfaßt mich ein Entsetzen, als ich die unwürdige Umgebung, in welcher diese kunstvollen Kleinodien aufbewahrt sind, in Augenschein nehme. An den feuchten Decken und Wänden klebt der Schmutz der Jahrhunderte, und inmitten dieses Unrats befinden sich diese herrlichen Kunstwerke aus edelster Beschaffenheit. Wie kostbare Spielzeuge, die der Laune dieser Götter dienen sollen, stehen hier die edelsteinbesäten, goldenen und silbernen Symbole der Götter und Göttinnen in wirrem Durcheinander. Tierfiguren, Löwen, deren Augen aus leuchtenden Rubinen bestehen, zierliche Pfauen mit edelsteinglänzendem Gefieder, stilisierte Tier- und Menschengestalten aus purem Gold, kleine, zwergenhafte Götter, mit blitzenden Tiaren gekrönt, kunstvolle, reich verzierte Gefäße und Platten, die allein das Vermögen eines Volkes darstellen, bedecken den Boden der Schatzkammer. Und alle diese starren Körper und glotzügigen Gottheiten sind in pietätvoller Weise mit weißen, duftenden Jasminkränzchen geziert, die in den Gewölben einen sinnbetörenden Duft verbreiten. Riesige golddurchwirkte Schirme, die über baldachinartigen Gestellen schweben, wölben sich über den jahrhundertalten, kostbaren Idolen dieses Tempels. Von der feuchten Decke herab hängen die wertvollen Schabracken der heiligen Elefanten und Rosse, die man den Tieren während der Prozessionen umhängt. In Schatullen sind die Geschmeide aufbewahrt, mit denen man bei den Tempelfesten die miniaturenhaften Statuen schmückt. Der Priester zeigt sie mir mit der stummen Gebärde des Vertrauens, indem er mir die Kleinodien in die Hände gibt, und auch an dem Gewicht dieser Preziosen ermesse ich den ungeheuren Wert, den sie darstellen. Es sind meist königliche Geschenke, die sich schon seit dem 17. Jahrhundert im Besitze des Tempels befinden. Fast

jeder größere Tempel in Indien besitzt solche Schätze, die jedoch heute keinen Zuwachs mehr erhalten. Ich wundere mich darüber, daß man diese märchenhaften Werte in so lässiger Weise in fast unverschlossenen Gewölben aufbewahrt; doch die Ehrfurcht und Scheu, die das Volk vor dem Tempel und den darin bewahrten goldenen Götzenbildern hat, läßt in den Menschen nie den Gedanken an Raub oder Diebstahl wach werden. Denn der Hort gehört der leblosen und phantastischen Welt der Götter, während draußen vor den Hallen des Tempels die gespensthaften Körper der vom Aussatz und Hunger zernagten Menschen in Elend und Hilflosigkeit verharren und den Molochen ihrer göttlichen Idole den letzten Hauch ihres armseligen Lebens opfern.

IN DEN BLAUEN BERGEN

Ich befinde mich auf der Fahrt von der südlichen Spitze Indiens nach den Blauen Bergen. Es ist ein kleiner Gebirgsstock, der mit den höchsten Gipfeln des Südens weit über die Mauer des großen, westlichen Randgebirges emporragt, um in einer steilen, zweistufigen Terrasse nach der fruchtbaren Westküste von Malabar hinabzustürzen.

In eintönig einschläferndem Rhythmus rollt der Eilzug der South-Indian-Railway durch die gelbe Einöde der südlichen Präsidentschaft von Madras. Die Sonne des Frühnachmittags sendet ihre furchtbare Glut auf die Erde herab, und in den zitternden Luftwellen, die über den Boden flackern, verschwimmen die flachen Umrisse der Landschaft zu der Unbestimmtheit einer traumhaften Erscheinung. Ich blicke durch die blauen Schutzscheiben des Fensters hinaus in die Abgestorbenheit dieses Landes, das wie eine fluchbeladene Welt einer glühenden Wüste gleicht. In

der Trostlosigkeit dieser Landschaft ist alles Lebendige unter der sengenden Lohe der Sonne vernichtet worden. Das Auge ist durch die geistestötende Monotonie dieses ewigen Nichts, das draußen an uns vorbeihastet, ermattet und die Kraft des Körpers erschlaft. Ohne die über unseren Köpfen schwirrenden Fächer wäre es in den geschlossenen Wagen, auf deren Dächer das Feuer der Sonne brütet, nicht auszuhalten. Auf einsamen Stationen, die wie Oasen inmitten dieser Einöde liegen, werden Räder und Achsen geprüft und die Maschine mit Wasser gespeist. Sobald der Zug hält, stürzen Eingeborene aus den Wagenabteilen und belagern eine mit Trinkwasser gefüllte Zisterne, die bald leergeschöpft ist. Der Stationsbeamte mit dem roten Diensturban tritt aus dem kleinen, niedrigen, einsam gelegenen Gebäude und gibt mit einem gongartigen Instrument das Signal zur Abfahrt. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung, und weiter geht die Fahrt durch die trostlose Wüste. Endlich sehen wir weit hinten am westlichen Rand der Ebene einen Hoffnungsschimmer. Es ist ein schmaler, dunsthaft-blauer Streifen, der sich uns wie ein spukhaftes Phantom nähert, um bald wieder unter dem flimmernden Lichte der Sonne unterzutauchen. Was wir vor uns sehen, sind die östlichen Ausläufer des Cardamumgebirges, die Anfänge jener verhängnisvollen Berge, welche die erquickenden Regen des Monsuns an die Küste des Westens fesseln und so die im Osten liegenden Ebenen der vernichtenden Trockenheit preisgeben. Bald sieht man draußen in der Landschaft kümmerliche Reste einer armseligen Vegetation. Niedriges Gestrüpp und Dornenhecken, zwischen denen die roten Blüten von Kakteen wie brennende Fackeln leuchten. Gleich einem Wunder erheben sich einsame Haine durstgequälter Bäume, deren verdorrte Äste sich wie dürre Glieder aus der dürftigen Laubkrone recken. Jetzt tauchen auch die Spuren menschlichen Lebens auf. Über Zisternen und Wasserlöchern ragen dürre Bambusgerüste, die Ziehbrunnen, wie sie in diesen Gegenden häufig zu finden sind. In

der Nähe liegen niedrige Hütten in dürftigen Pisangoasen versteckt, und einige Rinder weiden unter ihrem kärglichen Schatten, unter dem auch anspruchslose Menschen ihre Heimat gefunden haben. Drüben im Westen versinkt jetzt die unbarmherzige Sonne Indiens hinter dem rotviolett schimmernden Bergland. Der purpurne Widerschein des hinabgleitenden Feuerballs taucht das öde Land in ein durchsichtig glühendes Rot, und es ist, als ob sich die Erdoberfläche in die flüssige Form ihres Urzustandes verwandeln wolle. Sehnsüchtig warten wir auf die erquickende Abkühlung, die uns der Abend bringen wird. Jetzt können wir es auch wagen, die Fenster zu öffnen, und man empfindet die Abendluft, die hereinweht, wie ein erfrischendes Bad, das dem erschöpften Körper wieder neue Kraft gibt. Immer näher kommen wir dem Bereich des Wassers und der Fruchtbarkeit. Hohl rollt der Zug über eine Brücke, die ein breites, jetzt fast ausgetrocknetes Flußbett überquert. Nur ein schmales Rinnsal ist von diesem breiten Wasserlauf geblieben, und bald wird auch dieser letzte Rest von der Sonne aufgezehrt sein.

Im Abendlicht rauscht der Zug durch grüne endlose Haine von Areka- und Kokospalmen, deren hohe, schlanke Stämme in dämmeriger Verschlafenheit träumen. Die kühle Luft des Abends fächelt leise in den buschigen Wedeln der Palmen, in deren Kronen Insektenmyriaden ihr Nachtlied zirpen, bis sich die dunklen Schleier der Nacht wie ein herabwallender Nebel über die an uns vorüberhuschende Natur senkten und die ermüdeten Augen endlich Ruhe finden. Auch in dem Land, in dem wir am frühen Morgen erwachen, ist es, als ob die wunderbar belebende Frische der Nacht und der taufrische Morgen, der uns umgibt, ein Wunder vollbracht hätten. Denn draußen unter dem klaren Himmel des jungen Tages zieht jetzt eine Welt göttlichen Segens an uns vorüber. Längst haben wir die Einsamkeit der hinter uns liegenden Öde vergessen, und das Auge freut sich an dem frischen

Grün dieser Wälder von Mangroven, Pisangs und hohen Kokospalmen, die mit der Fruchtbarkeit der Felder und Anpflanzungen zu wetteifern scheinen. Und zwischen diesen herrlichen Gärten und Hainen leben glückliche Menschen in tiefem paradiesischem Frieden miteinander. Wenn wir die indische Landschaft mit der rasch dahineilenden Eisenbahn durchqueren, so zeigen sich uns am ehesten die starken Gegensätze, welche uns die Natur in Indien zeigt. Hier dieses in Leidenschaftlichkeit gesteigerte Wachstum üppiger Fluren, und nicht weit hinter uns das unter den Strahlen derselben Sonne erstorbene Land, das einer Wüste gleicht. Ein ewig unruhevoller Wechsel von herber Unausgeglichenheit, der das Gemüt in immerwährender Spannung hält. Bald nähere ich mich meinem Ziele. Es sind die Blauen Berge, die über diesem Lande der Fruchtbarkeit am östlichen Horizont wie ein Reich der Träume vor meinen Blicken aufsteigen. Immer näher rücken diese phantomhaften Berge, dieses gauklerische Spiel der Natur, das, dunsthaften Wolkengebilden gleich, über der mattgrünen Fläche der Ebene schwebt.

In einem einsamen, weiten Tal beginnt nun der Aufstieg mit der Bergbahn, die sich auf schmalem Pfad durch dichten Bambusurwald windet. Das Gestrüpp bildet einen dämmrigen, mit dumpfer Schwüle erfüllten Tunnel, durch den sich die Eisenbahn förmlich hindurchzwängen muß, und über uns schließt sich das enge Gewölbe des Urwaldes, der den Fuß dieses Gebirges wie eine hohe Mauer umschließt. Allmählich steigt die Bahn an einem dieser Hänge empor, und wir befinden uns schon hoch über dieser Wildnis, von der nur noch Ausläufer in den Tälern und Schluchten in die Höhe ranken. In dunsthafter Ferne versinkt die Ebene, die mit mattem Schimmer überzogen ist und aus der die Flüsse wie silberne Bänder leuchten. Steiler wird der Weg und enger das Tal. In scharfen Kurven und Serpentinien schraubt sich die Bahnlinie langsam in die Welt der mächtigen Berge hinauf. Die Fahrt, die an steilen Abgründen

vorbeiführt, bietet eine Fülle genußvoller Eindrücke, die man infolge der Langsamkeit, mit der wir die Steigungen überwinden müssen, in beschaulicher Ruhe in sich aufzunehmen vermag. Unter ungeheuren technischen Schwierigkeiten und Mühen ist der Weg in dieses unwegsame Gebirge gebahnt worden. Die Gegend ist voll wilder Romantik, und aus der Natur spricht der Zauber urtümlichster Art. Fast senkrecht stürzen Felsenwände hinab in gähnende Schlünde, die mit wildem Urgestrüpp überwuchert sind. An den schmalen Rampen senkrechter Bergwände geht es entlang, und über weitgespannte Viadukte, welche Schluchten, Täler und reißende Gebirgsbäche überqueren, kriecht die Bergbahn wie ein winziges Spielzeug. Über uns liegen diese gewaltigen Bergmassive, deren mächtige Rücken sich an der strahlenden Wand des tropischen Himmels in scharfen Umrissen abzeichnen. Nachdem wir etwa 600 m hoch gestiegen sind, umgibt uns die kühle Atmosphäre der Berge, die von einer belebenden Wirkung auf den Körper ist. Rasch schwindet die Dumpfheit dieser Erdschwere, die dem Menschen in der heißen, fieberschwangeren Luft der indischen Tiefebene wie ein Alp auf dem Gemüte liegt. Jetzt sind auch die letzten Spuren tropischer Vegetation verschwunden, und immer mehr tritt uns dieser schwermütige Zug einer in dunkles Grün gehüllten, nordisch anmutenden Landschaft entgegen. Der Zauber, der aus dieser eindrucksvollen und gewaltigen Natur spricht, erweckt in mir die Gedanken an die heimatliche Welt der Berge. Dunkle Rhododendren bedecken die Hänge lieblicher Täler, in denen helle, sprudelnde Gebirgsbäche hinabrauschen.

In 5000 Fuß Höhe erreichen wir die erste größere Station, deren Häuschen, zwischen schattigen Bäumen versteckt, auf sonnigen Hügelterrassen liegen. Wir befinden uns nun mitten in diesen herrlichen Bergen, die uns mit den anmutigen Reizen ihrer Landschaft und einem erfrischenden Klima die Welt der Tropen fast ganz vergessen läßt. Je höher wir hinaufsteigen,



Hindufrauen beim Wasserschöpfen



Hinduleichenverbrennung



Südindischer Tempel

desto breiter wird das Tal, und bald weitet sich der Ausblick auf ein fernes Bergland, dessen Kuppen und Gipfel uns in den zarten atmosphärischen Tönen einer dunsthaft bläulichen Färbung entgegenleuchten. Es ist das Hochplateau der Blauen Berge. Noch haben wir bis dort hinauf eine starke Steigung zu überwinden. In weitem Bogen umkreist die Bahn ein riesiges Vorgebirge, das wie eine steile Halbinsel aus dunkelgrünen Wäldern emporragt. Durch Teepflanzungen und weite Eukalyptuswälder geht es stetig aufwärts, und nun gelangen wir nach einer genußvollen Fahrt, an deren Ende wir noch ein letztes Mal einen kurzen Blick auf die nahezu 2000 m unter uns liegende Tiefebene werfen, nach Ootacamund, an das Ziel unserer Reise. Es ist die Endstation der Bergbahn, die von ihrem Ausgangspunkt etwa 50 km lang ist. Ootacamund ist eine von den Engländern gegründete Fremdenkolonie, die an den Hängen eines breiten, geschützten Talkessels zwischen herrlichen Wäldern und Gärten malerisch zerstreut liegt. Es ist der Sommersitz des Gouverneurs von Madras, und alljährlich im Sommer und nach Beendigung der Regenzeit herrscht auf diesen Höhen das rege Treiben eines lebhaften Fremdenverkehrs.

Noch ist es nicht allzu lange her, daß dieses von einem herrlichen Klima umgebene Hochland durch die Engländer erschlossen wurde. Auch hier hat die Kultur des Abendlandes jene Hindernisse der Urvegetation, welche den Fuß dieser Berge umklammert, durchbrochen, um das in traumhafter Versunkenheit liegende Bergland aus einem Jahrtausende währenden Schlaf zu erwecken. Die Blauen Berge, die trotz ihrer Verschmelzung mit dem großen westlichen Randgebirge eine geologische Einheit bilden, sind infolge ihrer großen, landschaftlichen Reize und eines milden, herrlichen Klimas zu einem Paradies des indischen Südens geworden. Unter unendlichen Mühen und Opfern hat man große Teile dieses Berglandes wirtschaftlich erschlossen. Inmitten geschützter Täler an sonnigen Hügeln liegen einige Kolo-

nien, welche vorwiegend aus Siedlungen der Europäer bestehen. Sie sind der Zufluchtsort vieler Menschen, die vor dem Fieber und der glühenden Hitze des indischen Sommers aus den Ebenen in die kühle Atmosphäre der Berge flüchten, um hier Genesung und Stärkung zu finden. Auch große wirtschaftliche Werte sind es, die infolge dieser Kultivierung und einer geradezu märchenhaften Fruchtbarkeit die Blauen Berge zu einem bedeutungsvollen Wirtschaftsgebiet Südindiens machen. Ausgedehnte Teepflanzungen, auch Kaffee, Chinarinde und andere wertvolle Bodenerzeugnisse wachsen an den geschützten Hängen der Bergländer. Ein flaches Hügelland erfüllt das Hochplateau des Gebirges. Seine weiten baumlosen Grasflächen, die wie die sanften Wellen eines erstarrten Meeres auf und nieder wogen, sind von überwältigender Schönheit. Weit schweift das Auge über dieses in stofflicher Weichheit hingelagerte Ödland, welches von der blauen Mauer einer fernen, hohen Bergkette begrenzt ist. Es ist der westliche, hohe Rücken der Blauen Berge, dessen Abhänge fast senkrecht an die Westküste von Malabar hinabstürzen. Jene mit Urwäldern bedeckten, steilen Abgründe gehören zu den imposantesten Gebirgslandschaften Indiens.

Während der Zeit des Monsuns gleichen diese Gebiete den brodelnden Schlünden einer Welt von Vulkanen, aus deren ungeheuerlich zerklüfteten Kratern die auf und nieder wallende Flut von weißen Nebeln steigt. Es sind die regenschweren Wolken des Nordwestpassats, die vom Arabischen Meer herübertreiben und sich in diesem Labyrinth der Berge verlieren. Gewaltige Regengüsse, welche an diesen Bergen herniederfluten, füllen dann die Flüsse, Seen und Bewässerungskanäle und führen das Leben spendende Wasser weit hinaus in das von der tropischen Sonne verdorrte Land. Hier ist Regen und Feuchtigkeit im Übermaß, während die Ebenen, welche sich östlich des Gebirges erstrecken, dem Durste und Hunger ausgesetzt sind. Denn nur selten ziehen die Reste der Wolkenmeere in jene Gebiete hin-

über, deren Verhängnis die steilen Mauern dieses westlichen Randgebirges bilden. Während der Regenzeit sind die Blauen Berge in die traurige Dusterheit grauer Monotonie gehüllt. An den steilen Gebirgsrissen brandet monatelang die Flut der Nebelmassen. Täler und Schluchten sind von dem Geriesel endlosen Regens und dämpfger Feuchtigkeit erfüllt. Ergiebige Regengüsse von unheimlicher Dichtigkeit verwandeln die Niederungen in Seen und Sümpfe. Die kleinen Rinnsale der Berge werden zu reißenden Sturzbächen, die in brausenden Kaskaden über die steilen Wände der Felsen hinabstürzen, und nur selten liegt in diesen Tagen der Sintflut das wärmende Licht der Sonne über dieser Landschaft. Unter einförmig grauem Himmel lagert feuchte Schwüle über der Erde, die während dieser Zeit ein unheimlich-triebhaftes Leben und erstickendes Wachstum entfaltet. An den tiefer gelegenen wilden Hängen der Berge regt sich unter der warmen, dichten Decke des Dschungels ein leidenschaftliches Wachstum. Unzählige junge Triebe recken über Nacht ihre schlanken Schoße über dem Rankenwerk des Dickichts hervor. Die in Trockenheit erstorbenen Grasflächen in den westlichen Gebirgsgebieten schießen in kurzer Zeit zu mannshohen Schilfdickichten empor. In der Natur beginnt ein erstickendes Wuchern und Sprießen des Urgestrüpps, und es ist, als ob man diesem Leben leidenschaftlichen Wachstums mit den Augen folgen könne. Doch auch das Unheil wächst aus diesem lebenspendenden Element des Wassers. Wie eine Seuche überfluten die Blutegel, die in Myriaden in den dumpfigen Gradschungeln über der warmen, feuchten Erde geboren werden, das Land. Giftige Fieberdünste und Heere von Insekten steigen wie Gespenster aus den Sümpfen empor. Überschwemmung und Feuchtigkeit bringt Zersetzungen und Fäulnis, und was zu neuem Leben erweckt wurde, stirbt unter den unheilvollen Einwirkungen des Überflusses und an lichtloser, grauer Feuchtigkeit. Bis endlich wieder nach Beendigung der Regenzeit die Sonne das Wachstum langsam

in quälender Dürre erstickt und sich dieser Wechsel in der Kette ewiger Wiederholung von Vernichtung und Wachstum verliert.

Auch über der Hochebene, die droben im Gebirge liegt, schweben Trümmer dieser Feuchtigkeit, die aus den Tälern der westlichen Hänge dorthin entweichen. In den Fremdenkolonien wartet man sehnsüchtig auf den ersten warmen Sonnenstrahl, der wie ein Frühling über die Berge heraufzieht, um mit der Flut seines Lichtes die Dämonen der grauen Finsternis zu vertreiben. Dann weicht diese düstere Traurigkeit der Natur einem neuen Leben, das über die Höhen heraufzieht und die Berge mit dem wärmenden Hauch der goldenen Sonne bestrahlt. Nun beginnen sich die Fremdenkolonien in den Bergen zu beleben. Die Landhäuser und Sanatorien, die zwischen blühenden Rosenhecken und Eukalyptushainen liegen, öffnen den aus der Ebene kommenden Gästen ihre Pforten. In Ootacamund ist der Sammelplatz gesellschaftlichen Lebens, und unter meist sportlichen Ereignissen, Pferderennen, Polospiel und den auf den flachen Hügeln veranstalteten Fuchsjagden geht die Zeit rasch in den Winter hinein. Wenn dann die heißen Monate in der Ebene vorüber sind und über die Berge der rauhe Nordwind fegt, liegen die Höhen wieder in Einsamkeit und Ruhe wie ehemals. Bis wieder im Frühjahr die grauen Nebelmassen vom Westen herüberziehen und das Gebirge von neuem mit der Eintönigkeit grauer Dämmerung bedecken.

DER URWALD

Nirgends tritt im Leben der Natur die Gegensätzlichkeit zwischen Tod und Leben, Sieg und Unterdrückung des Schwächeren durch die Kraft des Lebensfähigeren stärker hervor als wie in dem dämonischen Wachstum des Urwaldes.

Dort ist der Kampf um das Leben von den starken Impulsen einer hemmungslosen und von der Natur bedingten, leidenschaftlichen Fruchtbarkeit erweckt, deren Kontraste von Leben und Tod eng nebeneinander wohnen. Dem Stärkeren gibt der triebhafte Urwald das naturbedingte Lebensrecht, während das Schwache im ewigen Ringen um den Platz an der Sonne dem Tod verfallen ist. Doch auch aus der Vernichtung entsteht hier wieder neues Leben, und so ist es im Wachstum des Urwaldes ein endloser Wirbel von Werden und Vergehen, ein ewiger Wechsel von Sterben und Auferstehen. Über dem Urwald schwebt der Geist geheimnisvoller Ursprünglichkeit, deren magisches Wesen, wie alle elementaren Erscheinungen der Natur, die imaginäre Seele des Menschen mit unwiderstehlichem Zauber erfüllt. Man findet den bezwingenden Einfluß dieser Mystik, die das ganze Leben des indischen Volkes beherrscht, in allen seinen Gefühlsäußerungen, aus denen die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Natur und ihren elementaren Kräften spricht. Schon in den alten wedischen Schriften der Hindus wird der Wald als der Sitz von Göttern und Dämonen bezeichnet. Er ist der Ort einsamer Weltentsagung und bildet daher die Heimat der indischen Büsser und Asketen. In seiner Öde und Weltabgeschiedenheit herrscht der Geist des Übersinnlichen, und in der furchterregenden Wildnis seiner Tiefen wohnen die Dämonen, die von den Göttern dazu bestimmt sind, von den Menschen ihre Opfer zu fordern. Es gibt Urstämme in Indien, in deren Leben und Kult der Wald und seine von dem Schleier der Mystik verhüllten Geheimnisse eine bedeutende Rolle spielt. Wohl vermögen auch wir den tieferen Sinn der Ursachen, die das Seelenleben dieser Völker bestimmen, zu erfassen. Denn ist es nicht der Wald, der ihnen zu einer Heimat geworden ist und ihnen mit seinem überströmenden Wachstum und Schatten, Fruchtbarkeit und Leben gibt? Und jene Dämonen, die in den dämmerigen Abgründen der Wälder hausen, sind es nicht die Gefahren, die der Wald neben seinen

lebenerweckenden Elementen in sich birgt. Denn unter der dichten Decke seiner unentwirrbaren Laubkronen, unter dem undurchdringlichen Gestrüpp seines Rankenwerkes, in Sümpfen und in der verwesenden Fäulnis seiner Tiefe schwebt der Hauch des Fiebers, das von den Mückenmyriaden zu den Menschen kommt und sie mit der Geißel des Siechtums peinigt. In seinen Schluchten und Abgründen ist die Heimat schleichender Bestien und giftigen Gezüchts, jener Fleisch gewordenen Geister der Tiefe, die von der Menschheit den Tribut des Lebens fordern. Fällt nicht jährlich diesen sichtbaren und unsichtbaren Dämonen des Dschungels eine ungeheure Zahl an menschlichen Leben zum Opfer! Ist es nicht genug, daß die Hungersnöte und Seuchen, die im Lande wüten, Millionen von Menschen vernichten?

Schon seit vielen Jahrzehnten kämpft die Kraft und der Wille des Menschen in Indien gegen diese dunklen Mächte der Zerstörung, deren unheilvollen Einflüssen jene Urwaldvölker mit fatalistischem Denken und der Unzulänglichkeit körperlicher und geistiger Machtmittel gegenüberstehen. Der lebendige Geist abendländischer Kultur hat auch dort, wo dieser undurchdringliche Wall eines uralten, triebhaften Lebens die Herde des Übels umschließt, seinen Weg gefunden, um diesen Boden, den Schoß des Unheils, urbar zu machen und ihn wirtschaftlichen Werten zuzuführen. In vielen Gebieten Indiens, welche einst von dem Chaos der Wildnis überwuchert waren, sind heute die Wohnsitze und die blühenden, fruchtbaren Gefilde der Menschen, die den Sieg über die elementaren Kräfte der Natur triumphierend feiern. Doch wie lange mag dieser Kampf der Menschen über die Herrschaft des Urwaldes währen? Sind nicht die Orte Jahrtausendalter Kultur auf Ceylon und dem indischen Festland von diesen Dschungeln wiedererobert und die Reste hoher menschlicher Kultur von der vernichtenden Gewalt seines Wachstums besiegt worden? Auch hier war es die Natur, die in stetem Drängen mit ihrer unbegrenzten Kraft ihre alten Rechte gefordert und den

Menschen den Platz an der Sonne abgerungen hat. Selbst jene furchtbaren Feuersbrünste, die in der trockenen Zeit gewaltige Gebiete des indischen Dschungels in Asche legen, werden den Urwald nie vernichten und stets nur neues Leben aus den Resten der Zerstörung erwecken. Es ist der ewige Triumph der Natur, die mit ihrer urwüchsigen Kraft im Kampfe mit den Geistern der Zerstörung den Sieg über alles Vergängliche des Lebens davonträgt.

Über ein Viertel des indischen Festlandes ist mit Urwald bedeckt. Tausende von Quadratmeilen dieser undurchdringlichen Wildnis überwuchern den Boden des Landes und verhüllen dem Menschen die Geheimnisse seines dämmerigen Innern. Die Ruhe des Grabes liegt über der Finsternis seines Abgrundes, der den unerreichbaren Tiefen des Ozeans gleicht. Gespenstisches, phosphoreszierendes Leuchten erfüllt den feuchten Boden der Sümpfe, in deren schwarzen Schlünden die Wurzeln umgestürzter und abgestorbener, gigantischer Bäume und unzähliger Pflanzenleichen faulen. Engumschlungenes Gewirr tausendfältigen Pflanzenlebens flüchtet ewig drängend aufwärts, dem Licht der Sonne entgegen. Es ist ein Kampf der Verzweiflung, der seit Jahrtausenden lautlos unter der alles erstickenden Decke des Wachstums tobt, und unheimlich ist das Wesen dieses dumpfigen Urwaldgrabes und des in der Finsternis wuchernden Lebens, das in geisterhafter Blässe seine Häupter dem Licht zuwendet und der Dunkelheit des Abgrundes zu entfliehen sucht. Ewig triebhaftes Keimen erfüllt den erhitzten, gärenden Boden des Dschungels. Verworrenes Wurzelwerk uralter Baumriesen krampft sich über und unter der Erde ineinander und alles, was leben will, trägt Spuren verzweifelter Daseinskampfes. Turmhoch ragen tausendjährige Stämme titanenhafter Urwaldbäume, an denen schlangenhafte Lianen und schmarotzende Schlinggewächse mit dem eigensüchtigen Triebe würgender Zerstörung emporranken. Ein Meer von Farnen- und Dornestrüppen bedeckt den warmen

dampfenden Boden, aus dem alles Urgestrüpp hervorbricht. Dort unten in diesen Abgründen ist es unmöglich, ohne die Hilfe des Kappmessers auch nur einen Fuß breit vorwärts zu dringen. Überall schweben die Dünste des Fiebers über dem Rankenwerk, durch das sich die engen Wechsel der scheuen Urwaldtiere zwängen.

In tiefen Wurzelhöhlen der Mangroven, unter Felsvorsprüngen und in dunklen Schlammlöchern liegen regungslos die trägen Körper riesenhafter Reptile, die sich in die dunklen, ruhigen Tiefen des Urwaldes zu monatelangem Verdauungsschlaf zurückgezogen haben. Sonst ist das Leben dort unten, wo der Tod wohnt, zur Ruhe des Grabes erstarrt. Was lebt und leben will, drängt sich der Sonne zu. Dieser Sonne Indiens, die oft in Jahren der Dürre auch die Zähigkeit und Lebensenergie des Urwaldes bedroht, der Baumtitanen dichteste Kronen entblättert und so in die lichtlosen Abgründe seines dunkeln Bereiches dringen läßt. Dann schlägt der Tod der Trockenheit alles Leben des Urwalds mit quälender Vernichtung. Selbst die peinigenden Geister der Tiefe, die Fiebertücken, die ihre Heimat in der dumpfen Feuchtigkeit des Waldes haben, sterben in der Trockenheit der Sonnenglut. Das weiche, grüne Meer der Vegetation erstarrt langsam zur gelben farblosen Dürre, und im Rankenwerk der Zweige und Wurzeln knistert der Tod, der auch das Leben des zähesten Schmarotzertums entkräftet. Auch das Tierleben des Dschungels er stirbt dann unter der Gewalt der ehernen Naturgesetze. In die schmalen Wechsel, die durch das sterbende Bambus- und Farndickicht zu den immer spärlicher werdenden Wasserstellen führen, drängt sich die Welt der von Hunger und Durst gequälten Urwaldtiere. Denn der Durst in der Einsamkeit der Wildnis ist schwerer zu ertragen als der Hunger. Er erweckt das Fieber, welches selbst die stärksten Tiere des Waldes zur Ermattung treibt und die Gesetze des Dschungellebens außer Kraft setzt. Ja sogar die wilde, schleichende Bestie des Urwaldes, der

Tiger und Panther, vergißt den ewigen Durst nach Blut und Leben, wenn es gilt, die von der sengenden Glut vertrocknete, röchelnde Kehle an den Tümpeln und Wasserläufen mit dem labenden Naß zu netzen. Das muntere Leben der Tiere, welches sonst die rankende Welt der Laubkronen erfüllt, ist verstummt. Matt und flügelahm rasten die Vögel, die sonst kreischend und zwitschernd das dämmerige Grün des Waldes bevölkern. Die scheltenden und balgenden Scharen der Affenmeuten haben ihre Tummelplätze in dem luftigen Dickicht des Astwerkes längst verlassen. In der Not der Zeit sind sie zu einem Volk der Diebe geworden, um draußen auf den Feldern und in den Gärten der vom Hunger gepeinigten Menschen die letzten Früchte und Habseligkeiten zu stehlen. Auch das fürchterliche, gelbgestreifte Gesicht des Tigers und des hungernden Panthers zeigt sich furchtlos mehr denn je in dem Bereich des Menschen, wo sie ihre Opfer aus dem Hinterhalt mit einem mühelosen Schlag der Pranke töten. Furcht und Entsetzen, Tod und Verzweiflung haben ihre Heimat im Urwald gefunden. Und wenn erst die rote Lohe des Feuers mit Glut und Qualm den Wald erfüllt, kennt die Not des fürchterlichen Kampfes ums Dasein keine Grenzen mehr. Knisternd, wie ein Heer hüpfender Kobolde, rasen dann die sprühenden Funken und das verzehrende Meer der Flammen durch das tote Gehölz, die von wahnsinniger Angst erfüllte Welt des Urwaldgetiers vor sich her treibend. Laut berstend öffnen sich die Spalten des glühenden Erdreiches, als ob die Hölle alles Lebendige auf Erden vernichten wolle. Wie glühende Raketen schießen turmhohe Garben der Glut in die Nacht des qualmenden Wolkenmeeres, das die Stätte der Vernichtung in tiefe Finsternis hüllt. In das Knistern und Prasseln des Flammenozeans mischt sich das Donnern stürzender Urwaldstämme, und unter den Tieren flüchtet alles, was noch die Kraft des Lebens in sich spürt, von den Instinkten zähen Lebenstriebes gepackt, hinaus in die kahlen, baumlosen Ebenen und Steppen des Landes. Unter der

warmen Asche, welche der Brand dem Boden zu neuem Wachstum hinterläßt, sind die verkohlten Reste unzähligen Lebens begraben. Aus ihren Trümmern bildet die Natur in der Zeit des Monsuns neues Leben und neue Kraft. Und bald, nachdem sich der lebenspendende Quell des Regens über diese Welt der schwarzen Trümmer ergießt, beginnt wiederum diese gesättigte Fruchtbarkeit, die den ewigen Wechsel des Werdens und Vergehens im Urwald von neuem hervorbringt. Aus tausendfältig unsichtbar verborgenen Keimen der Erde regen sich die von leidenschaftlichem Daseinsdrang erfüllten jungen Triebe, und allmählich wird der sprießende, dichte Busch wieder zum Wald, in den das Leben und die Kraft der nimmer rastenden, ewig siegenden Natur zurückkehrt. Nun treten auch die Gesetze des Dschungels wieder in ihr altes Recht, und Leben und Tod ringen in dem Kampf ewigen Wechsels miteinander, bis wieder jener Tag des großen, glühenden Sterbens den Wald mit der Geißel eines unerbittlichen und vernichtenden Naturgesetzes schlägt.

JAGDERLEBNISSE

I. SAMBURJAGD

Wir verweilen auf der Jagd an den westlichen Hängen der Blauen Berge zur Samburstreife. Graue Nebel, die dunsthaften Reste des Monsunregens, steigen aus den tiefen Tälern und Schluchten wie die weißen Rauchwolken aus den Kratern der Erde. Die vibrierende Fruchtbarkeit einer wiedererwachenden Vegetation liegt über den Bergen, deren üppiges Wachstum in den Monaten des indischen Sommers unter der Glut der Dürre erstorben war. Noch waren das Unterholz des Dschungels und die riesigen Graswildnisse, die zwischen

ihm lagen, von niedrigem Wuchs und fast mühelos passierbar. Geräuschlos pirschen wir durch die dämmrigen Wechsel, wo wir auch den Fährten des Tigers und Panthers begegnen. Unser Kamp, das aus zwei Zelten besteht, liegt versteckt an einer Urwaldlichtung in der Nähe einer engen Fahrstraße, die sich wie ein Tunnel durch das Laub des Dschungels windet.

Der Sambur ist der Edelhirsch Indiens. Seine Heimat ist Asien und besonders die Wälder des gebirgigen, südlichen Indiens. In den Bergen der Nilgiris, im wilden Kardamungebirge und an den westlichen Abhängen des großen Randgebirges sah ich dieses königliche Tier auf seinen einsamen Wechselln im dämmrigen Dschungel, auf den Futterplätzen der Grasdickichte, im weichen warmen Bett des Moores und auf der wildbewegten Stätte der Brunft. Überall, wo mir der Sambur zu Gesicht kam, verwandelte sich der Eifer der Jagd in das Gefühl der Bewunderung, die ich vor der stolzen Erscheinung, der Kraft und der überwältigenden Schönheit des Tieres empfand. Die Dämmerung des Morgens und Abends ist die Zeit, wo wir den Sambur beim Äsen und auf dem Zuge zu und von seinen Futterplätzen treffen. Der Dschungel wimmelt von Fiebermücken, die während der Nächte in dichten Wolken unsere Lagerstätte umschwärmen. In der Nähe des Kamps gähnt ein Abgrund, in dem wir auf das Blättermeer eines tausendjährigen Urwaldes blicken, und hinter unserem Lager erheben sich mächtige Bergwände mit kahlen Felsvorsprüngen und tiefen Rissen, welche die unzugänglichen Nester des Geiers bergen. Am Tage unserer Ankunft sahen wir auf einer der vorspringenden Felskankeln in dem grauen Dämmerlichte des Abends einen Panther, der seine schlechte Laune durch die peitschenden Bewegungen seiner Rute kundgab, und in der ersten Nacht weckte uns sein blutrünstiges schnarrendes Bellen, das in der Nähe unseres Kamps durch die Nacht erscholl und unsere Hunde in große Unruhe versetzte.

Noch ehe das sternenübersäte Firmament im grauen Dämmer des Tages verblaßt, brechen wir zur Samburpirsch auf. Es ist die Stunde, in der der Tag gleich den Nebeln der nächtlichen Finsternis dunsthaft und unmerklich über den Rand des östlichen Blickfeldes gleitet, um leise durch die Kühle der Nacht auf die Erde niederzuschweben. Taufrische Feuchtigkeit schimmert von dem matten Blätter- und Gräsermeer des Urwaldes. Längst sind die Harfenklänge der Insektenwelt in der Abkühlung, die nach Mitternacht aus dem weiten Himmelsgewölbe herabsteigt, verstummt, und noch schlummert die Vogelwelt in der Finsternis des Blättergewirrs. Nur das hohle, tiefe Glucksen eines Nashornvogels tönt aus dem Abgrunde des Waldes zu uns herauf. Nächtliches Urwaldgetier, Schakale und wilde Hunde, die von ihren Raubzügen zurückkehren, kreuzen unseren Pfad, auf dem wir im düsteren Dämmerlicht des Morgens entlangpirschen. Geführt von unsern beiden Shikaris, die uns als Fährtensucher und zur Orientierung in dem unwegsamen verworrenen Gelände des Dschungels dienen, gelangen wir bis zum Anbruch des Tages an das Ende einer breiten Talmulde, die mit dichtem Gestrüpp und hohem Dschungelgras bedeckt ist. Nun trennen sich unsere Wege, die durch labyrinthartige Gänge schmaler Wildwechsel führen. Es sind die einzigen Pfade, auf deren Enge man die Wildnis der Dornen und schmarotzenden Schlinggewächse durchdringen kann. Wir finden frische Losung und Fährten von Bären, die nächtlicherweile vor kurzer Zeit den Weg gekreuzt haben. Das berganführende Gelände ist durch die hohe Dickung unübersichtlich geworden, und nur mühsam drängen wir uns durch das zähe Unterholz, das von Blutegeln wimmelt. Allmählich beginnt sich das Leben des Waldes zu regen. Zaghafte Zwitschern und Trillern der Vogelwelt dringt aus den über uns liegenden Baumkronen herab. Mit langgezogenem klagenden Schrei begrüßt der Pfau das aufsteigende Licht des Tages. Über der Erde liegt der warme Dunst, der die Wurzeln der wu-

chernden Vegetation zu ewigem Wachstum treibt. Leiser Wind schwirrt in den hohen Gräsern und in dem dichten Unterholz, durch das wir uns fast unhörbar hindurchschieben. Vor uns tönt das Schrecken eines Muntjacks, der lautlos wie ein Gespenst durch das Gestrüpp bergan zieht. Hinter ihm hören wir das Fallen der Geröllstücke, welche die steile Wand seiner Fluchtbahn herunterpoltern, und es ist rätselhaft, wie sich diese Tiere so geräuschlos zwischen der dichten Vegetation zu bewegen vermögen.

Endlich kommen wir zu einem erhöhten Punkt, der uns einen Überblick gestattet. Es ist ein kleines, kahles Vorgebirge, von dem wir eine herrliche Sicht über die zu unseren Füßen liegende Welt der Wildnis haben. Ein breites, mit jungem Grasdschungel bedecktes flaches Tal breitet sich vor unseren Augen aus. Zu beiden Seiten liegen ausgedehnte Sholas, in die die Sambur ein- und auszuwechseln pflegen. Immer höher steigt der helle Lichtstreifen im Osten und die Sonne wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Mein Shikari klettert zur Erkundung auf die andere Seite des Hügels, während ich mich in stiller Bewunderung dieser herrlichen Morgenstimmung, die schweigend über der Einsamkeit der Berge liegt, niedergelassen habe. Von drüben am Waldrand tönt das Gurren der erwachten Wildtauben und das Meckern der Dschungelhühner. Blusternd brechen zwei antichambrierende Stachelschweine zu unsern Füßen aus dem Versteck des Grases. Sie ahnen nicht, daß der Tod in Gestalt des Menschen über ihnen lauert. Ich erfreue mich an ihrem munteren neckischen Spiel, bei dem sich im Sträuben ihres Stachelpelzes das leidenschaftliche Temperament ihrer Tierseele äußert. Da plötzlich schiebt sich die schwarze Gestalt Mathas, des Shikaris, um den Bergvorsprung. Erregt winkt er mir, ihm zu folgen. Der Weg an der steinigen Geröllhalde ist schwierig. Schweigend deutet Matha auf die Spuren des Lippenbären, die man in kleinen Erdlöchern, unter Steinen und hohlen Baumwurzeln, wo die

Ameisen hausen, entdecken kann, und vorsichtig pirschen wir uns nun über das Steinmeer an den Vorsprung des Berges heran. Wie eine einsame Insel ragt er über die Gradschungeln empor.

Auf der anderen Seite hat Matha im hohen Gras einen äsenden Sambur entdeckt. Doch wir haben keine Deckung und müssen beim Heranpirschen doppelt vorsichtig sein. Wenn auch der Wind günstig ist, so haben wir doch die schwere Aufgabe, uns dem Tier geräuschlos und unauffällig zu nähern. Meine Büchse um den Hals gehängt, krieche ich auf allen vieren über die spitzen Steine an der schräg abfallenden Wand hinan. Meine Spannung wächst, je näher wir an die Nase des Berges kommen. Jetzt noch eine kurze Spanne, und ich schiebe meinen Körper langsam vorwärts, um vorsichtig hinüber zu blicken. Matha deutet in der Richtung nach dem Walde. Doch ich sehe nichts als das unendliche Wogen der Gräser, aus denen vereinzelte kahle Äste abgestorbener, schwarzer Bäumchen herausragen. Weiter drüben erhebt sich die Wand des Waldes wie eine mächtige, dunkle Mauer über der Helligkeit des Horizontes. Ein Geier zieht weite Kreise über sein Jagdgelände. Mit meinem Glase suche ich die Stelle ab, die mir der Shikari drüben am Walde bezeichnet hat. Doch ich entdecke nichts als die kahlen, dünnen Äste sonnenverbrannter Stauden, die sich wie schwarze verkohlte Menschenarme über dem Gras emporrecken. Mit der Anspannung meiner ganzen Sehkraft blicke ich hinüber zu dem dämmrigen Saum des Urwaldes. Endlich, lange nachdem sich meine Augen an die monotone Grauheit der Landschaft gewöhnt haben, erblicke ich dort das verhoffende Tier, das mir die linke Flanke zukehrt. Ein alter kapitaler Bursche seines Geschlechts. Stolz steht der Sambur, dessen graubrauner, feister Leib über das Meer des Grases herausragt, bald äsend, bald in der Richtung mit dem Wind verhoffend und mit dem Spiel der ewig beweglichen Lauscher den Mücken wehrend, jederzeit bereit, beim Wittern einer Gefahr im nahen Dickicht

unterzutauchen. Die Entfernung bis hinüber zu ihm beträgt etwa 200 Schritt. Mühelos könnte ich ihn mit meiner Fernrohr-Mauser erreichen. Mit kategorischer Geste bedeutet mir Matha zu schießen, doch ich will dem Tier Zeit lassen, zu uns herüberzuziehen. Es ist kein Zweifel, daß der Hirsch verspätet ausgetreten ist und vor dem Äsen erst am Rande des Waldes sichert und abwartet, ehe er weiter herüberzieht. Wenn ich mich in meiner Annahme täuschen sollte, so will ich es wagen, ihn und das nachfolgende Rudel, das er zu sichern scheint, anzu-pirschen. Denn der Wind und das Vorgelände mit seiner weichen Dickung ist günstig und wird mir bei meinem Vorhaben behilflich sein. Ich versuche, meinen Körper auf dem steinigen Untergrund in eine andere Lage zu bringen, doch ach, ich löse bei einer ungeschickten Bewegung einen Stein des Gerölls, der polternd in die Tiefe kollert.

Plötzlich wird es unter uns lebendig. Zwei Muntjacks, die unsichtbar dicht vor uns im Bett lagen, flüchten in langen Sätzen durch das hohe Gras. Ich entsichere blitzschnell und nehme auf alle Fälle das Blatt des herüberäugenden Samburs ins Fadenkreuz. Doch es wird wieder still um uns her, und lautlos wie zuvor liegt das Tal zu unseren Füßen. Der Sambur steht, äugt in der Richtung auf uns, windet und verhofft. Offenbar war ihm das Geräusch nicht besonders ungewohnt. Langsam, mit graziösem Wiegen des gekrönten Hauptes zieht er bedächtig zu uns herauf. In erregter Spannung verfolge ich seine Bewegungen mit dem Glase und sehe, wie der alte Feinschmecker die jungen sprießenden Spitzen des Grases und der Stauden abmäht. Sorglos, ohne viel zu sichern, nähert er sich ahnungslos dem Tode. Spitz kommt er auf uns zu. Wieder steht er still und schlägt seine Flanken mit den Stangen des Geweihs. Da, eine halbe Wendung nach rechts zum Walde hinüber, in dem ein Häher sein warnendes Krächzen ertönen läßt. Es ist der Wächter des Urwaldgetiers, und wenn er seine ironisch-heisere Stimme hören läßt,

ist Gefahr im Bereich. Jetzt gilt es keine Zeit zu verlieren; denn aufmerksam sichernd, mit erhobenen Lauschern, äugt der Sambur in unserer Richtung. Fadenkreuz, Blatt — ich steche und krümme durch. Bellend gellt das Echo des Todes durch die Stille des Grasmeeres. Das Tier, das stark zeichnete, flüchtet unsicher, mit der letzten Anspannung seiner Kräfte hinüber zur Shola, an deren düsterem Rand es verendend zusammenbricht. Matha macht einen Freudensprung. Aus seinen dunkeln Augen glänzt die Gier eines hungrigen Kannibalen. Immer enger und tiefer zieht der Geier in dem Blau des Äthers seine Kreise, und goldene Strahlen der Morgensonne liegen über den turmhohen Wipfeln des Urwaldes, in dem das heisere Warnen des Hähers den Tieren des Dschungels das Unheil des Todes verkündet.

II. BÄRENJAGD

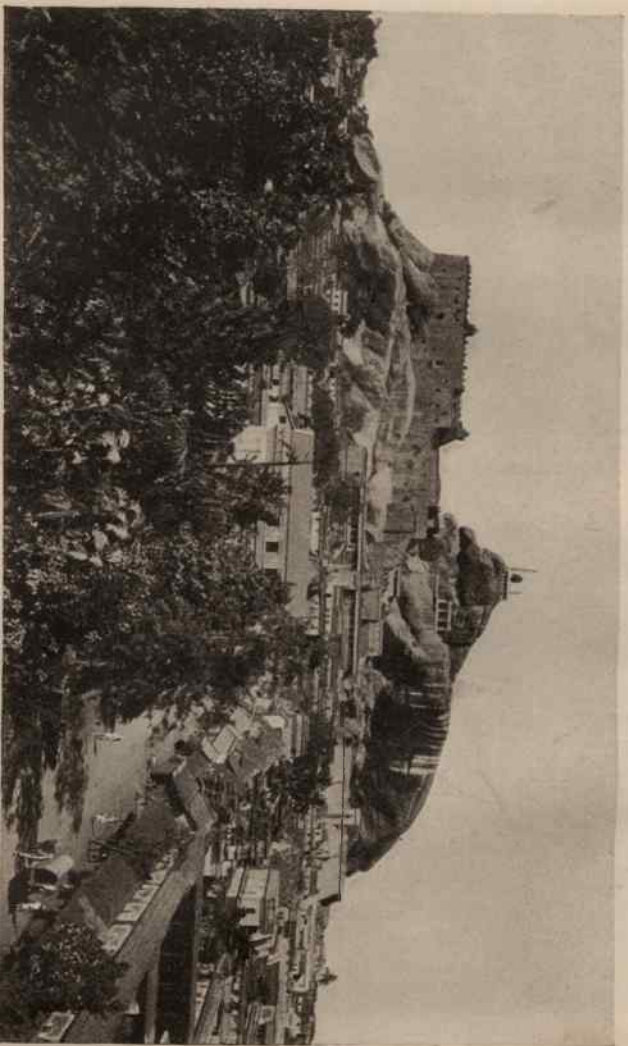
Bären sind in den Gebirgen Indiens fast überall zu finden. Unter ihnen gibt es eine besondere Art, die man Lippenbär (*Ursus labiatus*) nennt, und die sich durch ihre Größe und die etwas zugespitzte, schmale Schnauze mit stark ausgebildeten Lippen besonders auszeichnet. Es sind bescheidene Vertreter ihrer Gattung und werden, bei dem mageren Kosttisch, den ihnen die Natur meist bietet, von keinem Fettwanst oder Höcker, wie ihn der Braunbär hat, geziert. Sie räubern mit Vorliebe in Ameisenbauten, Termitenhügeln, wilden Bienenstöcken und suchen sich unter Steinen und alten Wurzeln die Käfer und feisten Larven, die sie mit schmatzendem Wohlbehagen ihrer beweglichen Lippen verzehren. Ein merkwürdig zottiges Haarkleid, das besonders um Hals und Schultern eine respektable Länge erreicht, macht ihn zu einer grotesken Erscheinung in der Tierwelt. Fast überall auf unsern Pirschgängen fanden wir die frischen Fährten des Meister Petz, doch nie konnten wir ihn auf unsern Streifen auf seinen Wechseln überraschen. Scheu hält er



Südindischer Tempel — Tempelinneres, Eingang zum Heiligtum



Religiöse Prozession mit heiligen Tempeltieren



Alte Festung und Felsentempel von Trichinopoly, Süd-Indien

sich im Dickicht des Waldes, in hohlen Baumstämmen und Höhlen des Dschungels verborgen. Trotzdem konnten wir an den zahlreichen Fährten und an der Losung, die wir besonders an feuchten regnerischen Tagen am frühen Morgen noch vorfanden, schließen, daß die Bären sehr häufig unterwegs waren und sich sogar auch öfters ganz in der Nähe unseres Kamps herumtrieben.

Der Lippenbär gilt als scheu, doch greift er, gereizt oder angeschossen, aus dem Hinterhalte hervorbrechend, den Menschen an. Bei seinen Angriffen und Fluchten entwickelt das plumpe Tier eine erstaunliche Behendigkeit. Wir beschlossen auf Anregung unserer beiden Shikaris, der Bärenpirsch einen Tag zu opfern, um diesen selten gesehenen Burschen zu Leibe zu gehen. Als Jagdgebiet wählen wir eine der großen kahlen Gebirgskuppen, deren dunkle Rücken in der Ferne wie kauernde Ungeheuer über den tiefen Baumschungeln lagen. Da die Bären auch in hellen Mondnächten ihre Verstecke verlassen, so zogen wir es vor, die Pirsch zur Nacht und in der Dunkelheit zu beginnen.

Unser Anmarsch zu den in dunsthafter Weite liegenden Bergen war weit und mühsam. Wir mußten lange, bevor die Abenddämmerung hereinbricht, unsere Wanderung beginnen. Unterwegs rasten wir auf einer kleinen Teepflanzung, die einem Meistizen gehört und einsam mitten in der Wildnis liegt. Unser Gastgeber bewirtet uns mit Ziegenkäse, und wir teilen unsere Whiskyyvorräte mit ihm. Er erzählt uns ein abenteuerliches Erlebnis mit einem Lippenbären, der bei seiner Erkundungsreise in die Plantage von den Hunden angenommen wurde und Miene machte, den unbewaffneten Menschen anzugreifen. Nur durch die eilige Flucht entzog er sich der Attacke des gereizten Tieres, das ihn eine große Wegstrecke verfolgte. Aus diesem Grunde mahnt er zur Vorsicht und gibt uns auf unsern Weg einen eingeborenen Führer zu den „Bärenbergen“ mit. Dort sollen sich

nach den Berichten Eingeborener und unserer Shikaris viele dieser Hungerer nächtlicherweile herumtreiben.

Im Westen senkt sich die Sonne in das brennende Glutmeer, welches den Horizont wie ein lodernder Feuerbrand erfüllt. In allen Farbnuancen des Lichtspektrums leuchtet der von einem tiefen, durchsichtigen Blau überwölbte Abendhimmel zu uns herab. Tiefer Frieden liegt über der Natur, und langsam er stirbt das Leben der zwitschernden Sänger, die uns am Tage so oft mit ihrem muntern Treiben und ihrer exotischen Buntheit erfreuen. Leise und zaghaft beginnt der zitternde Chor der Zikaden, die Lauheit des Abends zu erfüllen. Auf einem schmalen Pfad, den wir mit Hilfe unseres Führers gefunden haben, kommen wir rasch unserm Ziele näher. Wir passieren einen großen, breiten Wildwechsel, auf dem wir die Fährten von Elefanten, die aus der Ebene in die Berge gewechselt waren, finden. Als ob ein Orkan gewütet hätte, gleicht dort die Vegetation einem Trümmerfeld. Dicke Baumstämme liegen entwurzelt kreuz und quer, alles ist niedergetreten und zertrampelt. Im Geiste sehe ich die mächtigen Rüsselträger, die in einem Anfall von Übermut dieses Chaos hervorgerufen haben. Über eine Schneise huschen die Schatten wilder Hunde, jener gefährlichen Wilderer der indischen Wälder. Sie jagen in Rudeln mit fabelhaften Jagdinstinkten den Sambur und Muntjack, die diese Wölfe des Dschungels zu ihren schlimmsten Feinden zählen. Endlich steigen wir zur Höhe unseres nächtlichen Reviers empor. Es ist inzwischen dämmerig geworden, und alle die schattenhaften Umrisse und Formen, die wir um uns sehen, nehmen unbestimmten, gespenstischen Ausdruck an. Vielerlei unbekannte Stimmen und Geräusche, die uns umgeben, rufen ein unheimliches und beklemmendes Empfinden hervor. Es ist der mytische Zauber der Urwaldnacht, die in der menschlichen Phantasie vielerlei geheimnisvolle Vorstellungen und Furchtsamkeit erweckt.

Inzwischen waren wir auf der kahlen, hohen Kuppe des Bärenberges angekommen. Wir befinden uns auf einer Art Insel, um die ringsumher der Urwald brandet. Matha deutet hinunter in die Dunkelheit und meint, daß der Berg bald von Bären überlaufen wäre. Gerne redete Matha in Hyperbeln, was wir als eine besondere Äußerung seines weidmännischen Temperaments betrachteten. Wir schmiedeten einen Jagdplan und warteten auf den Mond, der heute nacht seine Bahn durch das glitzernde Meer der Sterne ziehen wird. Unser Führer, dem die einsame Gegend nicht unbekannt schien, gab uns den Rat, die Bärenszene mit geteilten Rollen zu spielen. Konnte ich mir dann keinen Bären aufbinden, so war es doch vielleicht meinem Jagdgefährten möglich, einen solchen aufzutreiben. Nun waren wir im ganzen fünf. Ich postiere die Shikaris als Vorposten mit dem Blick zum östlichen Abhang des Bergrückens. Mein Jagdgefährte und der Führer sollten den nach Westen abfallenden Hügel beobachten, während ich mich in der Mitte postierte. Wir blieben also dieses Mal auf dem Anstand, denn mit der Pirsch ist dem Bären weder bei Tage, geschweige denn in der Nacht beizukommen.

Die Nacht ist von unendlicher Klarheit, und die Pracht des Sternenmeeres gestaltet die Einleitung unseres nächtlichen Abenteuers zu einem märchenhaften Idyll. Zu beiden Seiten unter uns lauscht der schweigende Urwald. Graue Fledermäuse schweben mit leisem, gemächlichem Flügelschlag in unruhiger Bahn über unseren Köpfen. Am Boden huschen die winzigen Schatten von Springmäusen, die wie große Heuschrecken über den Rasen hüpfen. Das schauerliche Gewinsel ziehender Schakalrudel, deren langgezogenes Heulen ihre Raubzüge begleitet, tönt von ferne aus der Tiefe des Waldes. Fahles Leuchten, das über den unbestimmten Umrissen einer fernen Bergkette aufsteigt, kündigt uns die Nähe des Mondes, dessen blasses und würdevolles Gesicht sich langsam über der Silhouette des Gebirges erhebt.

Leise fließt sein silbernes Licht über die geheimnisvolle Landschaft, und lange, mächtige Schatten der Wälder und des Gesteins schleichen am Erdboden und an den Hängen der Berge hinab. Nun vermag ich die Umrisse des Geröllhügels, der zu meinen Füßen liegt, deutlich zu erkennen. In Gedanken weile ich im gemütlichen Kamp und wünsche mir sehnlichst mein Mückennetz herbei; denn die Moskitos, die aus den dunkeln Gestrüppen aufsteigen, machen das ruhige Ausharren zur Pein.

Da — was ist das — sind es nicht mehrere unförmige Schatten, die sich lautlos bergan in schräger Richtung auf mich zu bewegen! — Noch sind die Umrisse dieser nächtlich-spukhaften Wesen auch durchs Glas nicht zu erkennen, denn um sie schweben noch die Schatten des Waldes, aus dem sie geräuschlos hervorkamen. Langsam ziehen sie den Hang empor. Mit der angespannten Kraft meiner Augen, die gespannte Büchse krampfhaft umfassend, folge ich ihren schwerfälligen Bewegungen. Oft sind sie spurlos hinter dem Geröll der Steinhalden verschwunden. Grunzendes Geräusch und starkes Schnauben dringt zu mir herauf. Bären würden sich zweifellos geräuschloser nähern. Man sagt, sie gleichen unsichtbaren Wesen, die unhörbar und plötzlich erscheinen und ebenso rasch, wie sie gekommen, auch wieder verschwunden sind. Nun entdecke ich durch das Glas die langen wühlenden und typischen Köpfe von Schwarzwild. Es sind drei Wildschweine, die den Berg der Bären unsicher machen. Die Lage beginnt kritisch zu werden. Ruhig lasse ich die Tiere näher kommen. Jetzt sind sie auf etwa dreißig Schritte von mir entfernt, und deutlich höre ich das schmatzende und grunzende Geräusch, das die Tiere bei ihrer Wühlarbeit unter Wurzeln und Steinen hören lassen. Ein kräftiger Keiler und zwei Bracken, deren dunkle Körper sich jetzt deutlich gegen den hellen Boden abheben. Es zuckt mir in den Fingern, denn der Alte ist ein kapitales Stück. Doch da verhoffen sie alle drei. Mit dem Fuß bringe ich einen Stein meiner Deckung ins Rollen,

der kollernd bergab fährt. Unter dem Schrecken des männlichen Tieres beginnt die Jagd in langen Fluchten nach der Dschungeldickung, und weg war der Spuk, der mir wie ein kurzer, lebendiger Traum erschien.

Wieder ist alles still. Nur das Zirpen der Grillen und das hohle klopfbende Geräusch eines Pfefferbeißers, der in den Kronen der Urwaldbäume ein eintöniges Konzert gibt, dringt an mein Ohr. Auch drüben bei den Shikaris rührt sich nichts. Die kühle Atmosphäre liegt wie leblos über der Erde. Kein Lüftchen regt sich. Seit zwei Stunden sitze ich auf ein und derselben Stelle, und wäre nicht der magische Zauber der tropischen Nacht um mich her, ich hätte die Zeit als eine Ewigkeit empfunden.

Plötzlich hallt von der anderen Seite des Berges das schrille kurze Pfeifen, ähnlich dem Schrecken des Muntjacks. Es ist Matha, der mir damit unauffällig ein „Aufpassen“ zuruft. Doch er ist weit von mir entfernt, und trotzdem ich behend auf allen vieren über den Rücken des Hügels krieche, um hinabblicken zu können, kann ich nichts entdecken. Es ist kein Zweifel, der Bär muß in der Nähe sein. Da schiebt sich ein dunkler Körper blitzartig heran. Es ist Matha, der wie eine niedergeduckte Katze über die Erde schleicht. Mit erregter Geste und seinem geringen englischen Wortschatz gibt er mir zu verstehen, daß er am westlichen Hang, in geringer Entfernung, einen Bären gesichtet habe. In weitem Bogen pirschen wir, auf Händen und Füßen kriechend, nach der etwa 120 Schritt entfernten Stelle, wo Matha den Bären auftauchen sah.

Der westliche Hang hat manches Blickhindernis. Dort wachsen niedrige Ginsterstauden und vereinzelte Inseln hohen Grases, welche die Sicht stören. Doch Matha hat recht — denn dort unten schwankt ein schattenhaftes, dunkles Gebilde hinter dem phosphoreszierenden Wurzelwerke eines gestürzten Stammes. Es ist der Bär, auf den wir voll Spannung warten. Ein scharrendes Geräusch begleitet die Bewegung seiner Tatzen,

welche die Baumleiche bearbeiten. Jetzt sehe ich durch das Glas deutlich den Kopf mit der spitzen Feinschmeckerschnauze, die nach eifrigem Wühlen häufig in der dunkeln Höhle der Wurzeln untertaucht. Dort scheinen Leckerbissen, wohl Honig oder süße, frische Ameiseneier, verborgen zu sein. Blaß liegt das matte Licht des Mondes auf dieser Szene, die mich zur längeren Beobachtung reizt. Doch der Shikari, in dem sich der wilde Instinkt der Mordlust um des leckeren Mahles willen regt, möchte der Szene, welche ihm langweilig dünkt, bald ein Ende machen. Auf dem Bauche kriechend, suche ich mich näher an das Tier heranzuschieben. Aus den Büschen, die zu meiner Rechten liegen, klingt das wahnende Glucksen einer Dschungelhenne. Der Bär wird stutzig und verhofft. Unwillig brummend erhebt er sich und erscheint mir jetzt, auf seinen Hinterläufen stehend, mit den ausgestreckten Tatzen, im Lichte des Mondes einen mächtigen Schatten hinter sich werfend, von riesenhafter Größe. Wohl wittert er die Gefahr, denn er läßt seinen Kosttisch im Stich und wendet sich aufrecht stehend zum Angriff. Ich lasse ihm nun keine Zeit, schnelle empor und in kurzen Sätzen verringere ich den Abstand auf acht Schritte. Ein heftiges Brummen und Schneuzen ist seine Antwort. Ich halte auf die linke Brustseite unterhalb des weißen Halskragens und feuere. Der Bär bricht im Feuer zusammen und wälzt sich den Hang hinab. Tief unten wird der Fall von einer Steinalde aufgefangen; doch da erhebt sich das Tier plötzlich wieder auf die Hinterläufe und läßt ein kläglich schmerzliches Gebrüll ertönen. Doch seine Kraft, mit der er verzweifelt einen zweiten Angriff wagt, ist gebrochen, und unter Klagen stürzt und verendet er.

Zur selben Zeit hallt drüben am Berge ein dumpfer Knall von der Büchse meines Jagdgefährten. Auch ihm ist das Jagdglück zu Hilfe gekommen. Ein riesenhafter, ausgewachsener alter Bär, der, durch meinen Büchschuß vergrämt, auf der Rückseite des Berges zum Dschungel hinabflüchten wollte, ist

ihm unmittelbar vor die Mündung seiner Mauser gelaufen. Meine Trophäe war mittelmäßig, eine junge Bärin von etwa 180 Pfd., während die Beute meines Gefährten nahezu das doppelte Gewicht aufzuweisen hatte. Die Morgendämmerung war nicht mehr fern. Kühle der Nacht liegt über den stillen Bergen, und wir wärmen unsere klammen Glieder an einem lustig prasselnden Feuer, während der Führer zur Plantage hinübereilt, um einige Kulis zum Transport der Beute zu besorgen. Noch während wir mit der schweren Last kampfwärts ziehen, bricht das wärmende Licht des jungen Tages herein und begleitet uns auf unserem Marsch zu den Zelten.

III. GAURJAGDEN

Auf der Gaurpirsch irren wir schon tagelang in den Bambusdschungeln des Wynaddistriktes umher, der auf der Westseite der Nilgiris wie eine gigantische Terrasse zur Küste hinabsteigt. Die Vegetation dieser Urwälder hat schon einen ausschließlich tropischen Charakter, obwohl das Gebiet noch etwa 2000 bis 3000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Der Wynad ist eines der dankbarsten Reviere für den Großwildjäger im Süden Indiens. Die Wildnis, die meist über sumpfigem und unwegsamem Boden wuchert, ist von jener faszinierenden Urwüchsigkeit, wie wir sie nur in den von uralten Waldbeständen bedeckten wilden gebirgigen Gebieten Indiens antreffen. Ein Vordringen im Wirnis einer unheimlich wuchernden Baum- und Pflanzenwelt ist mit vielen Gefahren und Wagnissen verbunden. Überall schleicht der Schatten des Fiebers. Die von dumpfiger Fäulnis erfüllten Sümpfe wimmeln von Malariamücken, und unter dichtem Laubgewirr und Rankenwerk lauert das Verderben in der Gestalt des nimmermüden Urwaldtodes. Das reiche Tierleben findet in den schützenden Verstecken zerklüfteter Schluchten und Täler, in den Abgründen des Waldes

und in den undurchdringlichen Gurukudickichten seine Heimat, und die feuchtwarme Atmosphäre, die wie Treibhausluft über der Erde liegt, erweckt das tausendfältige Leben giftigen Gezüchts. Weniger gefahrvoll ist der Dschungel während der trockenen Jahreszeit, wenn die sengende Glut des indischen Sommers die letzten Säfte der Vegetation verzehrt, und sich die schwere dämpfige Luft in den Hauch feuriger, flimmernder Lohe verwandelt. Wenn dagegen die Zeit des Regens beginnt und die Abgründe des Waldes von dünstender, warmer Feuchtigkeit erfüllt sind, steigen Myriaden der Mückenheere aus seiner Tiefe hervor und machen dem Menschen, der in dieser Hölle lebt, das Dasein zur peinvollen, lebenvernichtenden Qual.

Auf unsern Streifzügen fanden wir in diesen Gebieten zahlreiche frische Fährten eines unglaublich reichen Wildstandes. Weite Gassen und Lichtungen im Bambus- und Dorndickicht zeigten uns die Verwüstungen, die ziehende wilde Elefantenherden angerichtet hatten. Während der dunkeln Nächte, die wir schlaflos unter unsern Zelten verbrachten, hörten wir oft aus der Ferne das Trompeten der Dickhäuter, die auf ihren nächtlichen Streifzügen den Dschungel unsicher machen. Sambur, Axishirsch, Schwarzwild, Bären, Gaurrudel und viele andere Wildarten, von denen sich Fährten zeigten, schien der Wald in großer Zahl zu beherbergen. Wir fanden auch die Spuren der großen Katzen, von Tiger und Panther, welche die Klauen ihrer Tatzen in den weichen Bast eines von der Rinde entblößten Teakbaumes schlugen, der in der Nähe einer Wasserstelle stand, um sie dort nach Katzenart zu schürfen. Im weichen Sand und in der morastigen Erde an den schmalen Wasserläufen, der Tränke des Urwaldgetiers, entdeckten wir die Prankenabdrücke ihrer mächtigen Tatzen. Oft schienen die Raubtiere nächtlicherweile neugierig unser Kamp zu umkreisen, in dessen Nähe wir während der Nacht stets ein Feuer unterhalten ließen. Wir konnten die Nähe der Bestien an dem

unruhigen Verhalten und der Witterung unserer Ponys und Karrenochsen, die wir zum Schutze gegen die Raubtiere in einem Gestrüppkral eingeschlossen hatten, feststellen. Mit der gespannten Büchse saßen wir dann lauernd hinter der künstlichen Dickung im Anstand, doch konnten wir nie einen dieser lautlos-unsichtbaren nächtlichen Besucher mit unseren Blicken erreichen.

Unsere Anwesenheit im Wynaddschungel galt dem Gaur (*Bos gaurus*) oder Bison, der in den Wäldern und Steppen des südlichen und mittleren Indiens in großen Rudeln auftritt. Ältere Stiere (Bullen) sondern sich oft von den Herden ab und durchstreifen als Einzelgänger das Dickicht. Ihnen zu begegnen, ist gefährlich, da sie ohne fast jede weitere Veranlassung den Menschen annehmen. Der Gaur ähnelt in seinem Körperbau und Gehörn dem wilden Kapbüffel, den er jedoch an Größe weit übertrifft. Als Durchschnittsmaß nimmt man eine Schulterhöhe von 1,70 bis 1,90 m und eine Länge bis 3,20 m (von Stirn bis Wedel gemessen) an. Die Pirsch auf den Gaur ist aus vielerlei Gründen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn seine dichte Urwaldheimat, in der sich die Rudel tagsüber unsichtbar verborgen halten, ist unwegsam und nur unter Aufwendung fast übermenschlicher Mühen zu durchdringen. Zudem sind die Tiere außerordentlich scheu und furchtsam und besitzen eine feine Witterung. Der angeschossene Gaur nimmt den Menschen mit ungeheuerlicher Gewalt an, und deswegen fordert die Jagd auf ihn von dem Jäger größte Sicherheit im Schuß, Mut und rasche Entschlossenheit. Gewöhnlich begegneten wir auf unseren früheren Pirschgängen auf Sambur an den nördlichen Abhängen der Blauen Berge zufällig dem Gaur, doch kamen wir nie nahe genug heran, um einen sicheren Schuß anbringen zu können.

Tagelang folgten wir nun schon den Fährten, die wir an den Eindrücken der Schalen und den abgeästen jungen Bambus-

und Gurukuschoßen erkennen konnten. Wohl kamen wir eines Tages in unmittelbare Nähe eines Rudels, dessen Winden wir deutlich hören konnten. Doch hinderte uns das über drei Meter hohe Elefantengras, die Tiere, die offenbar von der entgegengesetzten Seite in das Dickicht eingewechselt waren, zu sehen. Ehe man die Stelle, wo das Rudel äste, erreichen konnte, war das wilde Heer polternd hinter einer Geröllwand verschwunden. Den niedergetretenen Wechsel benutzend, rannten wir hinter den abziehenden Tieren her und kamen gerade noch recht, das etwa zwölf Stück starke Rudel in einer gegenüberliegenden Bambusdickung verschwinden zu sehen. Endlich am vierten Tag, nachdem wir schon die Hoffnung auf Gaurbeute aufgegeben hatten, brachte uns ein Zufall in die Nähe eines starken Gaurrudels. Nach einer anstrengenden Pirsch auf Sambur, mit der wir uns für die Erfolglosigkeit der Gaursuche entschädigen wollten, ziehen wir ermüdet am späten Nachmittag mit den Flinten in die nahe beim Kamp liegende Talsenkung hinab, um an einem kleinen Tümpel, der auf der Sohle lag, einige Wasserrühner für unsere Abendmahlzeit zu erlegen. Beim Hinabklettern fanden wir einen noch ganz frischen Gaurwechsel. Rings umher war das Gras niedergetreten, und die abgeästen Halmstrunke zeigten den jungen Saft, der wie Tautropfen aus den Schnittstellen quoll. Für uns gab es keinen Zweifel, daß wir es mit einer ganz frischen Fährte zu tun hatten, die kaum einige Stunden alt sein konnte. In großer Hast eilen wir zu dem 3 km entfernten Kamp zurück, um unsere Flinten gegen die schwerkalibrigten Büchsen umzutauschen.

Unsere Müdigkeit war nun, als wir zur Talmulde zurückgekehrt waren, durch das gesteigerte Jagdfieber abgelöst worden. In größerer Entfernung taucht auch wirklich schon das Rudel auf, das gemächlich äsend an der westlichen Seite des Hügels, am Ende einer schmalen Talmulde, emporzieht. Es ist ein starkes Rudel von etwa zwölf bis fünfzehn Stück, unter

denen wir einige starke Bullen zu erkennen glauben. Rasch pirschen wir uns in Begleitung beider Shikaris auf dem Kamm des Hügels entlang, wo wir fast mühelos im niedrigen Dschungelgras vorwärts kommen. Die Sonne war am Untergehen, und die Dämmerung wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Daher hieß es rasch handeln, denn bald schwindet in der plötzlich herabsinkenden Dunkelheit das Büchsenlicht. Tiefes Schweigen und einsame Ruhe liegt über der Landschaft. Der Wind kommt aus der entgegengesetzten Richtung, und deutlich hören wir das Winden der Tiere zu uns herüberdringen. Auf der gegenüberliegenden Seite des flachen Tales liegt dichter Baumschongel, aus dem das leise ersterbende Zwitschern der Vogelwelt und das Locken der Dschungelhähne in den stillen Abend tönt. Zwischen uns und das Rudel schiebt sich wie eine Mauer ein hohes Gurukufeld, welches den freien Blick auf den unter uns liegenden Hang stark beeinträchtigt. Doch aus dem Winden, das man ganz in der Nähe hört, schließen wir, daß die Herde nicht mehr weit von uns entfernt ist. Vorsichtig schieben wir unseren Körper durch die hohen, im Winde leise flirrenden Gräser, die uns das Blickfeld versperren. Endlich sehen wir den unteren Hügelrand. Da taucht etwa vierzig Schritte vor uns der riesige Kopf eines Gaurstiers auf, der mit seinen schwarzen blinkenden Lichtern zu uns herüberäugt. Doch plötzlich ist der Kopf des Tieres verschwunden. Wir ducken uns nieder und halten uns bereit, vorwärts zu preschen. Ob er uns wohl bemerkt hat? Ringsumher ist alles ruhig. Nur dicht vor uns hören wir das rufende und mahlende Geräusch des Äsens, das Brechen von dürren Zweigen und das pustende Geräusch des Atems, den die Tiere während des Sicherns durch den Windfang ausstoßen. Immer mehr schwindet das Dämmerlicht, das langsam die nächtliche Dunkelheit ankündet. Da wir von dem Rudel nicht überrannt werden wollen, müssen wir uns jetzt bemerkbar machen. Noch sehen wir nichts. Die Tiere sind in einer Senkung versteckt, in der die

Vegetation durch die dort festgehaltene Feuchtigkeit des letzten Regens üppig wuchert. Unsere Shikaris folgen uns in einigem Abstand. Wenn das Rudel losbricht, werden sie plötzlich verschwunden sein. Mein Jagdgefährte schlägt einen Bogen und sucht über die Herde zu kommen. Da taucht plötzlich und lautlos wie ein Gespenst in acht Schritten Entfernung vor mir zwischen dem dämmrigen hohen Gras zum zweitenmal der dunkle Körper eines riesigen Bullen auf. Ein gewaltiges schwarzes Haupt fährt über den Spitzen des Grases empor. Ich backe blitzschnell an, halte auf gut Glück in die Gegend des Blatts, das ich zwischen den Gräsern nur unbestimmt ausmachen kann, und feuere. Hundertfaches Echo des Schusses hallt durch das stille Tal. Das Tier und mit ihm die Herde war verschwunden. Wir stürzen vorwärts den Hügel hinab, während das Rudel in voller Fahrt polternd talabwärts zieht. Der hinterher flüchtende Bulle kommt während der hastigen Flucht zweimal auf die Knie und erhält während des Sturzes noch zwei Kugeln. Doch weiter geht die Flucht des schwer weidwunden Tieres. Noch nie hatte ich mit dieser Blitzeseile repetiert und geschossen. Unter der Kugel meines Gefährten bricht eine riesige, flüchtende Gaurkuh im Feuer zusammen. Doch ehe wir bei ihr sind, erhebt sich das schwerkranke Tier, und schnaubend nimmt sie uns an. Rasch tauchen wir seitwärts in der Dickung unter. Keuchend bricht das Tier durch das hohe Gras, und nachdem es in einiger Entfernung eine zweite und dritte Kugel empfängt, macht die zu höchster Wut gereizte Kuh kehrt und prescht an uns vorbei den Hang hinab, dem Weg des Rudels folgend. Doch sie kommt nicht weit, denn schon nach zehn Schritten bricht sie zusammen, und der schwere Körper kollert den Abhang hinab. Der weidwunde Bulle ist mit der Herde in die gegenüberliegende Shola abgezogen. Unsere beiden Shikaris sind inzwischen herbeigekommen, und wir lassen sie bei der gefallen Kuh zurück.

Auf dem Anschuß und der Fährte, die durch die Talmulde zieht und eine klaffende Öffnung im gegenüberliegenden Bambusdickicht hinterläßt, war reichlich Schweiß zu finden. Das schwerkranke Tier konnte, nach unserer Vermutung, nicht weit mitgezogen sein, und wir hofften, sein Wundbett noch vor Einbruch der Finsternis zu erreichen. Doch bei einem angeschossenen Gaubullen galt es vorsichtig zu sein. Langsam schlängeln wir uns durch den dunkeln Wechsel und geraten immer tiefer in den von undurchdringlichem Unterholz bewachsenen Dschungel. Infolge der zunehmenden Dunkelheit können wir keine Schweißfährten mehr entdecken und eilen blindlings über dürre Äste und wuchernde Schlinggewächse auf dem ausgetretenen Wechsel, den die Herde in das Dickicht gerissen hatte, vorwärts. Ohne die Bresche, die uns das flüchtende Rudel gelegt hat, wären wir hier in dieser Wildnis kaum weitergekommen. Zudem war die Gefahr, sich in der Dunkelheit im Dschungel zu verirren oder auf Giftschlangen, die dort überall verborgen liegen, zu stoßen, zu groß, und wir entschlossen uns daher, wenn auch unwillig, die Verfolgung erst in der Frühe des nächsten Morgens fortzusetzen.

Noch in der Nacht kamen die Kulis vom Kamp herüber, und in dem gespenstischen Licht eines großen flackernden Feuers wurde die Kuh an Ort und Stelle zerwirkt. Die Männer führen einen Freudentanz auf und rösten die in lange Stücke geschnittenen Fleischfetzen, die sie an Stöcken in die Glut des Feuers halten. Halb roh werden ungeheure Quantitäten von den wonnetrunkenen Menschen verschlungen, während die übrigen Fleischteile und der Kopf des Tieres um Mitternacht zum Kamp hinübergeschleppt werden. Schon früh in der Morgendämmerung kommt eine Herde Kulis von der etwa 8 km entfernt liegenden Kaffeepflanzung herüber ins Kamp, denn wie ein Lauffeuer hat sich während der Nacht die Kunde von dem Überfluß unserer Fleischvorräte verbreitet. Noch ehe sich die Sonne zeigt, sind

wir unterwegs auf der Fährtsensuche. Die grauen feuchten Nebel der Nacht liegen wie dünne Rauchschwaden über den Tälern. In den Wipfeln der Bäume trillern die Vögel ihren ersten Morgengruß. Als wir durch den warmen Dunst des Tales dem Urwalde zuschreiten, schreckt ein Samburtier, das wir drüben beim Äsen gestört haben. In langen Fluchten schnellst es graziös durch das hohe Gras, am Rand des Dschungels einen Augenblick verhoffend, und verschwindet in der graugelben Dichtung, in der auch wir wieder die Fährte des Gaurrudels aufnehmen. Nach einstündigem Suchen finden wir den Bullen verendet im Schweiß liegend, mitten im dichten Bambus. Schakale und anderes Raubzeug hatten dem Luder während der Nacht schon stark zugesprochen. Die Decke hing an manchen Stellen in Fetzen herab, während der prachtvolle Kopf mit dem gebrochenen Auge noch die stolze machtvolle Kraft des Tieres ausdrückte. Es war der erste und letzte Vertreter des stolzen Gaurgeschlechts, den ich in den Revieren der Blauen Berge zur Strecke brachte.

IV. TIGERJAGD

Ich bin Jagdgast bei einem mir bekannten Engländer, der im nördlichen Ganjamdistrikt in einer der zentralen Provinzen Indiens wohnt. In der von der Sonne verbrannten Ebene pirschen und drücken wir auf schwarze Böcke, die dort heimisch und in großer Anzahl zu finden sind. Doch in der staubigen öden Ebene, bei der sommerlich gesteigerten Temperatur, die bleiern auf dem Körper lastet, ist dieser Sport keine besondere Freude, und sehnlichst wünsche ich mir das Ende dieses von den unerfreulichen Erscheinungen eines tropischen Sommerklimas begleiteten Vergnügens herbei. Schon beginne ich mit meinen Vorbereitungen zur Abreise, als wir von einem bekannten Pflanzungsbesitzer aus den in nordwestlicher Richtung gelegenen Bergen durch einen Eilboten die Nachricht von einem

„Kill“ erhalten. Mit „Kill“ bezeichnet man in der anglo-indischen Jagdsprache das von einem Tiger gerissene und getötete Opfer eines Haus- oder Dschungeltieres. Der Kill bietet in den meisten Fällen die beste und müheloseste Gelegenheit, den sonst fast unsichtbaren Tiger zu Gesicht zu bekommen, und wenn man vom Glück begünstigt ist, auch zu erlegen. Treibjagden auf ihn bedingen gewisse günstige Umstände und müssen, um zu einem Ergebnis zu kommen, mit langen Vorbereitungen und unter Einsatz eines fast unerschwinglichen Aufwandes an den hierzu geeigneten Mitteln unternommen werden. Sie sind für den gewöhnlichen Sterblichen fast unmöglich, und es bleibt nur die allerdings wenig weidmännische Methode des „Aufsitzens“ beim „Kill“. Oft wird der Kill auch künstlich provoziert, indem man ein größeres Haustier als Köder aussetzt, um einen in der Nähe aufgespürten oder gesichteten Tiger anzulocken. Dieses Verfahren, das wir in den südlichen Gebirgen mit allen Mitteln der Erfahrung anwandten, hatte uns jedoch nie einen greifbaren Erfolg gebracht. Somit kann man sagen, daß ein günstiges Ergebnis beim Tigerködern mittels des vorbereiteten Lockmittels mehr oder weniger einem glücklichen Zufall zu danken ist. Um so mehr begrüßt man daher die Gelegenheit des Kills, der unter bestimmten Voraussetzungen und besonders geeigneten Momenten meist immer zu einem günstigen Erfolg führt.

Bald haben wir in fast vierstündigem Ritt die etwa 40 km entfernten Berge erreicht. Der Kill befindet sich in der Nähe eines Dschungeldorfes, dessen Bewohner einem primitiven Stamme angehören. Sie leben in Hütten, die aus Schilfgras bestehen und zum Schutze gegen Raubtiere unter den grünen Laubverstecken hoher Bäume verborgen liegen. Die Frauen des Stammes werden vor fremden Augen wie Kleinode versteckt gehalten. Aus welchem Grunde dies geschieht, ist mir nicht bekannt geworden. Doch als ich die erste und letzte der Dschungelschönen zufällig zu Gesicht bekam, habe ich nach dem vorgeführten Modell, das

einer wiedererwachten ägyptischen Mumie glich, kein weiteres Bedürfnis verspürt, die übrigen Frauen des Waldes kennenzulernen. Hinter dem Dorfe, das wie ein Vogelnest an dem Abhange eines hohen, mit uralten Bäumen bewachsenen Berges hängt, dehnt sich der Urwald aus. Das Wurzelgewirr tausendjähriger Teak- und Brotfruchtbäume klettert wie ein Knäuel ineinander verschlungener Schlangenleiber an den Hängen empor, und nirgends entdecken wir in den Baumkronen ein freies Plätzchen, das Luft und Sonnenlicht auf den dumpfen Boden des Waldes dringen läßt. Der Weg, den wir durch das Dickicht benutzen, ist ein niedriger Wildwechsel, der oft so verwachsen ist, daß wir uns mit dem Kappmesser Bahn brechen müssen. In einer flachen Talsenkung, in die wir hinabsteigen, liegen zwischen hohen Grasdüngeln verborgen einige Reisfelder der eingeborenen Dörfler. Dort ganz in der Nähe eines Wasserlaufes, der die Felder bewässert, wurde ein weidender Zebuochse, der kurz zuvor noch im Joche des Pfluges stand, von dem Tiger gerissen und in die Nähe des Waldsaumes geschleppt. Das Tier war mit Ausnahme der üblichen Verletzung an der Halsschlagader, durch die der Räuber das Blut getrunken und seine Mordgier befriedigt hatte, unverletzt. Um so mehr konnte man annehmen, daß der Tiger in der Nacht zu seinem Opfer zurückkehrt, und da der Abend nicht mehr fern ist, gehen wir eiligst an den Bau der „Machans“, hochsitzartiger Plattformen, die wir aus Zweigen auf den Stämmen zweier beieinanderliegenden Bäume in der Nähe des getöteten Tieres errichten lassen.

Der Kill bleibt unberührt, und alle Vorbereitungen müssen sich in unauffälliger Lautlosigkeit vollziehen. Dabei haben wir die größte Mühe, die herbeigelaufenen neugierigen Eingeborenen zurückzuhalten. Selbst die Herden der Affen, die sich in großen Scharen über uns in den Baumkronen versammelt haben und infolge dieses außergewöhnlichen Ereignisses ihr geräusch-



Tierplastiken im Tempel von Nellore



Interessante figürliche Details des Tempelturmes von Cokanada

voll keifendes Gejohle ertönen lassen, scheinen uns das Glück des Erfolges verderben zu wollen. Der Himmel ist mit schweren, drohenden Wolken bedeckt, und bevor noch die Dämmerung hereinbricht, dröhnt der Donner und zucken Blitze eines tropischen Gewitters durch das Tal, während ein Sturzregen seine dichten Fluten vom Himmel schickt. Mitten in dieser Sintflut sitzen wir regungslos, vollkommen durchnäßt, auf unsern beiden Hochsitzen, die sich gegenüberliegen und über welche die Gießbäche des Regens strömen. Doch langsam verebbt das Wetter, und nur noch ein feiner Sprühregen rieselt durch die Dunkelheit des Abends, die sich allmählich zur Finsternis verdichtet. Ringsumher im Dschungel rührt sich kein Blättchen. Allmählich hat der warme feine Regen aufgehört. Nur das monotone Geräusch niederklatschender Wassertropfen begleitet das gedämpfte Zirpen der Zikaden, die unter der schützenden Baumrinde und in trockenen unterirdischen Wurzelhöhlen ihr nächtliches Lied singen. Leise regt sich das verspätete, geheimnisvolle Leben der tropischen Urwaldnacht. Schwärme von Leuchtinsekten surren summend, wie gespenstische Schleier auf- und niederwallend, über der dunstenden, feuchten Erde. Einsame Nachtfalter, die in der unbestimmten Dunkelheit von unheimlicher Größe erscheinen, schwirren mit ihren großen, rotglühenden Augen um mich her. Zu meinen Füßen gackert im Gestrüpp ein Dschungelhahn seine Liebeserklärung, während sich im dichten Unterholz raschelnd unsichtbare Geister bewegen. Drüben über den Feldern zieht ein Rudel Schakale. Sie scheinen das Luder zu wittern, denn langsam nähert sich ihr langgezogenes Geheul, das wimmernd von den Bergen widerhallt.

Kaum ist es mir möglich, mich der stechenden und blut-saugenden Quälgeister der Nacht zu erwehren. Es ist ein Martyrium, sich fast wehrlos diesem tagscheuen Gelichter auszuliefern. Rauchen ist unmöglich, und jede unvorsichtige Bewegung kann uns den zum Mahl erwarteten Gast vergrämen. Wir

kennen die scharfen Sinne und feinen Instinkte des Raubtieres zu genau und wissen auch, daß wir nur bei der Aufbietung unserer gesamten Willenskraft unser Ziel erreichen werden. So vergeht die erste Hälfte der Nacht, und immer noch sitzen wir regungslos auf diesem Marterpfahl der Selbstzerfleischung. Langsam, quälend langsam, schleicht Minute um Minute vorüber. Raufende Schakale und anderes unsichtbares Raubzeug machen sich in der Dunkelheit an dem Luder zu schaffen. Wir sehen und hören fast nichts, denn es ist immer noch stockfinster, und nur das Geräusch der keifenden und balgenden Aasräuber, die an dem Kadaver zerren, dringt zu uns herauf. Nach Mitternacht wird es etwas lichter über uns, doch das Luder liegt in tiefer Finsternis, und nicht einmal die Umrisse können wir von ihm erkennen.

Da — was ist das — drüben, nicht weit von uns, hören wir das Schimpfen einer Affenmeute, und prasselnd stürzt das von den Tieren geschüttelte dürre Astwerk hinab in die Tiefe des Waldes. Immer stärker wird das bellende Gebrüll, und es ist, als ob die Hölle eine Herde teuflischer Kobolde losgelassen hätte. Vielleicht nähert sich der Tiger, der König und Despot des Urwaldes, den das Volk der Affen besonders fürchtet. Oder ist es die große Schlange, die sich mit dem grünen Glühen ihrer Augen auf nächtlichen Raubzügen lautlos durch das Geranke der Baumkronen windet, um die schlafenden Tiere meuchlings zu überfallen? — Überall lauert im Urwald der Tod in tausendfältiger Gestalt, neben dem ewig treibenden und sprossenden Leben elementarer Naturkraft. Ja selbst der Mensch trägt das Verderben und die Vernichtung in das ringende Leben der Wildnis. Lautlos lauernd hockt er mit der todbringenden Waffe im Hinterhalt und trachtet den gehetzten Tieren des Waldes nach dem Leben. Nur tut er es zum Unterschiede von allen übrigen Wesen der Natur mit der vergnüglichen Begierde des Mordens, und selten aus Notwehr oder irgendwelchen andern zwingenden Beweggründen. Ein altindischer Dschungelspruch

schon zieht den Menschen der Mord- und Diebesgelüste und wirft ihn unter die Aasräuber des Waldes.

Dies sind die vier,
Die nie gefüllt seit Urbeginn
Dschakalas Schlund und des Geiers Gier,
Und des Affen Pfof' und des Menschen Sinn.

Endlich, es mochte gegen zwei Uhr morgens sein, war der Tiger da. Lautlos wie ein Schatten hat er sich herangeschlichen, und nur durch das fauchende und schnarrende Röcheln, welches dem Menschen das Blut in den Adern erstarren läßt, verrät er seine Ankunft. Mit einem unwilligen Schnauben vertreibt er das Rudel der Aastiere, die schon seit Stunden bei der Leiche schmausen. In unbestimmten Konturen sehe ich eine nebelhaft verschwommene, dunkle Masse am Boden kauern. Doch das angestrengte Suchen meiner ermüdeten Augen im Dunkel der Nacht und die Erregung, die mich erfaßt, sind so stark, daß es mir vor den Augen zu flimmern beginnt. Ich höre das Zerren und Reißen am Kill. Ein dumpfer Geruch von Blut und dunstenden Gasen, die aus der geöffneten Bauchhöhle des Kadavers strömen, dringt zu mir herauf. Ein Schauer erfaßt mich. Meine Nerven sind zum Zerreißen angespannt, und ich vergesse über dem furchtbaren Ereignis, welches sich unsichtbar, mit unheimlichen Geräuschen zu meinen Füßen abspielt, fast vollkommen den Zweck meines Hierseins. Nichts sehen können, die greifbare Nähe der Bestie zu wissen, mit den Augen nicht erfassen zu können, was die Sinne zum Ver zweifeln nahe wähnen, und die Geräusche des Entsetzens zu hören, war die höchste Steigerung dieser schon seit Stunden währenden Nervenanspannung. Mehrere Male packe ich die Büchse an — versuche durch das Glas die Umriss e des Tiers aus der Finsternis zu lösen. Doch ich sehe, daß es zwecklos ist, denn nur nach den Geräuschen ist es mir möglich, die ungefähre Richtung, in der sich das Raubtier befindet, auszumachen. Wie gerne hätte ich meinen Ge-

fährten auf dem gegenüberliegenden Hochsitz davon verständigt und ihm mein Mißgeschick berichtet.

Minutenlang rührt sich fast nichts am Kill. Das Raubtier liegt still und verhofft — oder aber hat es das Luder durch die Witterung, die es bekommen haben mag, verlassen und ist lautlos in den Dschungel gewechselt. Doch nein — wieder höre ich das Reißen, das Glucksen der blutigen Fleischmassen, die der Räuber sich mit seinen riesigen Eckzähnen vom Kadaver zerrt, das Mahlen des furchtbaren Gebisses und das blutgierige Lecken der rauhen Zunge, welche die letzten Reste stinkenden Blutes aus der Höhle des Bauches trinkt. Bald wird der Tiger satt sein oder, durch irgendein Geräusch vergrämt, das Luder verlassen. Ich bin verzweifelt über mein Pech, und blitzschnell schießen mir tausend Gedanken der Überlegung durch mein müdes Gehirn. Meine letzte Hoffnung ist die Morgendämmerung, die wohl nicht mehr fern sein kann. Da plötzlich zerreißt ein greller Blitz, ein donnerähnlicher Knall die hoffnungslose Finsternis und bricht den Bann des furchtbaren Schweigens. Mein nachbarlicher Gefährte drüben auf dem Machan hat das Raubtier entdeckt und ihm die Kugel angetragen. Auch mir schien es, als ob ich im Zucken des Feuerstrahls die Bestie kauern sah. Hundertfacher Widerhall des Büchschusses schwingt von den hohen Bergwänden zurück. Ein schnarrendes Schrecken erfolgte auf den Schuß, und alles liegt wieder in tiefer Ruhe. Finsternis schwebt über dem Schauplatz des nächtlichen Dramas, doch der Bann der Ungewißheit ist gelöst, und erregt tauschen wir unsere Meinungen aus. Mein Gefährte, der den Schatten des Waldrandes in seinem Rücken hatte, konnte von seinem Sitze aus die Umrisse des niedergekauerten Tigers, der sich von dem hellen Sande des im Hintergrunde liegenden Wasserlaufes deutlich abhob, erkennen. Er wartete lange und ungeduldig auf den Knall meiner schweren Expreßbüchse, denn es war vorher besprochen, daß ich den ersten Schuß haben sollte. Nachdem

ich aber seine Geduld auf eine derartig harte Probe gestellt hatte und er das Entweichen des Tigers befürchtete, trug er ihm die Kugel an, über deren Wirkung er als ausgezeichneter Nachtschütze keinen Augenblick im Zweifel war. Es ist sein achter Tiger. Noch war es nicht sicher, ob das Tier weidwund entkommen oder auf dem Anschuß blieb.

Noch konnten wir in der tiefen Finsternis, die durch den schwer bewölkten Himmel nicht weichen wollte, nicht unterscheiden, was unter uns vorging. Mein Gefährte behauptet zwar, daß von dem Tiger nichts mehr zu sehen sei. Es wäre jedoch unverantwortlich gewesen, den Machan in der Dunkelheit zu verlassen, um unsere Mutmaßungen zu prüfen. In fieberhafter Ungeduld erwarten wir das erste Dämmerlicht des Morgens. Grau, wie ein nebelhafter Schleier, senkt es sich langsam auf die Erde herab. Jetzt erkennen wir deutlich die verschwommenen Umrisse des Kills, doch der Ort ist leer, und von dem Tiger ist nichts zu sehen. Noch nie habe ich mir das Licht des Tages sehnlicher herbeigewünscht, als an diesem Morgen. Leuchtend steigt das erste Frührot über die Kämme der Berge, und noch ehe wir die Hochsitze verlassen haben, hören wir die Stimmen der Dschungelleute, die sich in der Ferne plaudernd und rufend nähern. Der wenige Schweiß, den wir auf dem Anschuß entdecken, will nichts besagen. Doch es ist kein Zweifel, die Bestie ist weidwund entkommen. Wir warten auf das volle Tageslicht und verfolgen vorsichtig mit entsicherter Büchse die Fährte, die in das Dickicht des Dschungels zurückführt. Blasiger Schweiß am Blattwerk und an den Halmen, die über dem Boden wuchern, begleiten die Fährte. Bei der Verfolgung ist größte Vorsicht geboten. Unter großer Mühe, mit dem Dschungelmesser arbeitend, kriechen wir durch Dornen und wildverwachsenes Urgestrüpp, und unsere Fährten suche in der Unübersichtlichkeit des Dschungels ist mehr wie tollkühn. Über eine schmale Lichtung, die wir vorsichtig in der Deckung des Unter-

holzes umkreisen, führt unser Weg. Auf der anderen Seite, am Saume des Waldes, bemerken wir in dem zerdrückten Schilf ein von Schweiß gerötetes Bett. Es ist ein Wundlager des Tieres. Am Abhange einer steilen Schlucht geht es hinab. Mit zerschundenen Händen und Gesichtern dringen wir im Jagdeifer durch die Unwegsamkeit der verfilzten Dickung. Auf der Sohle der Schlucht, zwischen niedrigen Farnen und Moosen, entdecken wir endlich das Opfer dieser Nacht. Mit der letzten Kraft suchte sich das Tier an dem gegenüberliegenden, steilen Gestrüpphang emporzuarbeiten, was wir an den verzweifelten Spuren, die seine Tatzen dort hinterließen, beobachten konnten. Mit müdem, gebrochenem Auge, die Züge eines heroischen Todeskampfes um die Lippen, lag der schwere, gestreifte Körper der Bestie in dem weichen, grünen Bett der Moorhalde, wohin ihn sein Schicksal in den letzten Zügen seines kraftvollen Lebens gebettet hatte. Es war das prächtige, ausgewachsene Exemplar eines männlichen Königstigers, der über neun Fuß Länge maß. Leider hatte mich dieses Mal mein Jagdglück verlassen, und das Los des glücklichen Zufalls war meinem Gefährten zugefallen. Doch die Erinnerung an dieses von erschütternden Eindrücken erfüllte Erlebnis dieser Nacht ist mir unvergeßlich und gehört zu den interessantesten Ereignissen meiner Jagden in den von dämonischem Zauber und überwältigender Schönheit und Romantik umgebenen Urwäldern Indiens.

DAS HAUS DER RAST

Auf den Reisen und Wanderungen in Indien begegnet man fast überall diesem Hause der Rast, dessen schützendes Dach ein Asyl des Wanderers bildet. In der Sprache des Landes nennt man es Dak- oder Travellor Bungalow, weil

es den im Lande Umherreisenden zur Unterkunft dient. Seine Einrichtung stammt aus jener Zeit, in der sich die Verkehrsverhältnisse unter dem Regime Englands noch im Anfangsstadium der Entwicklung befanden und die weiten Reisen im Lande in kurzen Etappen zurückgelegt werden mußten. Doch auch heute noch, nachdem ausgedehnte Eisenbahn- und Straßennetze alle Gebiete des Reiches miteinander verbinden, ist das Haus der Rast für den Reisenden unentbehrlich. Zudem sind bei der ungeheuren Ausdehnung Indiens diese Rasthäuser ein notwendiges Bedürfnis des Verkehrs geworden. So findet man das Haus der Rast sogar in den entlegensten Gegenden des Landes. Ja, selbst in den unzugänglichen Urwäldern, unter der Sonnenhitze der indischen Tiefebene, vor den Mauern antiker Tempelstädte und an den steilen Hängen wilder Gebirgskette gewährt das schattenspendende Dach dieses kleinen, traulichen Häuschens ein Obdach. Und wer könnte es je vergessen, daß er diesem Ort der Gastlichkeit köstliche Stunden der Ruhe und Erholung verdankt.

Auf meinen Reisen in Indien habe ich das friedliche Idyll der Rasthäuser den meist unzulänglichen und ungenießbaren Gaststätten stets vorgezogen. In vielen Fällen war ich auch auf die Benutzung des Hauses der Rast, welches oft in manchen Distrikten die einzige menschenwürdige Stätte der Unterkunft ist, angewiesen. Meine Eindrücke, die ich an diesen Orten romantischer Poesie gewann, sind von eigenartigen Reizen erfüllt. Sie gehören zu jenen Erlebnissen, welche die Empfindsamkeit der Seele tief bewegen und in der Erinnerung des Menschen unverlöschlich haften. Manchmal ist das Wesen dieses kleinen Hauses der Rast recht dürftig und kümmerlich. Alter und Verwahrlosung haben es nicht selten in einen recht schlechten Zustand versetzt, so daß die Gastlichkeit unter seinem Dache von oft zweifelhafter Art ist und man dem unwohnlichen Ort oft gerne wieder den Rücken wendet. Doch meist ist der in ihm wohnende Frieden

von einer lieblichen Poesie, welche die Stunden der Ruhe zur beschaulichen Erholung gestalten. Und dann fällt es schwer, von ihm Abschied zu nehmen. In größeren Städten Indiens findet man außer den Häusern der Rast die oft vorzüglich geleiteten Hotels, die selbst die verwöhntesten Ansprüche des Europäers erfüllen können. Doch nichts gleicht diesem ruhigen, freundlichen Häuschen, das draußen, fern von dem bewegten Treiben der Menschen, unter schattigen Bäumen in blühenden Gärten und in der stillen Behaglichkeit einer lauschigen Natur verborgen liegt und dem Fremden, der seine Gastlichkeit begehrt, die Pforten öffnet.

DAS HAUS DER RAST IN DER INDISCHEN TIEFEBENE

Auf meiner Reise in den südlichen Tiefebene weile ich eine Reihe von Tagen an einem der bedeutungsvollsten Orte religiösen Kults in Indien. Es ist die Zeit der pomphaften Tempelfeste, die sich jährlich mit einem großen Aufwand an Pracht und Reichtum in den Tempeln und Straßen der Stadt abspielen. Weit draußen vor der geräuschvollen Stadt, in der schon seit Tagen die Massen von religiöser Begeisterung erfaßter Volkshaufen hin- und herfluten, befindet sich das Haus der Rast. Unscheinbar, in öder Verlassenheit liegt es hinter einem Meer von schlanken Kokospalmen, die wie ein hoher Wall den Ort der Tempel umschließen. Es ist, als ob hinter dieser lebendigen Mauer der Palmen das Leben der Stadt in den Abgrund versunken wäre. Denn kein Laut dringt in die Einsamkeit zu mir herüber, und in träumerischer Ruhe liegt das kleine Haus im Schatten junger Mangobäume, deren Zweige unter der Last der birnenähnlichen Früchte fast niederbrechen. Wuchernde Schlinggewächse, die sich wie die Leiber von Schlangen an den Stämmen emporwinden, bilden einen tunnelartigen Laubgang, der

von der roten, staubigen Straße zum Häuschen hinüberführt. Es ist das typische Bungalow Indiens, dessen Wohnlichkeit von großen behaglichen Reizen ist. Einstöckig, mit weitvorspringendem, schattenspendendem Dach, das eine geräumige Veranda überdeckt. Im Innern die schlichten, weißgetünchten Räume, in deren Dämmerlicht sich bei geschlossenen Jalousien eine wohlthuende Kühle verbreitet. Alles in reinlicher Pflege und Sauberkeit. Tische, Stühle und Bettgestelle sind aus Holz und von bescheidener Einfachheit. Dieses Haus der Rast ist ein größeres Bungalow, welches fünf Räume und eine Küche enthält. Höhere englische Regierungsbeamte steigen auf ihren Dienstreisen öfter hier ab. Schon deswegen gibt sich der Pächter Mühe, das Haus in gutem Zustand zu halten. Hinter dem Hause, durch einen niedrigen überdachten Gang verbunden, liegt die Küche, Stallung und Dienerwohnung. Ein besonderer Raum dient für die Unterkunft des Pächters und seiner Familie.

Wider Erwarten treffe ich keine Gäste im Bungalow. Einsam liegt es, inmitten eines Wirrsals von duftenden Sträuchern und schattigen Laubkronen, abseits von der Straße, zwischen Beeten grelleuchtender Blumen und blühendem Rankenwerk versteckt. Kaum berühren die Strahlen der Sonne das schwere Ziegeldach und den Vorplatz des Häuschens, denn alles liegt unter dem Schatten dichten Laubes, dessen dämmriges Grün in zarten Reflexen auf den Wänden des Hauses spielt. Tag und Nächte sind in diesem stillen Haus von friedvoller Ruhe. Selten dringt Lärm von der Straße oder der nahen Stadt herüber. Von besonderem Reize sind die Dämmerstunden und hellen Nächte, die langsam aus dem tiefen Blau des abendlichen Himmels heruntersinken und die Natur mit dem Wunder eines magischen Lichts erfüllen. Während noch am Abend aus rötlicher Erde das Flimmern der Sonnenwärme aufsteigt, senkt sich der frische Hauch der Nacht durch das Dach der Blätter, und langsam flutet die Kühle durch die Türen und Fenster des Hauses. Dieses leise

Hinübergleiten des blendenden Tageslichtes in die wohltuende, dämmernde Stille des Abends ist die erhabenste Stunde des Tages. Leise beginnt das webende Leben der Nacht. Dort drüben, unter den dichten Kronen des Palmenmeeres, setzt ein zartes Fächeln ein, das dem Flirren des Windes in den Gipfeln der Palmen gleicht. Zuerst ist es ein leise schwingendes Tönen, dann steigert es sich zu einem leidenschaftlichen Rhythmus, der wie der zitternde Chor von Harfen die Stille des Himmelsgewölbes erfüllt. Bald liegt das Singen dieser nächtlichen Insektenheere über dem dichten Laub des Gartens, bald raunt es in unendlicher Ferne der Ebenen, als ob die nächtlich unsichtbaren Geister unruhevoll auf- und niederschwebten. Draußen auf der von dem grünlichen Dämmerlicht erfüllten Veranda, wo ich in stiller Beschaulichkeit diesem nächtlichen Treiben lausche, schwärmen auch schon die unruhevollen Heere der Moskitos. Es sind die einzigen nächtlichen Plagegeister in dieser friedlichen Einsamkeit.

Langsam öffnen sich in der Kühle des Abends die Blütenkelche dem herniedersteigenden Tau, und ein sinnbetäubender, süßlicher Duft schwebt über dem warmen Erdboden des Gartens. Unter dichten Blumenbeeten huschen die Schatten kleiner Moschusratten, die in dem dunkeln Versteck der Blumen und Sträucher ein munteres Spiel miteinander treiben. Doch auch der Tod wohnt zwischen dem flimmernden Leben der Nacht, und manche Gefahren lauern draußen unter dem dichten Gestrüpp und dem niedrigen zerfallenen Mauerwerk des Gartens. Leise gleiten dort die Schatten der Kobra, die während des Tages in den dunklen Verstecken des Gemäuers verborgen liegt. Züngelnd erhebt sich das geblähte Haupt mit den stechenden, schwarzen Augen über der warmen, lebenspendenden Erde, und das schrille Schrecken der Tiere, die unter dem Gestrüpp verborgen sind, zeigt mir, daß die nächtlich schleichende Schlange im Garten ihre Opfer fordert. Auch in der grünlich

dämmerhaften Luft beginnt sich das Leben der Nacht zu regen. Große Scharen fliegender Hunde von ungewöhnlicher Größe steigen drüben aus den Palmenwäldern auf. Fledermäuse schwirren, wie spukhafte Kobolde, unter den dichten Kronen der Mangos und dem Dache der Veranda, und ich spüre das leise Fächeln ihrer Flughäute und höre das Piepen, das aus ihrem ewig hungrigen Munde dringt. Hoch oben im Mangobaum lassen sie sich geräuschlos nieder, und leise schmatzen die kleinen, gefräßigen Schnauzen, die sich an den Früchten des Baumes gütlich tun. Manchmal fallen die Früchte klatschend zur Erde nieder, und rasch huschen die behenden Moschusratten herbei, um diese Leckerbissen in die Dunkelheit des Gebüsches zu schleppen.

Selbst im Hause der Rast beginnt ein geheimnisvolles Leben. Unter dem Gebälk des Daches zirpen Heimchen ein nächtlich monotones Lied. Riesige Nachtfalter, deren große Schatten gespenstisch an dem hellen Gemäuer des Hauses gaukeln, werden von dem Schein der flackernden Kerze angelockt. Sie kommen zu Dutzenden aus der Finsternis herein und lassen sich vertrauensselig im Hause nieder. An den weißgetünchten Wänden und an der Decke watscheln die kleinen possierlichen Geckos, um die schwirrenden Mücken und Falter zu erhaschen, die in eintönigem Rhythmus dort auf- und niedersteigen. Die kleinen, winzigen Eidechsen mit den eigenartig dicken Köpfen sind harmlose Freunde des Menschen, mit dem sie in großer Vertrautheit unter einem Dache wohnen, um dort die blutgierigen, lebenden Fieberherde der Moskitoschwärme in großen Mengen unschädlich zu machen. Mit sicherem Instinkt liegen sie lauend auf dem Wechsel der Mücken, um dort plötzlich mit dem Pfeil ihres elastischen, klebrigen Züngelns nach ihrer Beute zu schießen.

Immer stärker duften die Blumen und Blüten des Gartens in der zunehmenden Kühle der Nacht. Eine erfrischende Brise, die durch die geöffneten Jalousien dringt, bewegt leise wallend den

grauen Schleier, der mich vor der Blutgier der Mücken schützt. Aus der Ferne tönt jetzt das eintönige Zirpen der Zikaden in den Bäumen des Palmenwaldes, und bald versinke ich unter diesen narkotisierenden Geräuschen der Nacht in einen tiefen Schlaf, aus dem mich erst am frühen Morgen das im Osten heraufsteigende rote Glühen der Sonne weckt. Ein taufrischer, neuer Tag liegt über dem Blätterdach des Gartens, in dem das nächtliche Leben längst verstummt ist. Auch drüben in dem Dickicht der Palmenwipfel ist der eintönige Chor der Insekten durch das helle Zwitschern der erwachenden Vogelwelt abgelöst worden. Leise fächeln die Kronen des Palmenwaldes in der kühlen Morgenluft, während sich die feuchten Dünste der Nacht in zarten Schleiern langsam über dem Erdboden verflüchten. Es sind die letzten Spuren des nächtlich erquickenden Zaubers. Leuchtend beginnt die Sonne des jungen Tages den glühenden Lauf, und alles Leben beginnt unter ihren Strahlen zu ermannen, bis wieder die Nacht mit ihrem magischen Schimmer aus der Bläue des Himmels herniedersteigt und das Leben in der Natur zu neuem, geheimnisvollem Treiben erweckt.

DAS HAUS DER RAST IN DEN BERGEN

Einsam liegt das kleine Bungalow an einem öden Gebirgshang, der wie eine Halbinsel in die Tiefe eines kraterartigen Abgrundes hineinragt. Es ist das Haus der Rast, in welchem wir häufig auf unseren Jagdstreifen in den wilden Gebirgsgegenden des südlichen Indiens Unterkunft finden. Dach und Mauern sind mit der grün-grauen Patina feuchter Zersetzung überzogen, und rings um das einsame, ruinenhafte Haus wuchert das dichte Gestrüpp des Urwaldes. Eine Flut von Lianen rankt um Fenster und Türen, hinter denen die einsamen, dämmrigen Kammern liegen, und es ist, als ob dieser Ort schon seit Jahrhunderten in trauriger Vergessenheit liegt.

Uns ist dieses Haus der Rast nicht unbekannt. Denn vor nicht allzu langer Zeit fanden wir unter seinem Dache Schutz und Zuflucht, während draußen über dem Gebirge das schwere Wetter des Nordwest-Monsuns tobte. Damals war der Aufenthalt in den Wäldern durch die Feuchtigkeit und die damit verbundene schwere Blutegel- und Fiebertückenplage zur Unmöglichkeit und großen Gefahr geworden. Wir erlebten zu jener Zeit in dem unheimlichen, ruinenhaften Gemäuer des Hauses einen furchtbaren, nächtlichen Gewittersturm, der nach einem schwülen Tage die Wildnis in ein wahres Inferno verwandelte. Es schien uns, als ob in dieser unheimlichen Nacht das Vorgebirge, auf dem sich das Bungalow befand, in den Schlund einer feuerspeienden Hölle versinken wolle. Ewiges Brüllen des Donners, dessen Echo sich hundertfach an den Wänden der steilen Berge brach, und das fahle Leuchten der Blitze zerriß die Finsternis der Nacht. Ringsumher dröhnte gespenstisches Ächzen und Stöhnen der von dem Orkan geschüttelten Urwaldriesen, und über uns schwankte das ausgehöhlte Gerippe des morschen Dachbodens, dessen Gebälk auf uns herabzustürzen drohte.

Noch heute finden wir bei unserer Wiederkehr an einem Frühlingsmorgen die Spuren der Verwüstung, die jenes nächtliche Wetter in der Umgebung des Bungalow angerichtet hatte. In der Nähe liegen die vom Sturme gefällten Stämme des Urwaldes, die wie gebrochene Säulen eines eingestürzten gigantischen Tempels durcheinander liegen. Aus ihren vom Blitze erschlagenen Leibern wuchert bereits das ewig-triebhafter Leben des Urwalds hervor. Lianen und schlingendes Blättergewirr haben bereits die Ruinen des Dschungels mit einem grünen Leichentuch bedeckt, und aus der Fäulnis der Baumleichen erheben sich die geisterhaft blassen Häupter der Orchideen, die zwischen brennendroten, duftenden Blüten und einem Rankenwerk von Dornengewächsen auf dem erstorbenen Körper der Bäume ein Fest der Auferstehung feiern. Tief unten in dem

Bergkrater, an dessen steilen Wänden einst die Wolkenkrümmer des Sturmes brandeten, blicken wir jetzt hinab auf das unendliche Blättermeer des Urwaldes. Unsichtbare, feuchtheiße Dünste des Fiebers steigen zu dem Vorgebirge herauf. Eintausendstimmiger Vogelchor schwebt schillernd über den Wipfeln. Über uns wölbt sich der klare, tiefblaue Himmel, und vergeblich suchen die Dünste des Nebels aus den tiefen Tälern den Weg zu dem reinen Äther, der die Gipfel der Berge umgibt. Zwischen klaffenden Wolken einer nebelhaften Atmosphäre hindurch blicken wir in kurzen Zwischenräumen in die tief unter uns leuchtende, sonnenbeschienene Ebene, aus der nachts das Trompeten der Elefantenherden zu uns heraufdringt, und um uns liegt der furchterweckende Zauber der Einsamkeit. Man hört nur die Stimmen der Wildnis, deren merkwürdiger Klang dem menschlichen Ohr so fremd erscheint.

Suchend schweift das Auge über die wipfelbedeckten Hänge und Schluchten, aus denen bald nah, bald fern diese eigenartigen Geräusche des Urwaldes zu uns heraufsteigen. Oft ist es das dumpfe Schrecken des Samburs, das schrille Pfeifen des Muntjaks, das schnarrende Röhren des im Dickicht verborgenen schwarzen Panthers oder das erregte Klaffen der Affenmeuten, die sich geräuschvoll den Weg durch das grüne Meer der dichten Laubkronen bahnen. Der Blick, der sich uns vom Hause der Rast öffnet, ist von überwältigender Schönheit. Wenn sich am Tage die atmosphärischen Dünste wie die leisen Schleier bläulicher Rauchfahnen aus den Tälern erheben, weitete sich dem Auge die Sicht in die Raumlosigkeit des Weltenraumes, und fern am Horizont steigt wie ein blauer, glitzernder Spiegel der weite Ozean empor. Hinter seiner Raumlosigkeit taucht der Himmel in jene Weiten, in die wir nur mit der Kraft unserer Phantasie zu folgen vermögen. Es ist, als ob sich die Augen an diesem ewig wechselvollen Spiel von Melancholie und Freude nicht satt zu sehen vermögen. Diese göttliche und zugleich dämonische

Natur, deren Anblick in uns eine tiefe Ergriffenheit weckt, ist von unerhörter Grandiosität. In unendlicher Ferne, gleichsam getragen von jenem dunsthaften Hauch einer flimmernden Atmosphäre, schwebt wie ein Trugbild das von den Strahlen der Sonne überflutete Paradies der fruchtbaren Westküste von Malabar.

Mit unbeschreiblichen Gefühlen erleben wir von unserem herrlichen Aussichtspunkte die überwältigend schönen Reize des tropischen Tages und der von grünlichem Dämmer erfüllten zauberhaften Nächte, das Erwachen und Versinken des feurigen Lichtkreises der Sonne, dieses lebenspendenden und zugleich vernichtenden Himmelslichtes, welches die Fluren Indiens in seiner Glut verzehrt, um sie nach der Zeit des Regens bald wieder zu neuem Leben zu erwecken. Aus den verborgenen Gründen der Natur tönt das rätselhafte Weben unsichtbarer Geister, und Myriaden geflügelter Sänger und zirpender Musikanten erfüllen die Dunkelheit der Nacht mit ihrem unruhevoll schwirrenden Chor. Alle diese wundersamen Erscheinungen der Natur sind von jenem unwiderstehlichen Zauber der Ursprünglichkeit begleitet, der auf die Seele und die phantasievolle Gedankenwelt des Menschen einen tiefen Eindruck hinterläßt und uns diese wunderbaren Erscheinungen in der Natur zu unvergeßlichen Erlebnissen macht. Von der Morgenfrühe des beginnenden Tages, wenn der Schein des zarten Frühlichts im Osten dämmt, hören wir im weiten Umkreis diese geheimnisvollen Stimmen des Waldes, welche die Laubkronen und Dickichte des Dschungels beleben, und auch die Nächte sind ewig erfüllt von den Geräuschen leidenschaftlichen Lebens dieser Insektenheere, deren Lieder in zitternden Wellen die einsame Stille der Nacht durchfluten.

Doch auch in dem ruinenhaften Hause der Rast erwacht das merkwürdige Dasein eines nächtlich-spukhaften Treibens. Eine Welt geflügelter, schleichender und kriechender Geister, die

sich unter dem schützenden Dache dieses Bungalows niedergelassen hat, beginnt sich allmählich über die seltenen Gäste, die die Ruhe ihres Versteckes gestört haben, zu wundern. Leise, zaghaft, doch neugierig kriechen sie aus ihren dunkeln Winkeln im Fußboden, aus dem zerfallenen Gemäuer und unter dem knisternden Gebälk des Daches hervor, und bald bilden wir den Mittelpunkt eines fremdartigen Tierlebens, das durch den Schein der flackernden Kerze angelockt, sich von Minute zu Minute zu vermehren scheint. Unter den schweren Holzdielen des Fußbodens lebt ein Reich, das Milliarden von Einwohnern zählen mag. Es ist der geordnete Staat der weißen Ameisen, die dieses alte Haus zu einer Stätte der Unrast gemacht haben. Wimmelnde Millionenheere ziehen lautlos die tiefgefurchten Straßen ihrer unterirdischen Welt hinauf und hinab. Ein ewiges unruhevolles Wandern, dessen Monotonie von ermüdender Wirkung auf die Sinne ist. Dieses geräuschlos nagende Volk wird dieses Haus in kurzer Zeit zu einem Trümmerhaufen machen, denn auch das Gebälk des Daches ist schon ein hohles Gerippe, dessen unaufhörliches Knistern und Rieselnd das baldige Ende seiner stützenden Kraft bedeutet.

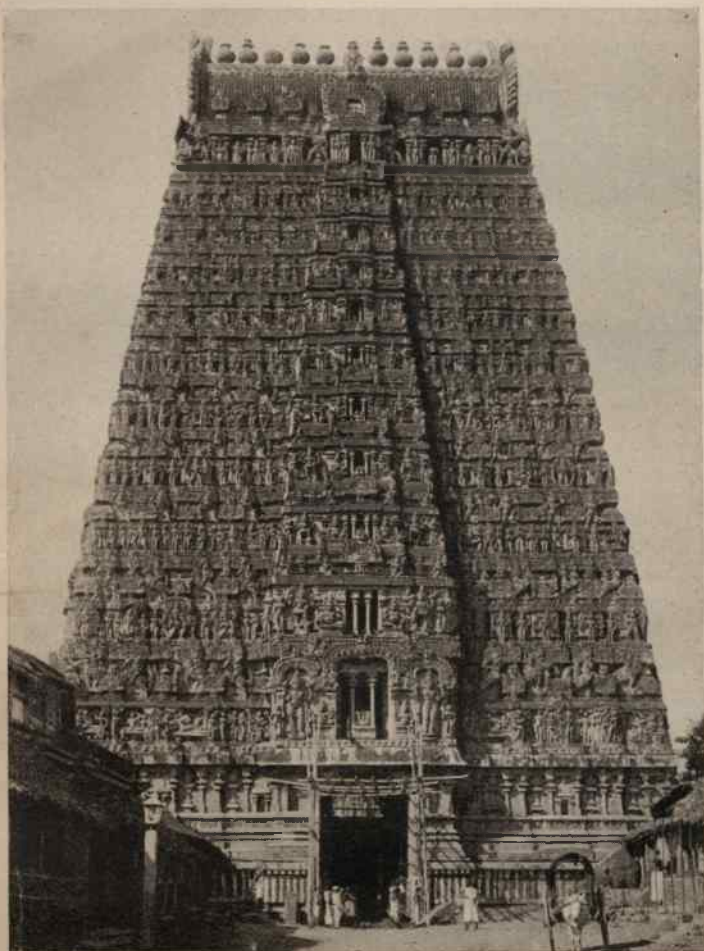
Durch die von blühenden Ranken überwucherten Fensteröffnungen weht die Kühle der Nacht. Doch auch der Hauch des Fiebers, die grauen Moskitoschwärme finden durch diese Löcher ihren Eingang in die Dampfhölle des Hauses. Wir löschen das Licht, und nun erst beginnt der Tanz eines höllischen unsichtbaren Daseins verborgener Wesen, die im Schutze der Finsternis aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen. Ein einleitender Chor fremder, geisterhafter Stimmen, die aus einer unbekannten Welt dringen, schwebt durch den kleinen Raum. Auf dem morschen Dachboden, dessen Gebälk einen Regen von Staub auf unsere Köpfe herniedersendet, erhebt sich ein wahrer Hexensabbat. Das keifende und fauchende Geräusch zeigt uns, wie heftig sich die Tiere um die Seßhaftigkeit in diesem Asyl der Menschen be-



Priestersänfte in einer Tempel-Prozession



Teich im Tempel von Madura



Große Gopuram des Tempels von Kumbakonam

kämpfen. Dunkle Schatten, die geräuschvoll trippelnd über den Fußboden huschen, vermehren sich in erschreckender Weise. In dem Dämmerlicht, das über dem Raume liegt, erkenne ich die Scharen großer Ratten, die sich quiekend zu bekriegen scheinen. Manche versuchen ihre Zähne an den Wänden unserer blechbeschlagenen Koffer, in denen sie die Lebensmittel wittern. Andere schleppen unsere Ausrüstungsgegenstände, die auf dem Fußboden liegen, zu ihren Löchern und suchen sie in ihre Verstecke zu zerren. Bald entspinnt sich ein heftiger Kampf um die einzigen erreichbaren Leckerbissen, die Stummel unserer Kerzen, welche für die Tiere eine Delikatesse zu sein scheinen.

Auch in den Fensternischen zwischen den Schlinggewächsen rührt sich das Leben dieser nächtlichen Insassen. Dort bewegen sich die dunkeln Schatten fliegender Hunde, die laut piepend und quiekend, im Gemäuer ihre Beute erhaschen. An Ruhe und Schlaf ist während dieses geräuschvollen Treibens nicht zu denken. Wir kriechen aus den Netzen und vertreiben das Gezucht der Nacht, indem wir die Hunde aus ihrem Verschlag herüberholen und mit ihnen den Kampf gegen die nächtlichen Ruhestörer beginnen. Von draußen dringt kühle Nachtluft durch die Mauerlöcher herein. Bald knistert ein loderndes Feuer im Kamin, und langsam verrinnen die Stunden der Nacht. Die Jagd auf das Ungeziefer, welches in den feuchten Spalten des Gemäuers und unter dem Fußboden lebt, bringt interessante Beobachtungen und Ergebnisse. Dutzende von fußlangen Tausendfüßlern räubern in dem dunklen Staate der Ameisen. Ihre träge dahinschlängelnden, wohlgenährten Leiber sind prall gefüllt mit den Eiern, die sie sich nächtlicherweise aus den uner schöpflichen Nestern der Ameisen stehlen. Ein großer Skorpion sitzt regungslos unter dem lockeren Verputz der Mauer. Seine Scheren umfassen den Leib einer zappelnden Vogelspinne. Noch hat er sie mit dem Gift seines Stachels nicht getötet, und wol-

lüstig quält er das verzweifelte Opfer zwischen seinen Fängen, bis der Tod aus der Ätherflasche dieses grausame Spiel beendet.

Nach Mitternacht wird es stiller im Hause der Rast, und langsam verstummt das Leben dieser gespenstischen Welt, die den beginnenden Tag flieht. Auf der vom fahlen Mondlicht beschienenen Veranda geigt eine Zikade ihr einschläferndes Lied. Rudel heulender Schakale ziehen an dem Bungalow vorüber, hinein in die Finsternis des Urwaldes, in dem ihr Bellen zu einem kläglichen Wimmern erstirbt. Es sind die letzten Geräusche dieser unheimlichen Nacht. Der dämmernde Morgen erweckt uns mit tauiger Frische, und über den Kuppen der dunstbedeckten Berge schimmert der rosige Schein des Frühlrots empor. Grüne, emsige Sittiche sind die ersten geräuschvollen Sänger des Urwaldes, unter dessen dämmeriger Decke sich leise das Leben des neuen Tages zu regen beginnt.

DIE TODAS

Viele Gebiete in Indien haben der Eroberung durch die abendländische Kultur zähen Widerstand entgegengesetzt, denn sie waren von der Natur durch die fast uneinnehmbaren Wälle eines wilden Urgestrüpps und die weiten Gebiete unwegsamen Landes geschützt. Oft dauerte es Jahrzehnte, bis diese Hindernisse überwunden waren und den Waffen menschlicher Kraft und menschlichen Geistes erlegen sind. Langsam, und mit dem Aufwand an großen Mühen und Opfern, unter Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren, wurden große Teile des Urwaldes bezwungen und damit der Weg in die dunklen Gebiete Indiens geöffnet. Zu diesen Urgebieten, die von den Geschehnissen der Welt seit Jahrtausenden unberührt geblieben sind, gehören auch die „Blauen Berge“ im

südlichen Indien. Von der Ebene aus sieht man die Häupter dieses Berglandes über ein weißes Meer von Nebeln emporragen. Wie Phantome schimmern die dunsthaften Massen im bläulichen Hauche des Äthers, und es scheint, als ob sie von der dunklen Basis der Erde losgelöst, zu der strahlenden Helle des Firmamentes emporschwebten. Am Fuße dieser Bergwelt breitet sich der Wall der dumpfen, fieberatmenden Dschungeln aus, in deren dämmerhaftem Dickicht der Tiger seiner Beute auflauert und die ziehenden Herden wilder Elefanten die Spuren einer chaotischen Verwüstung hinterlassen. Durch diese Wildnis führen heute die Wege moderner Zivilisation hinauf in diese Berge, die aus der Ferne den Anschein traumhafter Gebilde erwecken.

Als im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die ersten Vorboten einer neuen Zeit auf diese Höhen kamen, fanden sie dort die Urheimat einer eigenartigen und bisher unbekannten Menschenrasse, die man Todas nennt. In jahrtausendelanger Abgeschlossenheit hat dieses Bergvolk der Hirten in unbeschränkter Freiheit seiner eigenen Welt gelebt, bis der Friede ihres uralten Idylls von den rastlosen Eroberern der weißen Rasse gestört wurde, und auch für die Todas jene fühlbare Abhängigkeit begann, welche die Brüder ihres Stammes ins Joch einer neuen Zeit zwang.

Will man die Todas näher kennenlernen, so muß man zu ihnen hinauf auf dieses Hügelland der Berge. Eine mattschimmernde öde Graswüste bedeckt dort ein weites Hochland, in dessen flachen Senkungen die Reste wilder Urwaldvegetation unter dem Einfluß des Höhenklimas fast völlig verkümmert sind. Am Saume dieser sterbenden Wälder und in den geschützten Tälern liegen, weit zerstreut, die kleinen Siedelungen dieser Todas, die „Clans“. Schmale Pfade führen uns in die Einsamkeit dieses Hochlandes. Bald liegen die herrlichen Eukalyptuswäldungen, welche das breite Tal der Bergstation Ootacamund mit würzigem Duft erfüllen, hinter uns, und wir schreiten hinaus in

diese hemmungslose Freiheit der „Downs“, deren sanft bewegten Linien das Auge in die unendliche Ferne folgt. Nur einzelne vereinsamte Bäume und niedrige Sträucher wachsen über diesen wallenden Hügeln, die sich unter dem mattgrünen Kleid eines schmiegsamen Rasens wölben. Friedliche Stille liegt über der Ödheit dieser reizvollen Landschaft, und ein warmer leiser Wind flirrt in den spärlichen Halmen, die aus dem trockenen Boden sprießen. Über uns trillert eine aufsteigende Lerche ihr zwitscherndes Lied der Freiheit. Es ist das einzige Leben, dem wir auf der Wanderung über das einsame Hügelland begegnen.

Plötzlich stoßen wir auf eine dieser gefährlichen Todabüffelherden, die, hirtelos am Ausgang einer Talmulde äsend, einen flachen Hang hinaufziehen. Jetzt müssen wir uns auch in der Nähe eines Clans befinden. In weitem Bogen umkreisen wir diese schwarzen, düsteren Gesellen, deren Geschlecht dem Urwald entstammt, weil wir wissen, daß in den Tieren der Instinkt ihrer Wildheit schlummert, und wir uns auch in diesem Gelände gegen einen Angriff der Herde nicht zu schützen vermögen. Doch, wo die Büffel sind, müssen auch ihre Hirten wohnen. Wir entdecken auch bald den ersten Todaclan, der, verödet in einer Talsohle, hinter kleinen Urwaldsholas verborgen ist. Zuerst stoßen wir auf den morastigen Büffelkral, der mit einer niedrigen Umwallung aus Steinen und Dornhecken umgeben ist. Über schwarzem, stinkendem Schlamm Boden steigen graue Wolken von Mücken auf und nieder. Nicht weit davon erhebt sich das Todaheiligtum, der Milchtempel oder „Poh“, eine kleine kegelförmige Hütte, in der die von den Büffeln gewonnene Milch aufbewahrt und verarbeitet wird. Auf der anderen Seite des Tales liegt die aus fünf Hütten bestehende Siedlung. Es sind spitzbogenförmige, niedrige Bauten aus Zweigen- und Weidengeflecht, an deren Vorderseite sich ein kleines Schlupfloch befindet. Kläffende Hunde stürzen auf uns los, und rasch belebt sich der Rasen, der vor den Hütten liegt, mit einer bunten

Gruppe prachtvoll gewachsener, schöner Männer- und Frauengestalten, deren Anblick unsere Freude und Bewunderung erweckt. Aus den Türöffnungen der Hütten schieben sich Knäuel nackter, neugieriger Kinder, die den Reigen dieser malerischen Szene vervollständigen. Doch ich war nicht wenig erstaunt über die Vertrautheit und das friedliche Wesen, das diese urtümlichen Menschen zur Schau tragen. Zwar erwecken die von wilden Bärten und schwarzem wallenden Haupthaar umgebenen Gesichtszüge der Männer den Eindruck ungezügelter, wilder Naturinstinkte. Doch das Auge, das aus diesen wetterharten, herben Zügen blickt, ist väterlich und sanft, und nur der Anblick dieser natürlichen Kraft und Wildheit, welche auch in der Primitivität der Lebensweise zum Ausdruck kommt, gibt den Todas das Gepräge ursprünglicher Rasseneigenart.

Die Frauen sind auffallend hübsch und anmutig. Ein dunkles, leuchtendes Augenpaar blickt uns aus dem von pechschwarzen, lang herabfallenden Locken umrahmten Gesicht entgegen. Die Todas sind drawidische Abkömmlinge. Beide Geschlechter sind von hohem stattlichen Wuchs, haben jedoch merkwürdigerweise fast nichts mit dem ursprünglichen Typus der übrigen Ureinwohnerstämme Indiens gemein. Auch die ebenmäßigen Gesichter mit hoher Stirn und Hakennase, sowie der längliche, an den Typ des Indogermanen erinnernde Schädel unterscheiden sich stark von demjenigen des breiten und gedrungenen Drawiden. Zudem ist die Färbung der Haut, besonders auch bei den Frauen, hell, wie bei den arischen Völkern des nördlichen Reiches. Zweifellos handelt es sich um eine der ältesten Rassen Indiens, die die Berge zu ihrer engeren Heimat erwählt haben und infolge ihrer naturbedingten Abgeschlossenheit wohl zu den reinsten Rassentypen der Drawiden im südlichen Indien zählen. Eine mangelnde Regeneration des Blutes und die als Volkssitte unter den Todas herrschende Polyandrie ist jedoch von verhängnisvoller Wirkung auf die Fortentwicklung des

Stammes gewesen, und nur einige Hundert sind es noch, die heute ihre romantische Heimat, die Blauen Berge, bewohnen. Es sind die Letzten ihres Geschlechts, dessen Rest leider unter der zersetzenden Wirkung dieser vernichtenden Erscheinungen langsam aussterben wird. Die Toda-Ehe vollzieht sich im Kreise ihrer engen Rassengemeinschaft, wobei eine Frau mehrere, oft bis zu acht und zehn Männer besitzt.

Das Leben dieses eigentümlichen Urvolkes, welches in Indien zu den merkwürdigsten seiner Art zählt, ist von einer dunklen Mystik erfüllt. Vieles davon wird unserem Wesen ewig fremd bleiben, und nur schwer vermag man dem von urhaften Instinkten und großem Aberglauben und Dämonenfurcht gepeinigten Seelenleben dieser Menschen zu folgen.

Die weit auf diesem Gebirge zerstreuten Stammesmitglieder der Todas sind unter sich durch das feste Band eines durch die natürlichen Verhältnisse ihres Lebens bedingten Gemeinschaftsgeistes eng miteinander verbunden. Jede Siedlung gleicht einer Gemeinde, die jeweils von den Ältesten der Männer verwaltet wird. Der Mittelpunkt ihres Lebens ist die in primitivem Maße betriebene Milchwirtschaft, welche ihrem eigenen Lebensunterhalt dient. Die Aufzucht der Büffelherden gilt ihnen als Mittel zum Zweck, denn sie ernähren sich ausschließlich von Produkten, die aus der Milch erzeugt werden. Fleisch wird von ihnen niemals genossen und gilt als unrein und verabscheuungswürdig. Tiere töten die Todas nur aus abergläubischer Furcht, und um sie als Opfer ihren Verstorbenen darzubringen. Die Seele, die in der Hülle ihres robusten, wilden Körpers lebt, ist friedlich und duldsam. Ihrer animistischen Religion entspringt ein gewisser Fatalismus, der zum Träger eines Menschheitsideals bei ihnen geworden ist. Sie kennen keine Fehde und keinen Krieg, keine Habsucht und Geldgier. Weder unter den Menschen ihres eigenen Stammes noch unter den Tieren der Wildnis, die sie umgibt, erkennen sie bösertige Feinde. So haben sie noch nie den

Gebrauch und das verderbliche Wesen einer Waffe kennengelernt. Was diese Kinder der Natur für ihr bescheidenes Dasein brauchen, gibt ihnen ihre fürsorgliche Heimat mit vollen, verschwenderischen Händen. Sie leben in der Freiheit der Berge, deren wundervolles Klima kein Fieber und keine Seuchen erzeugt.

Allmählich hat auch auf ihre Ursprünglichkeit der Geist kolonisierender Kultur eingewirkt. Das kindliche Vertrauen, welches sie besitzen, brachte sie in enge Fühlung mit dem erwachenden Leben einer ihnen fremden Welt, die ihre Einflüsse im Reiche der Todas zur Geltung brachte. Sie begannen den Tauschhandel und lernten die Produkte fremder Menschen, ihre Eigenschaften und Sitten, die Vorteile und Erfolge, doch auch die negativen Seiten der ihnen unbekannten Kultur kennen. Und heute ist es keine Seltenheit, daß man dieses weltabgeschiedene Urvolk der Berge in den Basaren der Bergstationen sieht, wo sie ihre Produkte für Geld, wertlose Waren und betäubende Gifte eintauschen. So äußern sich besonders auch heute bereits bei den Todas die negativen Auswirkungen moderner Kultur, die allmählich das eigenste Wesen dieser urwüchsigsten Völker und Menschen zerstört, ohne ihnen für den Verlust ihrer ethischen Werte irgendwelche andern seelischen Vorteile und Nutzen zu bringen.

Noch fühlen sich die Todas frei und unbeherrscht, denn sie bevölkern wie ehemals die weiten Höhen und Täler dieses Hochlandes, auf denen nur sie allein und ihre halbwilden Büffelherden eine uneingeschränkte Freiheit ihr eigen nennen. Einen tieferen Einblick in das Leben und die Seele dieses Volkes gewinnt man bei der Betrachtung ihres religiösen Kults, der eines der interessantesten Merkmale dieser Rasse bildet. Es zeigt vor allem das Urhafte und Primitive ihres Seelenlebens, das unter dem Einfluß mystischer Glaubensbegriffe so gänzlich mit dem Wesen anderer ähnlicher animistischer Urvölker überein-

stimmt. Die einzige Parallele, die man mit dem Glauben der übrigen hinduistischen Welt Indiens ziehen kann, ist der Hang zur Mystik und zum Übersinnlichen. Er prägt sich besonders in der Religion der Todas, welche an Seelenwanderung und an die Dämonie übernatürlicher Kräfte glauben, aus. Zwar besitzen sie eine eigene Götterwelt, welche in den Erscheinungen der Natur und im Kosmos zu suchen ist. Sonne, Mond und Sternenswelt, sowie alle elementaren Kräfte in der Natur leben in einer gewissen geistigen Symbolik im Herzen dieser Menschen. Irgendwelche bildlichen Darstellungen ihrer Idole kennen wir nicht. Doch findet man in ihrem Kult den Begriff der Erlösung nach dem Tode, sowie einer Verdammnis der Seele im Reich „Amnoder“, das von dem Gott der Finsternis beherrscht wird.

Ganz und gar erfüllt ist das religiöse Leben der Todas von dem Aberglauben an eine unsichtbare Welt der Geister und Dämonen, welche auf die Seele des Menschen einen bestimmenden Einfluß auszuüben vermögen. Dieser Aberglaube, den wir besonders bei den primitiven Urvölkern in oft übertrieben phantastischer Form finden, ist wohl in den Einwirkungen des geheimnisvollen Zaubers zu suchen, welche die Ursprünglichkeit der Wildnis in der Phantasie des primitiven Menschen weckt. Vor allem ist es der Wald mit seinen alten, geheimnisvollen Bäumen, seiner bezwingenden Finsternis und den raunenden Stimmen seines Blättermeeres, in welchem sich das Dämonenhafte ihrer Gedankenwelt verkörpert. Es ist jedoch merkwürdig, daß bei den Todas jener bildnerische Drang fehlt, der ihnen den Willen zur Erschaffung von Götterbildern gibt, wie wir sie so häufig auch bei anderen, ähnlichen Urstämmen beobachten können. Denn der religiöse Kult der Todas kennt weder Götzen noch Fetische. Nur in ihren Milchtempeln finden wir gewisse Sinnbilder in Form von Geräten, deren Bedeutung mit den eigenartigen Riten ihres Kults verknüpft sind. Man wäre geneigt anzunehmen, daß dieses Fehlen körperhafter Ausdrucks-

mittel ein Mangel intellektueller Art bedeutet, da selbst die primitivsten Urvölker für das religiöse Empfinden ihrer Seele wenn auch noch so einfache Formgestaltungen zu erfinden imstande sind. Doch es handelt sich hier um eine bewußte Hinweglassung dieser äußeren Glaubensmerkmale, die nur in rein geistiger Beziehung die Gedankenwelt der Todas erfüllen. Man kann dies besonders in dem als heilig geltenden Vorgang der Zubereitung milchwirtschaftlicher Erzeugnisse beobachten. Hier steht der kreisrunde, kleine Milchtempel, welcher der Aufbewahrung von Kuhmilch und verschiedenen Geräten, wie Melkgefäße, Butterquirl usw., dient, im Vordergrund eines traditionellen Ritus, der deutlich die Heiligkeit einer bestimmten religiösen Handlung zeigt. Diese rituell-wirtschaftliche Tätigkeit im Tempel obliegt dem „Wursol“, der als Priester die Kühe melkt und die Milch in den geweihten Gefäßen zubereitet. Diese sowie alle anderen zubereitenden Handlungen werden stets nur von dem Priester unter Ausübung eines gewissen mystischen Zeremoniells vollzogen. Man findet demnach bei den Todas die lebenswichtige Materie ihres Wirtschaftslebens im Mittelpunkt ihres religiösen Empfindens.

Auch die Leichenfeiern der Todas, die wohl das Merkwürdigste an ihrem eigenartigen Kult sind, stehen im Zeichen dieser zum Mystischen neigenden Geisteseinstellung dieses Volkes. Durch den landschaftlich so herrlichen Hintergrund erhält diese Bestattungsszene, die sich in der Einsamkeit der Berge abspielt, eine besonders feierliche Stimmung. In kurzer Zeit hatte ich Gelegenheit, bei einigen dieser seltenen und eindrucksvollen Feiern zugegen zu sein. Der Anblick dieses Vorganges war, trotz der Eigenart mancher merkwürdig-grotesker Handlungen, überwältigend.

Wundersame Ruhe liegt über dem Hügelland, über dessen atmosphärisch-blauer Ferne die rote Glut der Sonne hinabsinkt. Nur das Zittern der Grillen schwingt leise über dem warmen

Erdboden. Plötzlich beleben sich die stillen Hügel mit der in weiße Tücher gehüllten Schar der Todagestalten. Ein Toter des Dotabetthaclans beginnt heute seine Seelenwanderung, die draußen auf den Hügeln, abseits der Siedlung, mit großem Palaver vorbereitet wird. Viele Stammesgenossen, Frauen und Männer der übrigen umliegenden Clans, sind zu dieser Bestattungsfeier weit über die Berge gewandert, und nun sitzen sie in malerischen Gruppen auf den Hügeln, um die Zeremonie des Trauerns und Betens mit rhythmischem Gegeneinanderstoßen des Kopfes einzuleiten. Während die Frauen mit monotonem Singsang die Feier begleiten, sind die Männer damit beschäftigt, die Vorbereitungen zum Bestattungsakt in die Wege zu leiten. Der in Tücher gehüllte Tote wird in einer kleinen Hütte untergebracht, und alle möglichen Gegenstände, die ihn auf seiner Reise ins Jenseits begleiten sollen, werden in seiner Nähe niedergelegt. Nahe bei der Hütte ist man damit beschäftigt, einen Scheiterhaufen aufzuschichten. Es sind weit über siebzig Todamänner und -frauen anwesend, und selbst die in den weiter entfernten Clans beheimateten Todas sind herbeigekommen, um an der Feier teilzunehmen. Nun beginnt die Ehrung des Verstorbenen, der aus der Hütte herbeigeholt wird, und dessen Körper man mit Erde und Asche bestreut.

Plötzlich wird die feierliche Ruhe durch ein wildes Schauspiel unterbrochen. Man schleppt einen dieser halbwilden Büffel herbei. Es ist einer der stärksten Bullen der Herde, der unter großer Mühe draußen von den Weideplätzen auf den Hügeln eingefangen wurde und nun dem Toten geopfert werden soll. Zwischen den athletischen Eingeborenen und dem wütenden Tier erhebt sich jetzt ein wilder Kampf. Einige der stärksten Männer versuchen den sich heftig wehrenden Büffel bei den Hörnern zu fassen, um ihn niederzuringen und ihm den tödlichen Schlag zu versetzen. Gelingt es dem Tier, sich zu befreien, so wird aus dem feierlichen Bestattungsakt eine wilde Szene,

die einem Stierkampf gleicht. Ich habe früher einem Totenopfer beigewohnt, in dessen Verlauf das durch den Axthieb verwundete Tier wütend seine Peiniger annahm und einen von ihnen mit fürchterlicher Wucht in die Luft schleuderte.

Wenn der Büffel getötet ist, bringt man den Leichnam mit seinem Körper in Berührung, denn erst durch diese Handlung wird die Seele aus dem Körper des Toten befreit. Und nun beginnt die unruhevolle Wanderung dieses Geistes in das Reich jener phantastischen Welt der Götter und Dämonen, deren Gnade durch die Gebete der Trauernden erfleht wird. Nach Sonnenuntergang übergeben die Männer unter dem Klagegesang der Frauen den Leib des Verstorbenen der schwelenden Glut des Scheiterhaufens. So feiern die Todas den Tod des Körpers und das Weiterleben seiner Seele, die nun dazu bestimmt ist, im Leibe irgendeines andern sichtbaren oder unsichtbaren Wesens, eines Dämonen, eines Tieres oder eines göttlichen Wesens, weiterzuleben. Bald wird die Zeit nicht mehr fern sein, in der auch der Letzte seines Stammes die Wanderung der Seele antritt und nur noch der Geist dieser erstorbenen Menschenwelt über den einsamen Höhen der Blauen Berge weiterlebt.

DER SÜDEN INDIENS

Wenn man, von dem Süden Indiens kommend, in das nördliche Reich gelangt, so ist der Wechsel der Szenen und Betrachtungen ein so wesentlicher, daß man sich in eine fremde Welt versetzt fühlt. Während sich die klimatischen Verhältnisse trotz der veränderten geographischen Lage in vieler Beziehung sehr ähnlich sind, so ist doch das Bild der äußeren Erscheinungen im Süden und Norden in sich so sehr verschieden, daß man unwillkürlich an die starken geistigen Unter-

schiede erinnert wird, welche infolge der anthropologischen Veränderungen zwischen Nord und Süd im Laufe der Zeit eingetreten sind. Nicht nur, daß sich diese Unterschiede auf die äußeren Merkmale dieser Länder beziehen, vielmehr ist es die im Grunde veränderte geistige Einstellung seiner Menschen, welche den nördlichen und südlichen Gebietsteilen Indiens ihr besonderes Gepräge verleiht. So wie die geistige Verfassung der gesamten indischen Rassen unüberbrückbare Gegensätze in sich birgt, so sind es die beiden Länder des Nordens und Südens, die sich in rein geistigen und körperhaften Kontrasten stark voneinander trennen und im Beschauer den Eindruck der Fremdheit hervorbringen. Doch auch die Natur, in welcher sich der Gegensatz zum Norden nach unseren Begriffen in der „Südlichkeit“, der Sonnenwärme, der Veränderung des Blutes und einer erhöhten Triebkraft des gesamten Lebens äußert, ist von dem gesteigerten Willen und der Kraft dieser elementaren Erscheinungen erfüllt.

Während uns der Norden mit dem Geiste und Wesen einer kühlen Strenge entgegentritt, umfaßt uns der Süden mit der ganzen Kraft und der wechsellvollen Lebendigkeit seines urwüchsigen Lebens, das uns überall, wo wir hinblicken, in der Überfülle eines natürlichen und geistigen Wachstums begegnet. Heiß und leidenschaftlich ist das Leben der Natur und ihrer Menschen im Süden Indiens. Ewig triebhaft ist die Gewalt der wärmeatmenden rötlichen Erde, die überall, wo sie die Feuchtigkeit des Wassers trifft, ein hemmungsloses Wachstum und eine üppige Fruchtbarkeit hervorbringt, und leidenschaftlich ist das Wesen dieser südlichen Völker, deren Instinkt und Intellekt von der bewegten Wildheit ihres Blutes zeugt. Deutliche Beweise hierfür sind uns die von temperamentvoller Kraft erzeugten Denkmäler der Geisteskultur im Süden. Hier zeigt sich glühende Phantasie und das mit Eifer gepaarte Empfindungsleben der Volksseele, welche sich den Zielen ihrer religiösen Ideale

durch die Entfaltung sinnverwirrender, geistiger und körperhafter Ausdrucksform zu nähern glaubt. Wie gleichen doch diese, in dem Überschwang ekstatischer Gefühle geschaffenen Tempelbauten, mit ihren geradezu krankhaft-phantastisch gesteigerten Formen des Ausdrucks, der Seele dieser Menschen, die, von einem naturgegebenen Triebe geleitet, ihr ganzes Leben vom Drange ihres leidenschaftlichen, religiösen Empfindens leiten lassen. Licht und Schatten, Hell und Dunkel bewegen das Leben des südlichen Menschen. Farbige und bunt ist seine Welt, und in schreienden Kontrasten äußert sich der Wille dieses Daseins, welches von Glut und Wärme erfüllt ist. Was könnte unserem Auge mehr die Eigenschaften dieses Landes und seiner Menschen verraten, als die Äußerungen ihres tiefsten Gefühlslebens, das in den Denkmälern, die sie ihren Göttern errichteten, zum formvollendeten Ausdruck gebracht wird. Diese gewaltigen, aufstrebenden Gopurams der Tempel mit ihrem Wirrsal von phantastischen Formen und Linien. Diese von wildbewegtem Vorstellungsvermögen erschaffenen, bildhaften Zeichen, welche die nimmerruhenden, schöpfenden Hände der Menschen in die körperhafte Symbolik ihrer Seele verwandelt haben. Auch in jener geheimnisvollen Mystik der von gespenstischem Zauber erfüllten Heiligtümer und in der Welt der Übersinnlichkeit, welche aus der religiösen Empfindung und dem Leben dieses Volkes spricht, erblicken wir die Zeichen eines außerordentlich gesteigerten Temperaments, dessen Spontanität menschlichen Kalkül zugunsten eines reichen, hemmungslosen Empfindungslebens in den Hintergrund treten läßt.

Wer im Süden das Leben des Hindu beobachtet, ist sich über das von den starken Impulsen elementarsten Trieblebens getragene Dasein nicht im Zweifel. Überall, wo man im Lande dem pulsierenden Leben dieses Volkes begegnet, zeigt sich dasselbe Bild bewegter und leidenschaftlicher Schwingungen. Lebhaftes Buntheit herrscht in den Straßen der Städte und in den

kleinen Dörfern, welche diese Menschen beherbergen. Die bewegliche Geste des Südinders, die Lautheit seines Wesens, das geräuschvolle und beharrliche Treiben der weltlichen und religiösen Umtriebe ist es auch besonders, was uns die Hemmungslosigkeit seiner Seelenregung zeigt. Oft sah ich während religiöser Feste und Prozessionen, bei welchen sich die Massen durch die staubigen Straßen der südindischen Tempelstädte wälzen, diese zu flammendem Feuer entzündete Leidenschaft in unglaublich gesteigertem Maße. Hier war es die oft bis zum Wahnsinn getriebene Begeisterung, welche die brodelnden Haufen des Volkes der vom Winde genährten Lohe eines ungeheuren Flammenmeeres ähnlich machte. Und wehe, wenn einst die Dämme, die diesen schwelenden Feuerbrand einschließen, zerbrechen und die glühende Woge über das Land eilt, um die heimlichen Funken zur verzehrenden Glut einer ungeheuern, entfesselten Gewalt zu entfachen!

Während der Tempelfeste im Süden Indiens befand ich mich oft inmitten der Massen dieser hin und her wogenden Menschenfluten eingeschlossen. Ringsumher begegnete ich den bis zur Unkenntlichkeit bemalten und von fanatischer Begeisterung entstellten Gesichtern religiöser Eiferer. Tausende von dem Feuer religiösen Taumels entfachte Glutaugenpaare schienen mich zu verzehren, und oft empfand ich, daß man mir mit Flüchen und Verwünschungen drohte. Doch, wie seltsam, inmitten dieser Menschenwalzen, dort, wo man den Ungläubigen hätte zu Atomen zerstampfen können, fühlte ich mich in sicherer Geborgenheit, und nie begegnete mir während eines Aufenthaltes an diesen Orten des religiösen Eifers, wo ich als einziger Europäer in die von Leidenschaft gepeitschten Massen geriet, ein Unheil. Ungestört ließ man mich passieren, ja man war mir oft sogar beim Aufrichten meiner photographischen Kamera behilflich und trug Sorge, daß ich in dem Tumult der Menschenwogen keinen Schaden erleiden sollte. Unglücklichem Zufall

war es wohl zuzuschreiben, daß ich einst am Rande eines Tempelteiches in Kumbakonam während eines religiösen Festes von der Flutwelle vorbeirasender, fanatischer Menschenhaufen erfaßt, die neun Meter hohe Mauer ins Wasser des Tempelteiches hinabzustürzen drohte, wäre ich nicht von einigen in meiner Nähe befindlichen Brahmanen, die mir mit den herkulischen Kräften ihres Körpers freie Bahn schufen, in Sicherheit gebracht worden.

Wie ganz anders ist doch der Geist des nördlichen Indiens, wo die fremde Welt des Moslems mit den wundervollen Formen ihrer klassizistisch anmutenden Kunst die Verkörperung erhabenster Ruhe und durchgeistigter Größe bedeutet. Nirgends tritt dieser Wesensunterschied zwischen Nord und Süd stärker in Erscheinung, als wenn man den Zauber, der von den steinernen Wundern Indiens ausgeht, in stiller Betrachtung auf sich einwirken und die Welt der Vergangenheit dieses kulturell so hochbedeutenden Landes in Stunden beschaulicher Ruhe an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt.

HINDUISTISCHE TEMPEL UND RELIGIÖSE FESTE

In nichts vermögen wir die Schwingungen im geistigen und seelischen Leben eines Volkes mehr zu beurteilen als in den bildnerischen Werken der künstlerischen Ausdrucksformen, wie sie uns in der Architektur, Plastik und Malerei verschiedener Länder und ihrer geschichtlichen Zeitperioden gegenübertreten. Es sind unerschütterliche Merkmale der Kultur, deren körperhafte Erscheinungen uns einen tiefen Einblick in das Leben eines Volkes und seine geistige Bedeutung gewähren.

Das ganze Leben des Inders ist von seiner Religion erfüllt. Sie ist es, die dem Volke die in seiner Seele erweckte Kraft zu gewaltigen Schöpfungen verliehen hat. Wir sehen diese äußeren Zeichen einer tiefen Gläubigkeit besonders in Vorder- und Hinterindien in ungeheurer Anzahl und größtem Umfang. Kein anderes Land der Erde bietet eine solche Fülle von formvollendeten Kunstschöpfungen, die aus dem religiösen Gefühlsleben des Volkes geboren wurden, wie Indien. Überall, wohin wir dort unseren Fuß setzen und wohin das Auge blickt, begegnen wir den Äußerungen dieser von hohem gläubigen Empfinden erschaffenen Werke, mit denen das Volk Indiens seinen Göttern und sich selbst die großen und unvergänglichen Denkmäler einer bedeutsamen Kultur errichtet hat.

Unter den brahmanistisch-hinduistischen Kunstwerken nehmen die Tempel des südlichen Indiens einen besonderen Platz in der Geschichte der indischen Kultur ein. Sie zeichnen sich durch die Monumentalität ihres Aufbaues und eines überreichen Formenreichtums an figürlichem und ornamentalem Schmuck vor allen übrigen Tempelbauwerken Indiens aus. Dadurch erwecken sie mit ihrer merkwürdig bizarren und phantastischen Eigenart der Gestaltung die besondere Bewunderung des fremden Beschauers. Der Plastik- und Skulpturenschmuck ihrer Türme (Gopurams) ist in horizontaler Gliederung übereinandergestürmt. Die einzelnen Etagen dieser Gopurams enthalten meist ein wirres Rankenwerk von figuraler Plastik, Menschen- und Tiergestalten, Götter, Dämonen und andere phantastische Wesen, die aus dem reichen und unerschöpflichen Mythos entnommen sind. Die südindischen Tempel haben eine eigene Grundrißanlage, die in sich jedoch wieder verschieden sein kann.

Im allgemeinen ist der Tempel von einer hohen Mauer umschlossen, deren Pforten durch die mächtigen Gopurams gekrönt sind. Im Innern liegen die Höfe, Hallen und Mandapams, die klosterartigen Gänge, Heiligtümer in Gestalt von Schreinen,

Denkmälern, Götterfiguren und anderen symbolischen Wahrzeichen des Glaubens. Gewöhnlich befindet sich innerhalb der Mauern auch der Tempelteich, der zu rituellen Waschungen dient und einen wichtigen Bestandteil der Tempelanlagen darstellt. Tempel und Heiligtümer sind oft verschiedenen Gottheiten geweiht, unter denen besonders der Gott Shiva eine bedeutende Rolle spielt. Er ist der ewig hervorbringende und zugleich alles zerstörende Gott, der uns überall in den mannigfaltigsten Inkarnationen gegenübertritt. Wir finden Shiva in den Tempeln als zweigeschlechtiges Wesen Ardhanarisha, das Symbol der Zeugung darstellend, in enger Verbundenheit mit seiner Gattin Durga, als Beiravah, den Vernichter und Zerstörer, Mahakala, den Tod, und Shankara, den Heilenden. Als vierarmige Gestalt sehen wir Shiva in wilder, dämonischer Verzückung, den Tanz des Weltenuntergangs, Tandava tanzend, in seinen vielfachen Händen die Attribute der Vernichtung und Erhaltung schwingend. Auch in dem Symbol des Phallus, welches die Darstellung des göttlichen Zeugungsgliedes versinnbildlicht, einer hohen, oft aus unbehauenen Stein bestehenden Säule, wird der Gott Shiva verehrt. Diesen Lingam findet man häufig im Zusammenhang mit der Yoni, welche als Sinnbild der Fruchtbarkeit die geschlechtliche Verbindung zwischen dem Gott Shiva und seiner göttlichen Gemahlin darstellt. Auch an den übrigen Bildwerken, die wir in der Malerei und Plastik der südindischen Tempel finden, treten die Merkmale, welche die Fruchtbarkeit symbolisieren, in oft recht obszönen Darstellungen hervor. (Siehe Bild der Details des Tempelturmes von Cokanada.)

Außer den drei Hauptgottheiten Brahma, Shiva und Wischnu werden in dem weiten Bereiche der hinduistischen Religion noch eine große Anzahl anderer Götter, Göttinnen, Geister und Dämonen verehrt, die entweder mit dem Geschlechte dieser Gottheiten zusammenhängen, aus ihnen hervorgingen, oder aber in der Phantasie des Volkes entstanden sind. Von ihnen sehen wir

in den Tempeln und Kultstätten am häufigsten die Bilder der Göttergemahlinnen Durga oder Parvati, Lakschmi und Minakshi, die Göttin mit den Fischeugen, während unter der männlichen Götterwelt des Brahmanismus besonders Krischna, Wischnu, der dickbauchige Elefantengott Ganescha und der Gott des Krieges Karthikaya hervortreten. Eine besonders charakteristische Symbolisierung Shivas ist der göttliche Stier Nandin, das Reittier Shivas, dessen riesenhafte Plastik den Hof des großen Tempels in Tanjore schmückt.

Vielfach sind es auch andere tierhafte Verkörperungen von Gottheiten: Pfauen, Elefanten, Krokodile, Schildkröten, Schlangen, Eber, Rosse und viele andere Tiere, welche in legendenhaftem Zusammenhang das Wesen der Götter verkörpern sollen, und infolgedessen auch im Leben des Volkes Verehrung und Anbetung genießen. Alle diese Bilder von Göttern, Geistern, Dämonen und anderen Inkarnationen beleben in einer seltsam-grotesken Darstellungsform den Tempel des Hindu in Indien. In den Tempeln offenbart sich uns am ehesten die aus jener ins Phantastische gesteigerten Geisteswelt erschaffene Seele eines Volkes, dessen menschliche Erfüllung in der Erschaffung dieser Denkmäler seines Glaubens gipfelt.

Jahrtausendealt sind diese Orte religiösen Götterkults. Allmählich haben sie sich in ihrer Gestaltung aus den einfachsten und primitivsten Formen entwickelt. Doch stets sind diese Bauwerke mit ihrem Reichtum an bildnerischem Schmuck von dem hohen geistigen und künstlerischen Können ihrer Schöpfer be-seelt, und soweit man die Kultur Indiens verfolgen kann, sehen wir schon in der vorbuddhistischen Zeit, etwa 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung, die hervorragenden Schöpfungen alt-indischer Tempelbaukunst. Die Wandlungen, welche sie im Laufe der Jahrtausende aufzuweisen hat, ist ein Spiegelbild der unruhevollen, geistigen Strömungen, die durch die Religionskämpfe im Altertum und Mittelalter Indiens hervorgerufen

wurden. Bald spricht der Einfluß dieser, bald jener auferstandenen Glaubensrichtungen aus diesen steinernen Merkmalen einer wildbewegten Zeit, in der die Völker des indischen Kontinents von den Fluten geschichtlicher und religiöser Bewegung erschüttert worden sind.

Das Reich Buddhas, das in Ceylon, Nord- und Hinterindien schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt zu mächtiger Entfaltung gekommen ist, hinterläßt besonders in den östlichen Ländern Indiens einen großen Reichtum an Kunstwerken der mannigfaltigsten Art. Während es in Süd- und Nordindien durch die wiedererstarkende Kraft des Brahmanismus fast völlig der Vernichtung anheimfiel, leisteten Hinterindien und Ceylon dem Vordringen brahmanistischen Despotentums erfolgreichen Widerstand. So trifft man in Vorderindien die charakteristischen Merkmale des Buddhismus, die stupenartigen Bauten nur in spärlicher Zahl, und auch von den älteren Formen der Gupta-dynastie sind nur noch Trümmer vorzufinden, während die Kultorte Buddhas in Birma, Siam und den malaiischen Staaten Indiens in erstaunlich großem Umfange vorhanden sind. Doch auch die brahmanistisch-hinduistische Kunst in Vorderindien unterlag von jeher dem Wechsel starker religiöser und geschichtlicher Evolutionen.

Wir beobachten die Verschmelzungen geistiger Einflüsse, buddhistischer und brahmanistischer Stile, besonders in den frühesten Zeiten indischer Kultur. Die Höhlentempel im Süden, in Mittel- und Nordindien geben einen interessanten Beweis dieser Wandlungen und Übergänge, die das gesamte geistige Leben des indischen Volkes getroffen hat. In den Höhlentempeln von Mamallapuram, Elefanta, Ellora, Adjanta und Karla findet man die Varianten der älteren buddhistischen und brahmanistischen Stilperioden. In den antiken Tempeln des Nordens in Orissa, Puri und Bhubaneswar verkörpert sich das Suchen nach neuen Formen und architektonischen Gliederungen unter Anlehnung

an die Gestaltung der buddhistischen Stupen. Der Turm des Tempels ist zum Unterschied zu den späteren hinduistischen Bauwerken voll wuchtiger Massigkeit, die durch die vertikale Profilierung gemildert wird. Ohne jeden figürlich plastischen Schmuck erheben sich die Gopurams unmittelbar über dem Heiligtum wie gewaltige Steinsäulen mit aufstrebenden, senkrechten Wülsten oder Profilen. Die Turmendigungen bestehen aus plattenförmigen, horizontal-profilierten Bekrönungen, so daß die Gopuram einer riesigen Deckelvase gleicht. Ähnliche Eindrücke rufen die massiven Formen der Tempel in Bellure und Hallebid in Südindien hervor. Sie sind zwar niedrig und besitzen keine Turmaufbauten. Ihr ungemein reicher, reliefhafter und plastischer Schmuck, der in seiner Art für die vollendetste Steinbildhauerei des Südens gilt, verwandelt jedoch die breithingelagerte Wucht dieser lebhaft verzierten Aufbauten in wohlgefällige Formen. Auch sehen wir in der horizontalen und figurenreichen Aufteilung bereits die ersten Anfänge der späteren hinduistischen Baustile, die wir in den Heiligtümern des Südens in Madura, Tanjore, Trichinopoli, Srirangam und anderen Kultorten des südlichen Indiens in unendlicher Reichhaltigkeit vorfinden. Die unmittelbaren Eindrücke, die ich während meines Besuches in diesen Städten altindischer Götterverehrung empfang, will ich in den nachfolgenden Abschnitten wiederzugeben versuchen.

MADURA

Sie ist die erste, größte und bedeutendste der südlichen Tempelstädte, die ich besuche. Ihre Tempel sind dem großen Gotte Shiva und der Göttin Parvati geweiht, Heiligtümer, deren Grundrisse und aufgetürmte Gesteinsmassen ungeheure Ausmaße aufzuweisen haben und zu dem Verblüffendsten gehören, was hinduistische Tempelbaukunst der späteren Perioden uns

zeigen kann. Mein Besuch in Madura fällt in die Zeit des Monats Chitrai, in dem das Fest der Vermählung des Gottes Shiva mit der Göttin Minakschi mit riesigem und pomphaftem Aufwand gefeiert wird. Die Mauern der Stadt beherbergen Hunderttausende von Gläubigen und fremden Pilgern, die aus allen Gebietsteilen Indiens zu dem mehrere Tage dauernden Fest herbeigekommen sind. Das Gedränge der Menschenmassen in den Straßen und Tempeln der Stadt ist geradezu lebensgefährlich. Nie sah ich solche ungeheure Volkshaufen, die auf einem so kleinen Fleckchen Erde zusammengeströmt sind, um ihren Göttern zu huldigen und an ihren Umzügen in den Straßen der Stadt teilzunehmen.

Über Madura, das von zwanzig mächtigen Tempeltürmen überragt ist, schwebt seit Tagen der rötlich-dunsthafte Nebel einer, von der brodelnden Masse aufgewühlten, staubgeschwängerten Atmosphäre. Wie eine ferne Brandung des sturmgepeitschten Ozeans schwingt der Lärm über dem Häusermeer. Schwärme von aufgestörten Krähen und Falken, die in dem barocken Rankenwerk der Göttertürme nisten, ziehen, von dem lärmhaften Treiben gescheucht, weite Kreise über ihren Nistplätzen. In der Stadt befinden sich die Menschen in einer überschäumenden Feststimmung, die wie eine Psychose die lärmende Masse des Volkes erfaßt hat. Für den Fremden, den Europäer, ist es von unheimlichen Gefühlen begleitet, sich dem ewig wogenden Strudel der von religiösem Taumel erfüllten Menschen zu nähern. Schmale Gassen, deren rötliche Erde mit weißen und bunten Blütenornamenten bestreut ist, öffnen uns den Weg zum Tempel. Die Basarstraßen sind mit dichten Menschenhaufen angefüllt und erscheinen für uns unpassierbar, denn man würde in diesem ewig auf und nieder flutenden Menschenhaufen erdrückt und in dem Meer von Staub und Dunst erstickt werden.

Überall, wohin wir blicken, begegnen wir den äußeren Zeichen des Glaubens und der Religiosität. Auf der rötlichen Erde,

an den Stämmen der Bäume, an Häusern, Mauern und Giebeln, auf den Gesichtern der Menschen und den Körpern der Tiere prangt das heilige Merkmal des Shivaakultes, der Dreizack. Ja, sogar die Elefanten, die wie schwerfällige Boote langsam durch das Gewühl der Menschen schaukeln, tragen auf ihren breiten Stirnen dieses Zeichen, welches, mit kunstvollen Ornamenten verziert, eine wandelnde, dekorative Malerei darstellt. Von einem Brahmanen geführt, sind wir endlich nach vielen Mühen in die Nähe des großen Minakschitempels gekommen. Eine ungeheure Menge staut sich vor den Toren, die von den Strömen des Volkes durchflutet werden. Es ist unmöglich, dort hineinzugelangen, und wir suchen unter Führung eines herbeigerufenen brahmanistischen Priesters den kleinen, versteckten Eingang an der hinteren Seite des Tempels zu erreichen. Dort wird uns bereitwillig geöffnet, und wir treten unbehindert in das Innere eines der vielen Tempelhöfe. Der Tempel selbst gleicht einer mauerumgürteten, befestigten Stadt, die von Straßenzügen, Kolonnaden, Hallen, kleinen schreinartigen und großen monumentalen Gebäuden in drawidischem Stil erfüllt ist. Man ist in Madura Fremden gegenüber tolerant genug und gestattet auch dem Ungläubigen, im Gegensatz zu manchen anderen Heiligtümern in Indien, sich im Innern frei und unbehindert zu bewegen.

Auch der Tempel steht im Zeichen des weihevollen Ereignisses und ist mit dem Kleid des Festes geschmückt. Auf den Steinfliesen sehen wir kunstvolle Ornamente aus weißem Pulver und farbigen Blumen aufgestreut. Und überall erscheint wieder dieses heilige Zeichen des großen Gottes mit dem Dreizack, dessen Insignien man nicht oft genug abbilden kann. Pilaster, Deckengewölbe, Altäre und Schreine sind mit Girlanden aus duftenden Blüten und grünen Palmblättergewinden verziert. Kunstvoll aufgebaute Triumphbogen aus buntem Flitter, in denen Glasbehänge glitzern, bekrönen die Eingänge zu den

Heiligtümern, vor denen das Volk ehrfurchtsvoll auf das Erscheinen der Priester und der von ihnen gezeigten göttlichen Symbole wartet. Wir steigen im Innern einer dieser Gopurams, die sich trotzig wie der Wartturm einer Festung über der Mauer erhebt, empor und befinden uns nun in etwa dreißig Meter Höhe über den Köpfen dieser wogenden Menschenmassen, die auf den Straßen unermüdlich von und zu den Tempeln wallen.

Jetzt ist man in nächster Nähe dieser Götter- und Dämonenheere, die in chaotischem Wirrwarr, wie das Rankenwerk eines wilden, ungezügelter Laubwerkes, bis zu den höchsten Spitzen dieser Gopurams emporsteigen. Es sind lebensgroße fratzenhafte Ton- und Steinfiguren mit den verblaßten Spuren jahrhundertalter Bemalung, Menschen, Götter und Tiere in grotesken Verrenkungen und phantastischen Darstellungen, die hier in buntem, regellosem Neben- und Übereinander die Etagen der Türme bevölkern. In diesem überwältigenden Figurenreichtum äußert sich die hemmungsloseste Phantasie, die den Geist dieses Volkes bewegt und sein ganzes Leben mit den Gedanken mystischer Vorstellungen begleitet. Kaum vermag es das Auge und der Geist, diesen wimmelnden Darstellungen zu folgen. Es ist, als ob an diesen Türmen die überschwengliche Gedankenwelt eines krankhaft gesteigerten Ideenreichtums die größten Triumphe feierte, um damit die höchsten Grade ihres phantasievollen bildnerischen Triebes auszudrücken. Götter und Göttinnen, sagenhafte Tier- und Menschenfiguren, phantastische Gebilde mannigfaltigster Art, die aus dem unerschöpflichen Schoße des indischen Mythos geboren wurden, treten uns hier mit wildbewegtem, verzerrtem Mienen- und Gebärdenspiel gegenüber.

Völker und ihre Generationen müssen sich mit der Vollendung dieser unzähligen plastischen Bildwerke befaßt haben. Und auch hier an diesen mühevollen Werken erkennen wir wieder diese tiefe Religiosität und den unzerstörbaren Glauben, von dem die schaffenden Menschen dieser Geschlechter durch-

drungen waren; denn wie wäre es sonst möglich gewesen, eine solche unerhörte Fülle von Kunstwerken hervorzubringen! Fast vergessen wir über dem gewaltigen Eindruck, den diese starre und doch so belebte Welt der Götter in uns erweckt, das unheimliche Treiben dieser lebendigen Massen, die tief unter uns wie ein aufgestörter Ameisenstaat hin und her fluten. In weitem Umkreis übersehen wir die Stadt, die an ihren Peripherien in einem Dunstwall von Staub und flimmernder Hitze versinkt. Die Zahl von Maduras eingeborenen Gästen, die sich mit Frauen, Kindern und oft einem gesamten Hausrat für mehrere Tage in der Stadt niedergelassen haben, wird während des Festes auf über 300 000 geschätzt. Für viele ist in den Mauern der Stadt kein Raum geblieben. Sie nächtigen draußen in den Hainen der Palmen- und Banianenbäume, aus deren Wipfeln blaue Rauchfahnen in den wolkenlosen, märchenhaft gefärbten Himmel aufsteigen. Wenn erst morgen die Prozession mit den Götter- und Tempelwagen die Straßen der Stadt durchzieht, wird sich die Dichtigkeit dieser beängstigenden Übervölkerung innerhalb der Stadtmauern verzehnfachen. Denn gilt es, den Göttern bei solchen Anlässen zu opfern, so fürchtet man, daß das Fernbleiben des Gläubigen ihren Groll erweckt und den Säumigen mit Unheil und Krankheit schlägt. Zudem liebt der Hindu die prunkenden Feste, die inner- und außerhalb der Heiligtümer einen oft mehr weltlichen als religiösen Charakter haben.

Auch die Hallen und Vorhöfe des Tempels sind mit Tausenden von Menschen belebt, und nur die innerste Umwallung, in der sich die Priester befinden, ist dem begeisterten Volk verschlossen. Wir steigen zur untersten Plattform der Gopuram herab. Zwischen den tausendfältigen Gliedern der Götterfiguren, auf ihren Menschen- und Tierköpfen, hinter Mauer- und Figurenreihen, nistet eine vertraute Welt von Tieren. Unzählige Vögel, Krähen, Turmfalken, Eichhörnchen und große Fledermäuse,

deren Exkremente die Plastiken mit einem jahrhundertealten Bewurf bedecken, haben ihre Heimat auf den Galerien dieser Göttertürme. Wenn man an dieser fast senkrechten Wand der übereinandergetürmten Figurenheere emporblickt, fangen die Sinne an, sich zu verwirren, und das chaotische Bild verschwimmt vor den ermüdeten Augen zu einer flimmernden phantomhaften Erscheinung. Die Glieder und Fratzen dieser starren Götterwelt werden lebendig, der Turm scheint sich zu neigen und mit seinen wuchtigen Steinmassen auf uns herabzustürzen. Ich schließe die Augen, um dem boshaften Spuk einer verwirrenden und beängstigenden Phantasie zu entgehen. Wir steigen vom Turme herab und treten nun in eine Art Vorhof, in dem einige brahmanistische Priester damit beschäftigt sind, die Sänften und Tempelgeräte, welche man in der Prozession mitführt, zu schmücken. Mit flitterhaftem Tand, Glas- und Perlengehängen, Blütengewinden und golddurchwirkten Stoffen sucht man die alten, verblichenen Requisiten zu verbrämen. Es sind riesige Schirme, Tierpalankine, groteske Fabeltiere mit weitgeöffneten Rachen und hocherhobenen Tatzen auf Rädergestellen, Papierattrappen, die göttliche Symbole und karikierte Dämonen darstellen. Sie alle stehen zwischen einem Berg von duftenden Blütenranken und grünem Blättergewirr, mit welchem man die Wagen zu ihrer Fahrt schmücken wird. Die Männer mit den schauerlichen Bemalungen ihrer Sekten und Kasten auf Stirne und Brust sind mit heiligem Eifer in ihre Arbeit vertieft, so daß sie unser Kommen und Gehen fast nicht bemerken.

Ein dunkler Gang führt hinüber in die anderen Heiligtümer. Aus ihrem Innern hören wir dumpfe Gongschläge und das monotone Singen meditierender Priester. Gewaltige Steinplastiken, die sagenhafte Ungeheuer in aufgerichteter, sprunghafter Stellung verkörpern, säumen die dämmerige Galerie, die wir durchschreiten. Friese verwitterter Fresken in matter, linearer Bemalung, endlose Reihen miniaturenhaft-grotesker Götter und

Menschen darstellend, bedecken wie farbig gewebte Wandbehänge die Mauern dieser klosterartigen Gänge. Unter schweren Steinbaldachinen thronen Götter und Göttinnen. Shiva in seiner Inkarnation als Weltenmutter und Nataradjha, der Herr der Tänzer, Götterfrauen und Muttergöttinnen. Im Vordergrund hockt aufdringlich der dickbäuchige, segenspendende Ganescha. Dann begegnen wir dem Gotte Wischnu in seiner zwiespältigen Verkörperung als Krischna, der Göttin Durga, einen fürchterlichen Dämon der Urwelt tötend, der Göttin der Liebe Lakschmi und Minakschi, der Braut, die der große Gott Shiva morgen als Gattin heimführen wird. Nirgends findet das ewig irrende Auge in diesem sinnbetörenden Figurenreichtum einen Ruhepunkt, denn alles, was aus der leblosen Materie des Steins geschaffen wurde, ist unter den Händen dieser phantasievollen Künstler zum formvollendeten Ausdruck ihrer Religiosität geworden.

Durch eine schwere Pforte treten wir hinaus in den vom blendenden Sonnenlicht umfluteten Vorhof des gläubigen Volkes. Hier ist es, als ob uns eine Sturmflut wildwogender Wasser umgibt. Von Tausenden und aber Tausenden buntbekleideten und nackten Menschen werden wir vorwärts geschoben. Tosender Lärm brandet an den hohen Mauern, und eine stickige Atmosphäre menschlicher Ausdünstungen, atemraubende Gerüche von geschmolzenem Fett, Öl und scharf duftenden Essenzen, Gewürzen und Räucherwaren erfüllen die schwer auf uns lastende Schwüle des Tages. Die weiten Höfe und Hallen des Tempels gleichen heute einem Jahrmarkt, in dem die Volksmenge ihre Belustigungen sucht. Nichts erinnert an fromme Feierlichkeit und gläubige Strenge. Alles ist im Taumel weltlichen Getriebes und festlicher Lust aufgelöst. Scharen von fliegenden Händlern, die Räucherwerk, glitzerndes Flitterzeug, Schminke zum Färben heiliger Zeichen, Blumen und kleine Götterfiguren feilbieten, sitzen auf den Estraden zwischen hohen

bildgeschmückten Säulen, welche die ungeheuren Lasten der flachen Steinbedachungen tragen. Sie schreien, gestikulieren und führen anzügliche Redensarten mit den Frauen, die heute im festlichen Schmuck farbiger und golddurchwirkter Sarongs, die blauschwarzen Haarknoten mit Blüten und funkelndem Schmuck geziert, prangen. Jammervolle Bettlergestalten, aschenbeschmierte Heilige mit asketischen, verzerrten Gesichtszügen hocken an den Mauern und Wänden der Hallen. Kaum schenkt man ihnen Beachtung, denn es gibt ihrer Tausende, Erbarmungswürdige, doch auch manche Nichtstuer, denen das Mitleid-erregen zum Handwerk geworden ist.

Ich versuche einen erhöhten Punkt, eine vorspringende Estrade, die wie eine Kanzel in das Gewühl hinausragt, zu erklimmen, wo ich meine photographische Kamera aufbauen kann. Tausende von Augenpaaren, die von fanatischer Glut erfüllt sind, blicken zu mir herüber. Manche winken drohend mit den nackten, emporgereckten Armen zu mir herauf. Wir drängen uns durch das Gewühl hinüber zum Teich der goldenen Lotos, in dessen Hintergrund sich fünf gewaltige düstere Gopurams erheben. Wie silhouettenhafte Kulissen ragen sie in den leuchtend blauen Himmel. In dem Wasser des heiligen Teiches erscheint das Spiegelbild dieses bewegten Schauspiels in flimmern- den und farbig leuchtenden Umrissen. Es ist, als ob unter den Reflexen des Sees noch viele dieser Tempelkleinodien verborgen wären und mit ihrem schimmernden Glanze zur Oberfläche des Teiches heraufleuchteten. Alles drängt zu den Treppen, die in das Becken hinabführen, teils um sich im Wasser zu säubern und zu erfrischen, rituelle Waschungen vorzunehmen oder die bestaubten Tücher zu reinigen. Am Rande des Wassers stehen Männer und Frauen mit triefenden Haaren und Kleidern, bis zu den Hüften im Teich badend, Gebete murmelnd, plaudernd und lachend und im grünlich-schlammigen Wasser planschend. Hier ist alles zum Schema und zur Gewohnheit geworden. Es gibt nichts

Außergewöhnliches oder Absonderliches, was den abgestumpften Sinn der berauschten Menge im besonderen Maße interessieren oder ablenken könnte, und woran er mit dem Herzen und seiner Seele einen regen Anteil nimmt. Auch die Götter und Heiligenfiguren, die Pracht der Tempelkunstwerke, die Reize des bunten und malerischen Treibens ziehen, ohne irgendwelche besonderen Regungen in diesen Menschen zu erwecken, unbeachtet an diesem schwärmenden Volkshaufen vorüber.

Der Tempelkomplex von Madura ist von gewaltigen Abmessungen. Seine Mauern bilden ein fast quadratisches Rechteck von etwa 300 m Seitenlänge. Schon viele Wochen vor dem Feste war ich zum ersten Male dort und sah alle die Herrlichkeiten, welche die Heiligtümer bergen, das Innere seiner geheimnisvollen Götterschreine, die dumpfen Kammern und Gänge, in denen die Schätze und die kunstvollen, kostbaren Kleinodien seiner Götzen aufbewahrt sind. Zu jener Zeit konnte ich die Reize der tausendfältigen, menschlichen und göttlichen Wunder, welche der Tempel in sich schließt, mit Muße betrachten. Heute kam ich, wie so viele Hunderttausende von Gläubigen und Schaulustigen, des Festes wegen, das Madura, die von Shiva patronisierte Stadt, seinem Schutzgott zu Ehren veranstalten will.

DIE HOCHZEIT DER GOTTHEITEN

Das Fest der Götterhochzeit, der Vermählung Shivas mit Minakschi, der Göttin mit den Fischeugen, nimmt seinen Ursprung aus einer sagenhaften Legende, in der sich die wunderbare und fesselnde Darstellungsweise des indischen Mythos mit der Geschichte des Landes verbindet. Shiva erschien einst im Glanze seines göttlichen, überirdischen Wesens dem König von Madura. Dieser erblickte in der Erscheinung eine himmlische Gnade und ließ zur Erinnerung an das Ereignis in seiner Stadt einen großen Tempel zu Ehren Shivas errichten. Der Gott fand

großes Wohlgefallen daran und ehrte das Heiligtum durch seine weihevollen Gnade, indem er den Tempel mit dem Wasser, das aus dem göttlichen Berge Kailasha hervorquillt, segnete. In der irdischen Gestalt des Sandareschwara kam Shiva nach Madura und freite die Tochter des Königs, Minakschi, die er später als göttliche Braut in sein Reich einführte. Zur Erinnerung an dieses Mysterium feiert Madura jährlich die Hochzeit der Gottheiten, die in den Monat Chitrai fällt. Diese Tage bilden ein besonderes Ereignis für Madura, denn die Stadt hat während dieser Zeit einen derartig gewaltigen Zustrom von fremden Gästen aufzuweisen, wie es nur in wenig anderen Städten Indiens aus Anlaß religiöser Feste der Fall ist. Kaum vermögen es Worte, diese tumultuarischen Schauspiele eines schwindelerregenden Menschengewühls, wie ich sie in den Städten des Südens bei solchen festlichen Gelegenheiten sah, zu beschreiben.

Überall, wo der Inder Feste feiert, geschieht es mit dem riesenhaften Aufgebot ganzer Völkerheere, die unter großen Mühen und Opfern aus allen Gebieten des Reiches herbeikommen und so den Eindruck einer wahren Völkerwanderung hervorrufen. Wer Zeuge der nur alle sieben Jahre stattfindenden Mahamakam-Wasserweihe in der südindischen Stadt Kumbakonam war, hat erst das wahre Bild solcher kolossalen Menschenansammlungen gewonnen. Dort steigt die Zahl der Besucher auf viele Hunderttausende, denn nur einmal in sieben Jahren findet das sündentilgende, heilige Wasser der Ganga seinen Weg nach dem Süden, dem es im kindlichen Glauben des Volkes durch unterirdische Wasserläufe zugeführt wird. In dem Tempelteich Kumbakonams, dem größten des südlichen Indiens, sammelt sich das gläubige Volk, um in ungeheuren Massen, begleitet von zelebrierenden Priestern, seine rituellen Waschungen vorzunehmen. Der von vielen kleinen Tempelgopurams umgebene Teich faßt allein 40—50 000 Menschen, die in stetem Wechsel die Stufen zu diesem bakteriengeschwängerten Wasser hinabsteigen, um Leib und

Seele darin zu reinigen und es in heiliger Inbrunst trinken. Sieche, Krüppel, Aussätzige und mit Fieberfrösten behaftete Körper schleppt man in den morastigen, von Unrat und Schlamm erfüllten Teich hinab, wo sie von dem heilenden Wasser des ehrwürdigen Ganga berührt werden sollen. Bittprozessionen durchziehen während des Festes Tag und Nacht die Straßen der Stadt, in deren Bann die Volksmassen von einem an religiösen Wahnsinn grenzenden Eifer gepackt werden.

Götterhochzeit in Madura — wie ein jauchzender Schrei durchzittert die geräuschvoll-vibrierende Feststimmung die Atmosphäre der Stadt. Ununterbrochen, wie das Brausen der Meeresbrandung, schwingt der Lärm aus Tausenden von Menschenkehlen, das Heulen der Sackpfeifen, Wirbeln der Tamtams und das donnernde Rollen gewaltiger Tempelgongs durch die flimmernde Luft der glühenden Tage und schwülen, dämmerigen Nächte. Die Feste der Inder sind wie jene aufreibenden Gebetsübungen der Derwische, die ruhelos bis zum völligen Schwinden ihrer Körper- und Sinneskraft, in fiebererregtem Taumel von lärmender und grausamer Lust ihren Leib mit ekstatischen schmerzvollen Qualen peinigen, um auf diese außergewöhnliche Weise die Abtötung des Fleisches zu erwirken.

Noch ehe die heraufsteigende Sonne den Tag des großen Festes grüßt, setzen sich die Heere der Menschen, die wie aufrührerische Horden die Mauern der Stadt und des Tempels belagern, in brausende Bewegung. Gleich einem reißenden Bergstrom fluten die dunkeln Wogen der Menschenmasse der Umwallung des Tempels entgegen. Drohend blicken die rötlichschimmernden Tempeltürme, die schützenden Bollwerken ähneln, der anstürmenden Menge entgegen. Heute sind Höfe und Hallen dem Volk verschlossen und liegen in Ruhe und öder Verlassenheit hinter den hohen Mauern. Schon früh im dämmernden Morgenlicht hat man die Götter, unter feierlicher, aber stiller Huldigung, in ihren schwerfälligen Wagen geborgen. Sie stehen zur Abfahrt

bereit draußen vor den Mauern des Tempels, die sie mit ihren turmhohen Aufbauten überragen. Die merkwürdigen Göttergefährte bestehen in der Hauptsache aus turmartigen, prunkvoll geschmückten Aufsätzen von ungewöhnlichen Dimensionen, und primitiv erscheint der baufällig-schwankende, schwerfällige Koloß, an dessen Basis unter reich geschnitztem Holzsockel das plumpe Fahrgestell aus hölzernen Radscheiben befestigt ist. Doch der prunkvolle Kiosk, der sich über der schweren Plattform erhebt, ist nur ein mit golddurchwirkten und dekorativ bemalten Stoffen, buntem Flitterwerk, Fahnen und vielerlei anderem festlichem Beiwerk verkleidetes hohles Holzgerippe, in dessen etagenförmig aufgebauten Schreinen die Gottheiten verborgen sind. Einer dieser Götterwagen trägt eine Reihe schreckhafter Fabeltiere, die mit aufgesperrrtem Rachen und ausholenden Pranken weit über die Rampe der Plattform herausragen und wie ein seltsam-groteskes Gespann durch die Luft reiten. Tragsänften der Priester, vielerlei fahrbare Tempelidole, Stoffpalankine, die auf hohen Holzgestellen schaukeln, grellfarbig bemalte heilige Symbole, groteske Attrappen, welche Tier- und Fabelwesen darstellen, hat man für die Prozession bereitgestellt und wartet nur noch auf das Zeichen, welches die Priester zum Beginn des feierlichen Umzuges geben werden.

Die Begeisterung des ungeduldigen Volkes kennt keine Grenzen und erreicht ihren Höhepunkt, als man sich anschickt, die Wagen der Götter in Bewegung zu setzen. Unter unheimlichem Getöse, dem Lärm der Menschen und Hunderter von Musikanten, die mit dekorativen Instrumenten, Fanfaren und Trommeln ausgerüstet sind, beginnt der Umzug. Alles drängt schreiend und gestikulierend zu den Zugtauen der Götterwagen. Um sie entspinnt sich ein förmlicher Kampf, denn jeder fühlt sich zum Vorspann des prunkvollen Hochzeitswagens berufen. Und plötzlich straffen sich Tausende von muskulösen Armen beim Signal der Abfahrt und ziehen mit der von heiligem Eifer gesteigerten Kraft

ihrer Körper an den Trossen der Göttergefährte, die sich schwan-kend und unter dem ohrenbetäubenden Ächzen der hölzernen Radachsen in Bewegung setzen. Heilige Tempelelefanten mit pompösen, lang herabhängenden Schabracken, goldberingten Stoßzähnen und klingendem Zaumzeug eröffnen die Prozession. Ehrfürchtig weicht die Menge zur Seite, und es bildet sich eine hohle Gasse von Menschen, durch die sich die endlosen Reihen der bunt durcheinander gewürfelten Prozessionsgruppen, Tiere und Gefährte hindurchwinden. An manchen Stellen bemühen sich eingeborene Polizisten, mit ihren Knüppeln die Ordnung zu erhalten und Platz zu schaffen. Wo es ihnen nicht gelingt, greifen die Elefanten ein, die mit vorsichtig schwenkenden Bewegungen ihrer Rüssel die Neugierigen zur Seite drängen.

Dichte Staubwolken aufwirbelnd, wälzt sich der theatralische Umzug im Schneckentempo vorwärts. Im Gewimmel der endlosen Menschenkette sieht man heilige Kühe, Dromedare, die Paukenschläger und Fanfarenbläser tragen, Schimmel mit kostbaren Behängen und glitzernden Zaumzeugen. Dann folgen Gruppen von Brahmanen und hochkastigen Hindus mit den Abzeichen ihrer Kasten und Sekten, Fakire und Derwische mit schmerzverzerrten Zügen, die Peinigungswerkzeuge ihres Selbstmartyriums mit sich schleppend, Sänften, in denen starr wie Götterbilder, mit selbstbewußter Miene und Geste die obersten Priester der Tempel, die lebendigen Idole des Volkes sitzen. Eine große Zahl Schirmträger, Gongschläger und atemlos lärmende Musikanten mit Sackpfeifen, Zimbeln und harmonisch abgestimmten Tamtams, religiöse Tänzer mit fratsenhaften Larven, Tempelmädchen und gefeierte Bajaderen, die man unter Baldachinen trägt, begleiten den Zug.

Von den enthusiastischen Zuschauern, welche die Straßen säumen, die Fenster und flachen Dächer der Häuser füllen, wird der Umzug mit stürmischen Ovationen begrüßt. Ein Regen von Blumen, duftenden Blüten und Kupfermünzen wirbelt unaufhörlich



Jaganath-Tempel in Puri



Die Schule der Priester



Hochkastiger Brahmane bei der Meditation

auf die vorüberziehenden Menschen hernieder. Doch die Begeisterung wird zum brausenden Jubel, wenn jene Götterwagen, die beweglichen Tempeltürmen gleichen, heranschwanken, und wo sie stehenbleiben, überschüttet man die rollenden Gemächer des unsichtbaren, göttlichen Brautpaares mit einem Hagel von Blumenopfern, unter deren duftender Last sich die Palankine und luftigen Bedachungen des Tabernakels niedersenken. Der Hochzeitswagen Shivas ist ein Prunkstück von ganz besonderer Art. Sein Aufbau, der aus den kostbarsten Stoffen, vielerlei ergötzlichen Drapierungen und Malereien besteht, ist haushoch. Um ihn ungehindert passieren zu lassen, sind die Oberleitungen der Telegraphenkabel über den Straßen entfernt, und längst hat man tausendjährige Bäume, deren Kronen die Durchfahrt der schwankenden Türme behindern, mit der Axt aus dem Wege geräumt. In dem geheimnisvoll verhüllten Innern des Gefährtes thronen die winzig kleinen Gottheiten, und an den Außenseiten über der holzgeschnitzten, schweren Basis stehen Priester und Tempelwächter, die das Heiligtum bewachen und es vor den Blicken Uneingeweihter schützen. An der Vorderseite der Galerie schwebt eine überlebensgroße Quadriga. Es sind geflügelte Schimmelrosse, welche durch die Luft galoppieren und das phantastische Gespann des Wagens bilden.

Ein wirrer Volkshaufe zieht jubelnd in trunkener Ekstase hinter den schwankenden Wagenungetümen her, und so währt die Prozession, die wie eine traumhafte Erscheinung an meinen Augen vorüberzieht, viele Stunden, ehe sie zu den Tempeln zurückkehrt und sich dort in einem Wirbel regellos durcheinander flutender Massen aufzulösen beginnt. Noch lange nach Sonnenuntergang wogt das Treiben in den Straßen und vor den Tempeln. Während der schwülen, türkisblauen Nacht schwingt im leuchtenden Raum eines sternenfunkelnden Himmelsgewölbes der jauchzende Lärm des wonnetrunkenen Volkes. Über dem illuminierten Häusermeer der heiligen Stadt braust der orgiasti-

sche Jubel des weltlichen Festes bis zum frühen Morgen, und es vergehen viele Tage, bis Madura und sein Volk die Freuden und Wehen der Götterhochzeit Shivas überwunden hat.

DIE GÖTTERBASTION TRICHINOPOLI

Auf dem Rücken des mächtigen Felsens von Trichinopoli und im Innern seiner geheimnisvollen Gesteinslabyrinth vereinigt sich weltliche Kraft und Willensäußerung mit der gewaltigen, geistigen Macht des brahmanistischen Glaubens. Krieger und Priester altindischer Geschlechter haben dort den wehrhaften Fels zum kraftvollen Hüter und Beschützer ihrer religiösen und politischen Bestrebungen geschaffen. Tempel und Bastion sind in enger räumlicher und geistiger Verbundenheit miteinander und gleichen dem Symbol des unerschütterlichen Herrschertums, mit welchem der Brahmanismus den Feinden seines Glaubens trotzte.

Trichy selbst ist eine unbedeutende Stadt, die am rechten Ufer des Flusses Kaveri liegt und etwa 80 000 Einwohner zählt. In ihrem nördlichen Teile erhebt sich der riesige Felskoloß, der wie der Rücken eines gigantischen Ungeheuers aus der Ebene emporragt. Schützend breitet der graue Gneis seinen starren Körper um die Heiligtümer, die tief in dem ausgehöhlten Leib des Felsens verborgen liegen, und durch dumpfe Gänge, reliefgeschmückte Felsgalerien und Treppen, die wie Hohlwege ins Gestein versenkt sind, steigen wir hinauf zum Heiligtum Shivas. In düsterem Dämmerlicht liegen diese Schächte, deren rauhe Wände von den feuchten Niederschlägen mit einer schlüpfrigen, graugrünen Patina des Alters überzogen sind. Die ewig wandernden Scharen von Gläubigen und Pilgrimen, die aus allen Gebieten des Reiches herbeikommen, steigen jährlich durch dieses Felsenwirrsal hinauf zur Höhe dieser mysteriösen Götterwohnungen. Welche Mühe mag allein dazu erforderlich gewesen sein, diesen mäch-

tigen Felsblock in seinem Innern auszuhöhlen und seine Tiefen den Menschen zugänglich zu machen! Zwischen senkrecht aufsteigenden Klüften und hohen Gesteinsspalten dringt spärliches Tageslicht zu uns herab. In den unzähligen Felsgalerien und Verliesen, die wie unterirdische Gräfte zu beiden Seiten in das Gestein hineinführen, herrscht tiefe Finsternis. Feuer, die in Opferbecken flackern, und ewige Lampen, die mit Kokosöl gespeist werden, beleuchten gespenstisch die Götterbilder, die in reliefhafter Vertiefung den gewachsenen Stein der Hallen und unterirdischen Kolonnaden schmücken.

Vor einem dieser Altäre, der das Bild Shivas in einer grotesken Verkörperung, in wilder, tanzender Bewegung zeigt, haben Pilger Mengen von Hibiskusblüten gestreut, so daß wir auf einem weichen Teppich von sterbenden Blumen wandeln. Auch die Götterbilder sind mit duftenden Blumengewinden geschmückt. In Opferschalen schwelen glimmende Sandelholzfeuer, die einen scharfen, aromatischen Wohlgeruch verbreiten. Alle diese unzähligen Aushöhlungen, die aus dem natürlichen Felsen gemeißelt sind und regellos wie riesige Maulwurfgänge den Fels durchqueren, sind mit phantasievollen, plastischen Bildwerken geschmückt, die mit ihren erschreckenden und lebendigen Ausdrucksformen in der Seele des fremden Beschauers ein Gefühl von Furcht und Grauen erwecken. Und überall umgibt uns dämmerhafte Dunkelheit, welche die bizarren, fratzenhaften Bilder zu unfäßbarer Unbestimmtheit verschwimmen läßt und die Schreckhaftigkeit dieser drastischen Formgestaltung steigert.

Mit einem flackernden Windlicht schreitet der Führer, ein Brahmane, vor uns her. Schauerlich hallt das Echo unserer Stimmen und Schritte unter den feuchten Gewölben, und es ist, als ob gespenstische Scharen unsichtbarer Geister unserem Wege folgen. Für den Uneingeweihten ist es mit Lebensgefahr verbunden, ohne Führung in diesen unterirdischen, unheimlichen Felsentempeln umherzuwandern, denn oft plötzlich enden Gänge

und Stufen in abgrundtiefer Finsternis, aus der uns ein kühler Hauch entgegenweht. Steine, die in jene dunkeln Schlünde hinabrollen, zeigen uns durch das Geräusch ihres Aufschlages die unergründlichen Tiefen dieser Schächte, deren Sohlen weit unter der Erdoberfläche liegen. Wo wir hinblicken, an Decken, Pfeilern und sogar auf den abgenutzten Steinfliesen des Fußbodens, sehen wir die heiligen Insignien der Götterverehrung. Kein Baum, keine Fläche ist bar von diesen herrlichen Ausdrucksformen eines hohen, gläubigen Sinnes, der dem Geist und den Händen dieser Menschen eine fast übermenschliche und schöpferische Kraft verliehen hat.

Langsam steigen wir höher und höher hinauf. Wir gelangen durch Krypten, die romanischen Kirchenschiffen ähneln und mit reichen Steinskulpturen und wunderlich naiven Fresken in endlos übereinander geordneten Friesen geschmückt sind. Endlich erreichen wir einen Treppenaufgang, der uns wieder den Weg zu dem strahlenden Licht des Tages öffnet. Auf der oberen Plattform des Felsens angelangt, grüßt uns das Leuchten der Abendsonne, die sich inzwischen hinter den Palmenwäldern dem Horizonte genähert hat. Neben der wehrhaften Festung krönt ein kleines Heiligtum Wischnus die Spitze des Felsens. Goldene Reflexe eines warmen, schimmernden Lichtglanzes liegen über der Landschaft, die sich wie ein stilles Meer um die Felseninsel schmiegt. Dort oben in der Kühle des leise herniedersteigenden Abends fühle ich mich nun von der dumpfen, unheimlichen Enge, die mich in diesen verborgen liegenden Felsengängen umfassen hielt, befreit. Ein großer Steinwall, durch dessen Schießscharten der gelbe Abendhimmel sein blendendes Licht wirft, umschließt die Felsenplattform, von der ich einen herrlichen Blick über die weithin gelagerte, mit fruchtbaren Wäldern und Hainen bedeckte Ebene genieße. Bläuliche Rauchfahnen schweben wie leichte Nebel über dem weiten Meer der Häuser und Gärten, die in friedlicher Ruhe um den Fuß dieser schützenden Tempelfeste

ausgebreitet sind. Im letzten Lichte der sinkenden Sonne blinkt der heilige Teich zwischen den Häusern der Stadt. In seiner ruhigen, dunkeln Wasserfläche zeigt sich das Spiegelbild der wundersamen, alten Felsenburg in zitternden Umrissen und sattem Farbenspiel.

Fern klingt das Geräusch der Stadt zu mir herauf. Hinter den Palmenwäldern, aus deren dämmerigem Schatten die großen Scharen dieser nächtlichen Gesellen, die fliegenden Hunde, flattern, erheben sich in scharfen Umrissen gegen die Lichtfülle des blendenden Abendhimmels die achtzehn großen Tempeltürme der heiligen Stadt Srirangam. Ihre Tempelwunder liegen 7 km von Trichinopoli hinter dem Palmenmeer verborgen und bilden eine Fortsetzung dieser mysteriösen Heiligtümer, die in dem Leib des Felsgesteins von Trichy in geheimnisvoller Verborgenheit träumen. Als ich in der Frühe des nächsten Tages dort hinüberfahre, begegnen mir unterwegs lange Züge von Pilgrimen, die von einem Opferfest in Srirangam kommen, um mit der Eisenbahn in ihre ferne Heimat im Norden zurückzukehren. Früher geboten es die Gesetze des Glaubens, diese Wallfahrten unter großen, körperlichen Entbehrungen zu Fuß zurückzulegen. Heute schließt selbst der orthodoxe Hindu einen Kompromiß mit der Welt der Ungläubigen und zieht aus den mit seinen Glaubensgrundsätzen in Widerspruch stehenden, modernen Verkehrseinrichtungen, auf Kosten seines Seelenheils, einen Nutzen.

Der Weg nach Srirangam führt in Palmenwälder, durch die sich die rote Straße wie ein tief eingeschnittener Hohlweg hindurchwindet. Auf einer gewaltigen Brücke überquere ich den Fluß Kaveri, der träge in einem schmalen, vertrockneten Sandbett dahinschleicht. Nackte Menschen, Fischer und Pilgrime, die im heiligen Wasser des Flusses baden, beleben die Ufer. Dunkle Körper von Krokodilen liegen träumend, der Harmlosigkeit der Menschen vertrauend, auf den flachen Sandinseln. Weit hinter dem Meer der Palmen teilt sich das Wasser des Flusses, und mit

seinen gewundenen Armen umfängt er die Tempelstadt Srirangam, deren Gopurams die höchsten der schlanken Palmenstämme um das Dreifache überragen. Viele Türme, an denen der Reichtum drawidischer Bildhauerkunst Orgien phantastischer Ausdrucksformen feiert, umfassen die Heiligtümer des gütigen und segenspendenden Wischnus.

Srirangams Tempelbauwerke gehören zu den reichsten Schöpfungen, die aus der Blütezeit althinduistischer Kulturperiode stammen. Ihre Entstehung fällt in das sechzehnte bis siebzehnte Jahrhundert. Hohe schützende Mauern schließen die Wohnung dieser mystischen Götterwelt wie eine Festung ein. Es ist unmöglich, dieser Überfülle von fremdartigen Linien und unendlich belebten Formen, die das Auge beim Betreten der weiten Tempelhöfe und Hallen erfaßt, zu folgen. Und trotz all dem überschwenglichen Formenreichtum, der hier aus den durchgeistigten Darstellungen dieser Bildwerke zutage tritt, klingen die reichen Formgestaltungen plastischer und architektonischer Kunst in wunderbar harmonischer Weise überein. Alles ist mit dem genialen Maß höchsten künstlerischen Empfindens und Denkens erschaffen, und nicht einzelne sind es gewesen, die von dieser hohen Begabung erfüllt ihren Göttern diese Welt der Wunder erschaffen haben; ja ganzen gläubigen Geschlechtern war es beschieden, mit der Größe ihres Geistes und der Kunstfertigkeit ihrer Hände den göttlichen Idolen ihres Glaubens diese Denkmäler zu erschaffen. Nirgends beobachten wir das Schema bloßen handwerklichen Könnens und die Wiederholung sich gleichender Formen, und überall sind es sinnvolle Varianten dieses figuralen und ornamentalen Schmuckes, der hier den Stein in der vorstellungsreichsten Formgebung belebt.

Eine große Menschenmenge, brahmanistische Priester, Volksheilige, asketische Sadhus, Tempelmusikanten, Bettler, heilige Tiere, Elefanten und Zebus bevölkern das Innere der Höfe und offenen Hallen. Das Leben der Menschen im Tempel bietet hier

dasselbe Bild des bunten religiösen und zugleich weltlichen Treibens, wie man es in den übrigen Hindutempeln des Südens beobachten kann. Man hat den Eindruck, als ob das Volk, das die Heiligtümer und ihre Umgebung vom frühen Morgen bis zum Abend belebt, sein ganzes Dasein nur den Idealen seines Lebens, seinem Glauben und seinen Göttern weihet, und von nichts anderem erfüllt ist wie vom Wallfahren, Beten und mit Inbrunst den Götzen aus Stein opfern. Doch vielen im Volke bringt dieses Dasein voller Frömmigkeit materiellen Gewinn und Reichtum, und nirgends in der Welt treibt das Bettler- und blinde Mitläufertum, das Fischen im Trüben, solche Blüten wie im religiösen Leben des indischen Volkes. Ungeheure Reichtümer werden aus den Sparpfennigen der Millionen von Gläubigen gewonnen. Tempelgemeinden, Klöster, Priester und Volksheilige besitzen oft märchenhafte Vermögen, deren Werte sich in meist eigennütziger und in wenig selbstloser Weise verflüchtigen. In Indien ist es nicht nur das Volk und seine Priester, die betteln, sondern auch die heiligen Tiere des Tempels, die leibhaften Inkarnationen der Götter, sind auf das quälende Heischen des religiösen Tributs abgerichtet. Mit klugen Augen und bittendem Schwenken des Rüssels fordern die in den Tempelhöfen herumlungern den heiligen Dickhäuter von dem Fremden das Almosen. Überall recken sich die dünnen, mageren Arme halb verhungerten Gestalten mit den Bettelschalen, und unaufhörlich hört man das wimmernde Klagen und Bitten abgezehrter Hungergestalten, mit schrecklichen Krankheiten behafteter Siecher, aschenschminkter Sadhus und fordernder Priester.

Auch Srirangam hat seinen Teich, der den Tempelbesuchern zu rituellen Waschungen dient. Wie in den übrigen Tempeln des Südens sind seine Zugänge und Ufer belagert von nackten, braunen Gestalten, die in diesem Becken baden, sich erfrischen, ihre bunten Tücher und Wäsche waschen oder das heilige reinigende Wasser trinken. Im Hintergrund der Tempelstadt blickt dem

Beschauer eine endlose Pfeilerfassade, die Halle der Tausend Säulen, entgegen. Es ist ein langgestreckter Wald von Pilastern, der sich über einem reich profilierten, mit den rot-weißen Farben Wischnus bemalten Unterbau erhebt und eine kolonnadenartige Halle umschließt. Jede dieser Säulen, die die ungeheure Last der flachen Steinbedachung stützen, ist in der Form des Skulpturenschmuckes verändert, und doch bietet die gesamte Front dieser meisterhaften Architektur einen überaus einheitlichen Eindruck.

Ungehindert trete ich von einem dieser almosenbittenden Brahmanen geführt in die verborgenen Heiligtümer und Schatzkammern des Tempels. Die Wucht der Eindrücke, die den Fremden beim Betreten der in mystisches Dämmerlicht gehüllten Tempelräume bestürmen, erregt ein Gefühl sinnbetäubenden Rausches, der sich durch die Wohlgerüche heiliger Flammen und den süßlichen Duft verwesender Blumen- und Blütenopfer, welche die Altäre und Götterfiguren schmücken, zu einer atemberaubenden Beklemmung steigert. Ringsumher erheben sich aufbäumend die schweren massigen Formen phantastischer Steingebilde, Streitrosse, kämpfende Götter und Fabeltiere, die in der wilden Bewegung eines unruhvollen Rhythmus auf und nieder steigen. Magisch leuchtet das spärliche Tageslicht in das Reich der gespenstisch belebten Finsternis, in der die flatternden Geister einer nächtlichen Tierwelt ihr spukhaftes Unwesen treiben. Zwischen Altären und göttlichen Idolen lagern auf den Steinfliesen des Bodens die angehäuften Reste von Unrat und der Kot, der von heiligen Kühen herrührt, die im Halbdunkel des Steinlabyrinths träge, wiederkäuend ruhen und sich durch die Schar der kommenden und gehenden Menschen, die sie füttern und hegen, nicht stören lassen. Aus dunkeln Hallen tönt das Psalmodieren der Priester. Geschmückte Tempelmädchen mit fahlen, olivfarbenen geschminkten Gesichtern blicken wie gefangene Tiere hinter den vergitterten Wänden, welche die geheim-

nisvollen Tempelwohnungen der Brahmanen von den offenen Hallen trennen, hervor.

Froh begrüße ich das Licht des Tages, als ich aus der düsteren, kühlen Tempelstadt wieder in die Freiheit der von dem würzigen Dufte üppiger Vegetation erfüllten Natur hinaustrete. Denn wie ein zauberhafter, suggestiver Bann hält die geheimnisvolle Mystik, die unter diesen dunklen steinernen Göttergewölben wohnt, die Seele des Menschen gefangen. Während der Abend- und Nachtstunden, die ich in der Stille des Hauses der Rast zubringe, wirbeln die Erinnerungen vergangenen Erlebens wie traumhafte Phantome in der Welt meiner Gedanken vorüber. Doch noch sind die Ereignisse überwältigenden, eindrucksvollen Geschehens für mich nicht zu Ende, denn morgen führt mich der Weg weiter in eine der östlich gelegenen Tempelstätte, nach Tanjore, welche ein weiteres Glied in der langen Kette dieser weihevollen Kultstätten des Hinduismus im Süden Indiens bildet.

DIE TEMPELMÄDCHEN INDIENS

Sofern es sich um die echte Bajadere oder Nautsch des hinduistischen Tempels handelt, so gehören diese Tempelmädchen Indiens, deren geheimnisvolles Wesen zu den tausend Wundern Indiens zählt, zu den historisch und künstlerisch bedeutungsvollsten Persönlichkeiten des Landes. Viele dieser Nautsches, die man heute in Indien zu sehen bekommt, sind die Pseudobajadere, die ihr Dasein einem merkwürdigen Bedürfnis der heutigen Zeit danken und sich damit befassen, die hohe Kunst der eigentlichen Tempelbajadere in fragwürdiger Weise nachzuahmen, sie zu einem zweifelhaft erotischen Kitsch verunstalten, und damit die künstlerisch so hervorragende Leistung der echten Bajadere in den Augen der Welt herabwürdigen. Wie überall, so

gibt es auch in Indien unter der breiten Masse des Volkes viele Menschen, die sich des Broterwerbes wegen die bemerkenswerten, mit dem Schein geheimnisvollen Zaubers umgebenen Erscheinungen eines weltlichen und religiösen Lebens zunutze machen und sie in geschmacklose und trügerische Wiedergaben verwandeln. Auf diese Weise werden dem leichtgläubigen Volke, doch nicht minder auch dem nie versiegenden Strom der Fremden, welche Indien jahraus, jahrein überschwemmen, die üblen Produkte grotesken Jahrmarktzaubers vorgesetzt.

Indien, das Land der Wunder, ist voll von derartig primitiven Kopisten, die das wirkliche Gesicht jenes geistig hochstehenden Volkes mit den unzulänglichen Mitteln ihres Talents und der spekulativen Gier einer niederen Gesinnung zur Fratze entstellen. Wer die vielen Pseudo-Sadhus, die „Scheinheiligen“, Fakire, Yogis, Auch-Tempelmädchen und andere Jahrmarkterscheinungen von volkstümlicher Art in Indien mit der Unbefangenheit einer nüchternen Überlegung beobachtet hat, wird sich wundern, was gerade Indien auf dem Gebiete derartig fragwürdiger Gesten zu leisten imstande ist. Letzten Endes entspringen solche Erscheinungen wohl immer dem unmittelbaren Bedürfnis der Masse, oder aber sind sie die aus dem Wechsel der Zeit geborenen Produkte, die infolge einer besonderen Konjunktur in dem erfinderischen, geschäftigen Geist einer gewissen Volksschicht entstanden sind.

Nicht nur in dem kindlichen Glauben der indischen Masse finden wir dieses Verlangen nach solchen zweifelhaften Darbietungen. Ja ich möchte fast sagen, daß es sogar mehr die Fremden sind, die Indien seiner „Wunder“ wegen bereisen und diese unerfreulichen Ergebnisse einer Entartung durch ein gewisses zur Schau getragenes Sensationsbedürfnis im indischen Volke geweckt haben. Ich habe, wie vorerwähnt, unter den reisenden Europäern in Indien Leute kennengelernt, die das Land eben dieser „lebendigen Wunder“ wegen aufgesucht haben und in ihrer Unkenntnis und Vertrauensseligkeit oft nur die billigen

Nachahmungen derselben zu sehen bekamen. Von den wunderbaren Schätzen aus der großen Vergangenheit Indiens ist ihnen jedoch während ihrer Fahrten durch das Land wenig zu Gesicht gekommen, denn von der Hast und dem jagenden Geist der neuen Zeit erfaßt, rasen sie mit den Expresßügen die starren Routen des Verkehrs entlang, während der Wissensdrang meist durch die Unerschöpflichkeit des Baedekers genährt wird. Viele scheuen die Mühen und Opfer, die notwendig sind, um unter der heißen indischen Sonne, abseits von der großen Straße, die Herrlichkeiten des Indien von gestern kennenzulernen. Körperliches und geistiges Phlegma, weder Sinn noch Verständnis für die Schönheiten und die hohe Kultur eines Volkes, das ihres Erachtens nach zu den unzivilisierten, niederen Völkern des Erdballs gehört, lassen dem Snob die Größe und Erhabenheit, welche sich in den Hinterlassenschaften verblichener Geschlechter Indiens zeigt, als belanglose Nebensächlichkeiten erscheinen. Mit den Schubs von Cook eilt man auf dem Flügelrade und anderen bewährten Massentransportmitteln durch die Welt, um sie gesehen, doch weniger erlebt zu haben. Man erwartet, daß man die Wunder und Kostbarkeiten, die das Land hervorgebracht hat, in den Vestibüls der Hotels präsentiert bekommt und begnügt sich zu guter Letzt mit schlechten Ansichtspostkarten und Bildern von all den Herrlichkeiten, von denen man gehört, gelesen, jedoch nichts gesehen hat.

Meist gehört zu jenen Leuten der Typus des weltverachtenden, vom hastenden Wesen der modernen Zeit besessenen Menschen, der seine Tickets in der Form eines Terminkalenders neben einem unerschöpflichen Scheckheft des *Crédit Lyonnais* in der Tasche trägt, und von den Ländern, die er zum Vergnügen durchjagt, oft nur das Puppentheater lebendiger und grotesker Marionetten gesehen hat. Was auf den großartigen, historischen Schaubühnen der Weltvergangenheit sich zugetragen hat, ist ihm beim Überblick seiner Reiseerlebnisse ein Rätsel geblieben,

weil die Augen an den Kostbarkeiten und herrlichen Schöpfungen dieser Länder meist achtlos vorübergegangen sind. Vierterlei wissen jene dann von Mirakeln und Mystifikationen, die ihnen während ihrer Fahrten in der Welt begegnet sind, zu berichten. Sie ahnen selbst nicht, daß sich ihnen oft nur das zweite, entstellte Gesicht dieser Länder gezeigt hat und ihnen die Ursprünglichkeit aller wirklichen und echten Reize des Landes verborgen geblieben sind.

Ich traf auf meiner Reise nach Delhi einen Amerikaner, der mit mir zusammen das Zimmer des überfüllten Hotels teilte. Während er alle „türkischen Bäder“ des dunklen Delhis absolvierte, fuhr ich im Sonnenbrand hinaus zu der antiken Ruinenstadt Alt-Delhi, wo einst die großen Kaiser Indiens die ersten Grundsteine ihres zu hoher Blüte entwickelten mächtigen Reiches legten. In dem Talmibasar des Chandi-Chowk füllte sich der Globetrotter Kisten und Kasten mit indischen Kleinodien, die zum großen Teil aus Europa stammten, und zuletzt sah er von Delhi nichts weiter als das, worüber seine langen Beine innerhalb der Stadt stolpern mußten. Am Abend erzählte er mir dann oft von den Eindrücken des Tages, von den geheimnisvollen Zennas der Fremden, von Feuerfressern und Schlangenbeschwörern, von rätselhaften Menschen, die den Baum der Mango innerhalb weniger Minuten aus dem Samen zu üppiger Blütenpracht wachsen lassen, von fanatischen Heiligen, die auf Nagelbetten ruhen und von den singenden und tanzenden Nautschgirls, die für die Fremden aus dem Süden importiert sind. Besonders die Kunst dieser Bajaderen schien einen überwältigenden Eindruck in ihm hervorgerufen zu haben. Sie zeigten ihren wiegenden Schlangenleib in einer finsternen Kaschemme des Eingeborenenviertels, und der gaunerhafte Impresario beschwor die untrügliche Echtheit der Originale.

Hätte ich die hohe Kunst der Bajadere nicht in den großen südindischen Tempeln, den Städten ihrer Geburt, gesehen, so

hätte ich ihm glauben müssen. Doch, was wir hier mit den Effekten einer bewußt gewollten Erotik sahen, war weiter nichts als eine plumpe Nachahmung jener von gesteigertem, rhythmischem Empfinden getragenen, hohen Kunst der Tempelmädchen, die in den großen Tempeln der hinduistischen Welt zum lebendigen Schatz des Heiligtums gehören. Ihre künstlerisch unbedeutenden Nachahmerinnen schießen in Indien wie Pilze aus dem Boden. Bedeutende, mit den Eigenschaften hoher künstlerischer Begabung ausgestattete Tempelmädchen sieht der Europäer in Indien nur bei den seltensten Gelegenheiten am Orte ihrer Bestimmung und in den geheimnisvoll-verborgenen Heiligtümern der großen Tempel. Durch einen mir bekannten, hochstehenden einflußreichen Brahmanen wurde es mir ermöglicht, die Kunst einer berühmten Bajadere zu bewundern. Von dem berückenden Wesen dieses traumhaften Erlebnisses war ich tief ergriffen, so daß ich jenes, mit dem Zauber faszinierender Kraft erfüllte Ereignis noch späterhin für eine suggestive Vorstellung hielt.

Es war in einer Tempelstadt des Südens, wo ich durch die Gunst meines brahmanistischen Freundes in den hinduistischen Tempeln vieles sah, was dem Auge des Fremden sonst verborgen bleibt. Zu diesen seltsamen Ereignissen zählt auch der Tanz der Bajadere Maravundi, die den Beinamen „die Liebliche“ hatte und als eine der berühmtesten Nautches Südindiens galt. Ihr Name und ihr Geschlecht war nach der Auffassung des Volkes makellos. Alle weiblichen Vorfahren der zurückliegenden Generationen waren bedeutende Tempeltänzerinnen, die an den Höfen von Königen und in den alten Tempeln Shivas und Brahmas ihr Opfer durch die Entfaltung höchster Tanzkunst darbrachten. Die Söhne des Geschlechts der Maravundi waren von jeher nichts anderes als Tempeldiener und Tempelmusikanten, während die weiblichen Sprossen in vorbildlicher Weise die traditionelle Bestimmung ihres Stammes erfüllten und dem Tempel ihre Dienste

als die orgiastischen Priesterinnen ihrer Gottheiten widmeten. Der mystische Nimbus, der die Bajadere umgibt, hat zweifellos seinen eigentlichen Ursprung in der Art ihres von faszinierender Übersinnlichkeit getragenen Wesens, das sich besonders auch in der Äußerung eines merkwürdig hochentwickelten rhythmischen Gefühls ausprägt. Dieser, von einer starken Sensibilität des Empfindens getragene Sinn ist die Grundlage ihres genialen, technischen Könnens, das wir in ihrem von Anmut und ästhetisch-künstlerischen Reizen begleiteten Tanze erkennen können.

Die übrige Daseinsbestimmung der Bajadere hat äußerlich wenig mit Religiosität zu tun. Es wird ihr, von den Gesichtspunkten indischer Glaubensbegriffe aus betrachtet, ein tieferer, mit den Regeln mystischen Götter- und Tempelkults verknüpfter Sinn beigelegt. Die Bajadere ist die Liebesdienerin der Götter. Sie huldigt ihnen mit der Hingabe ihres von der suggestiven Kraft erfaßten Körpers, indem sie die Weihe und Feierlichkeit des Tempeldienstes durch ihren rhythmisch-verzückten Tanz erhöht. Hierin besteht der Zweck ihres Lebens und ihrer Tätigkeit, die sie in den Heiligtümern des Tempels bestimmungsgemäß ausführt. Daß sie als Tempelprostituierte den Priestern und anderen einflußreichen Persönlichkeiten nahesteht, mag ebenfalls mit den Gesetzen religiöser Auffassung zusammenhängen. Doch war mir dieser sensationelle Begriff infolge der vollendeten, künstlerischen Begabung und würdevollen Haltung, in der ich die Bajadere des südindischen Tempels sah, stets von nebensächlicher Bedeutung. Anders verhält es sich allerdings mit den Pseudobajadern, deren in schwüler Erotik gipfelnde, mit hoher Kunst keineswegs vergleichbare Tanzleistung ich an manchen anderen Orten Indiens außerhalb des Tempels gesehen habe.

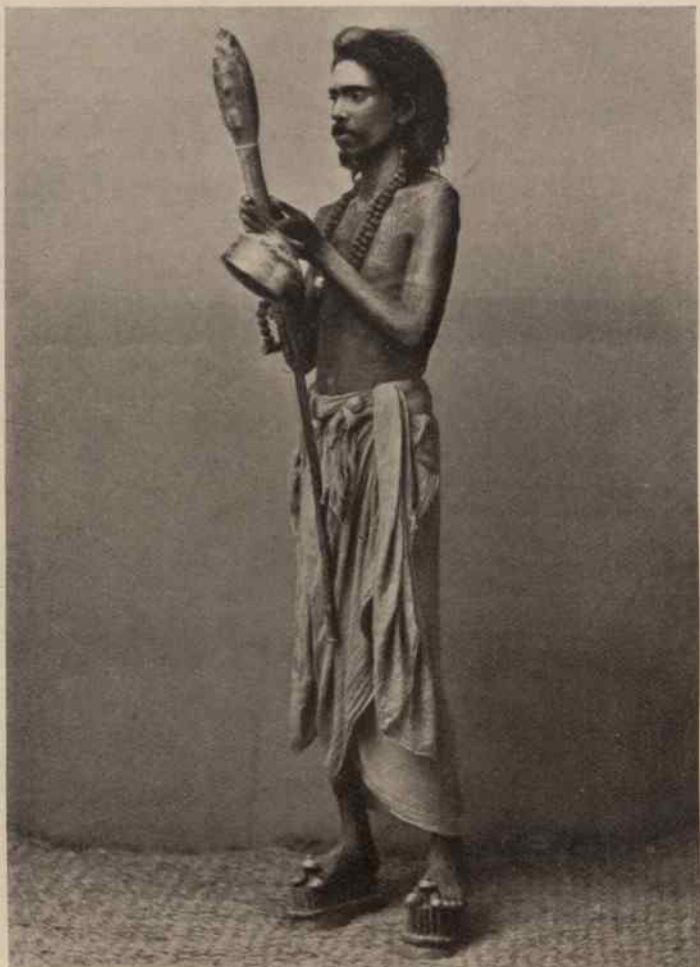
Maravundi, die Bajadere, diente im großen Tempel von M., in dessen geheimnisvollen Hallen bereits vier vorausgegangene Generationen ihres Geschlechts den Göttern opferten. In der Dämmerung eines schwülen Sommerabends sah ich sie während

des Festes zu Ehren der Göttin Paravati tanzen. In der von riesigen Karyatiden umsäumten, kolonnadenartigen Halle des Tempels, welche vor dem Heiligtum zum Eingang Shivas lag, warte ich mit einer Anzahl Brahmanen, unter denen sich auch einige Priester des Tempels befinden, auf die Darbietung, welche uns Maravundi außerhalb des Rahmens ihrer eigentlichen Bestimmung versprochen hatte. Feierliche Ruhe liegt über dem Tempel, in dessen Hof sich das drängende Volk längst verlaufen hat. Draußen sinkt der dämmerige Schleier des indischen Abends langsam herab, während hinter den wuchtigen Säulen und dem weit vorspringenden Dach der Halle bereits die Dunkelheit der Nacht herrscht. Flackernde Kandelaber und Windlichter, die zu beiden Seiten der Halle angezündet werden, geben dem fratzenhaften Schmuck der Wände eine gespenstisch-lebendige Ausdrucksform. Über unseren Köpfen huschen die Schatten flatternder Fledermäuse, die von draußen durch die Öffnung der Kolonnaden hereinschwirren. Stiller Ernst prägt sich auf den erwartungsvollen Gesichtern der Brahmanen aus, die sich in einem Halbkreis um die mit bunten Fresken geschmückte Rückwand des Raumes niedergelassen haben.

In dem dunklen Hintergrunde befindet sich die Kapelle der Tempelmusikanten, die mit ihren merkwürdigen Instrumenten, Gongs, Zimbeln und Sackpfeifen, den Tanz der Bajadere begleiten werden. Da öffnet sich knarrend die kleine, eisenbeschlagene Tür, die an der Rückseite des Raums in das Heiligtum hineinführt, und aus ihrem dunklen Rahmen tritt Maravundi, die berühmte Bajadere. Langsam, mit rhythmisch zuckenden Bewegungen ihres mit reichem Schmuck beladenen Körpers tritt sie, von leisen Gongschlägen begleitet, aus dem Dunkel in den Lichtkreis, dessen rötlich flackerndes Leuchten die ruhigen ebenmäßigen Züge ihres Gesichts belebt. Meine Augen blicken wie gebannt hinüber zu diesem Wesen, das mich mit den ruhevoll gleitenden Bewegungen seines Schlangenleibes wie eine welten-

ferne, traumhafte Erscheinung dünkt. Allmählich steigern die Musikanten den hohl tönenden synkopischen Rhythmus ihrer Instrumente, und zu den dumpfen rollenden Tönen der Gongs gesellt sich das Schwingen einer Zimbel und das Summen der lautenähnlichen Veena. Noch schallt die Musik wie ein fernes Echo, und noch schweigt der Chor der Flötisten und Trommler, deren dürre Spinnenfinger lautlos zuckend über das gespannte Fell der kleinen faßähnlichen Tamtams gleiten.

Leise bewegt sich der gertenschlanke Leib der Maravundi, sich auf den Fußspitzen hebend und senkend, mit niedergeschlagenem Blick ihrer gluterfüllten, dunklen Augen, die von schwarzen, gemalten Brauen überwölbt sind. Selten sah ich einen so vollendeten Körper voll Anmut und Grazie. Knospenhafte Brüste schwellen unter dem eng anliegenden, reich gestickten Mieder, und der lange faltenreiche Rock rauscht, wippend von den beweglichen Hüften getragen, leise über den mit silbernen Glöckchen und Ringen geschmückten Fußknöcheln. Ein Stück des lichtbraunen Leibes oberhalb der Hüftlinie, zwischen Rock und Mieder, liegt frei. Außer den Armen und Füßen ist es die einzige Blöße, die uns der Körper der Nautsch zeigt. Doch in ihm äußern sich jetzt die ekstatischen Schwingungen, die den Kopf bis zu den Füßen in immerwährenden, weichen Zuckungen durchrieseln. Noch sind die Arme straff an den Leib gepreßt, und nur die feingliedrigen Hände begleiten den ruhigen, wogenden Tanz des Körpers. Wie ein Götterbild ist der kleine, feine Kopf der Bajadere mit gleißendem Schmuck bedeckt. In dem glänzenden, blauschwarzen Haar glitzern Edelsteinspangen und leuchten Jasminblüten. Selbst in den beiden Nasenflügeln schimmern matte, echte Perlengehänge, während die Fuß- und Armgelenke mit schweren silbernen und goldenen Ringen umspannt sind. An Schmuck trägt sie ein Vermögen auf dem Körper. Fast unmerklich steigert sich nun der monotone Klang der Musik, und leise beginnen sich die Trommeln mit den dumpfen, prallen Geräu-



Fakir auf Nagelschuhen



Religiöses Selbstmartyrium
(Das Opfer wird für das Schwingfest vorbereitet)

PRACOWNIA ZŁOTNICZA

48-100 G.
Ul. Odan 3
NIP 748-100-54-92

schen ihres gespannten Felles einzumischen. Der Tanz der Nautsch wird freier und bewegter. Viele Male dreht sie sich auf den erhobenen Zehenspitzen um die Achse ihres Körpers. Auch die bisher so leblos erscheinenden Arme werden von der zunehmenden Bewegung, die sich von der Musik auf den Körper der Bajadere überträgt, ergriffen. Immer stärker wird das melancholische Wimmern der Sackpfeifen, die in fremdartigen Dissonanzen, bald in schrillenden Skalen, bald in weichen langgezogenen Tönen wie liebliche Schalmeyen klingen. Auch die Gong- und Trommelschläger scheinen von einer gesteigerten Erregung, die sich auf ihre Instrumente überträgt, erfaßt zu sein.

Mit dem zunehmenden Rhythmus der Musik beginnt der eigentliche Tanz. Was wir bis jetzt von den Bewegungen der Nautsch gesehen haben, war nur das träumerische Hinübergleiten in das ekstatische Stadium einer von Übersinnlichkeit erfüllten Verzückung. Wechsellvoll schwellend klingen die Schlag- und Blasinstrumente. Die sanften Töne werden zur geräuschvoll synkopierten, lärmhaften Musik, die in unseren Ohren gellt und zitternd in den angespannten Nerven des Gehirns weiter-schwingt. Der wiegende Takt des Körpers der Nautsch wird nun zur Ausdrucksform einer gewissen dramatischen Handlung, welche sie dem Tanze zugrunde legt. Die Bewegungen und das Gebärdenspiel, das ein Flehen und Bitten ausdrückt, ist der Tanz der Gnade und Erhörung, ein Tanz, welcher die Form des Opfertanzes vor den Göttern darstellt. Der Körper ist demutsvoll kauernnd niedergeduckt, und alles mimische Spiel liegt jetzt in den schlangenhaft bewegten Armen und Händen. Geschmeidig wie die Woge des Wassers schwebt der Leib auf und nieder, hin und her. In unmöglichen Verdrehungen renken sich die Arme, welche bald aufwärts wie züngelnde Lohe, bald zu beiden Seiten des Körpers wie fliehende Schlangen gleiten. Auch die Züge des Gesichts zeigen vollendete Ausdrucksformen. Plötz-

lich wird aus der Verzückung wilde Ekstase, und selbst die Musikanten werden von dem rasenden Tempo ihrer Instrumente und dem schwindelnden Wirbel des Taktes erfaßt. Manche von ihnen haben sich erhoben und begleiten den Tanz mit erregtem Hin- und Herwiegen des Oberkörpers. Der Klang der tiefen Gongs rollt wie Donner durch die Hallen, und in schrillen Tönen gellen die Sackpfeifen. Tolle wirbelnde Bewegungen, in denen Furcht und quälende Angst liegt, packen den Körper der Bajadere. In zuckenden Reflexen durchzittert das Spiel der Muskeln ihren Leib, doch nichts ist ohne das Wesen hohen künstlerischen Ausdrucks und fein empfundener Stilistik der Körperbewegung. Selbst wenn der Leib und die zuckenden Glieder in rasende Hast geraten, hat man das Gefühl von wohlherwogener, jedoch hemmungsloser Ausdrucksform.

Allmählich verebbt das gellende Heulen der Instrumente, und immer mehr verstummt die Musik. Nur noch die Gongs schwingen leise fort. Langsam schwinden die zu höchster Verzückung gesteigerten Bewegungen dieses wirbelnden Körpers, der wie zu einem von Müdigkeit überwältigten Ausklang zusammen-sinkt. Das Finale gleicht dem ruhevoll wiegenden und wippenden Tanz, der die Einleitung der Szene bildete. Nun zeigen die von dem Taumel wilder Sinnlichkeit entstellten Gesichtszüge wieder den verklärten Ausdruck, der beim Beginn des Tanzes um den rätselvoll lächelnden Mund der Maravundi spielte. Kaum verrät der schnige Körper der Nautsch die ungeheure Kraft- und Willensäußerung, die den Körper bewegte, und nur die Muskeln des Leibes zucken unaufhörlich wie der würgende und schlingende Leib einer Schlange. Jetzt hebt sie die Lider der schwarzen, mandelförmigen Glutaugen, die während des Tanzes wie im Traume geschlossen waren, und der strenge Mund, der die höchsten Ausdrucksformen mimischer Kunst wiedergab, öffnet sich zu einem wundervollen Lächeln, das die schimmernde Pracht der Zähne zeigt. Immer schwächer wird der Rhythmus der

Schlaginstrumente, und mit ihm erstirbt langsam die zur ruhigen Pose gewordene Bewegung von Maravundi, der Lieblichen.

DAS KASTENWESEN

Das ganze Leben des Hindu ist von seiner Religion erfüllt. Diese ist einem uralten Baume vergleichbar, dessen Wurzelwerk seine Kraft aus einem unendlich fruchtbaren Boden erhält, während aus dem gewaltigen Stamm im Lauf seines vieltausendjährigen Wachstums eine große Anzahl von Ästen und Zweigen hervorgewachsen sind. Sein Astwerk steht unter dem Schutze des ungeheuren Blätterdaches, das schützend seinen Schatten über das Wachstum des Baumes breitet, und alle übrigen fremden Saaten, die im Bereich des Stammes aufsprießen, in der Dunkelheit seines Schattenreiches erstickt.

Einer dieser Äste, der aus dem Stamme des Hinduismus entspringt, ist das Kastenwesen. Es ist ein wichtiger Faktor im hinduistischen Glauben, und sein Einfluß auf das soziale und religiöse Leben des indischen Volkes ist von einschneidender Bedeutung. Über die eigentliche Entstehung des Kastenwesens ist wenig bekannt. Neben der rein religiösen Ursache ist es wohl die Folge der durch die arische Einwanderung entstandenen Rassenunterschiede. Hierbei gelang es den Ariern, eine Vermischung mit den Ureinwohnern Indiens, den Drawiden, in gewissen Grenzen zu halten. Ursprünglich waren es nur vier Bevölkerungsklassen, deren soziale Stellungen sich gegenseitig stark unterschieden. Durch diese Abtrennung der Rassen wurde auch die ethnologische Entwicklung des indischen Volkes in einer günstigen Weise beeinflußt. Indien verdankt ihr eine gewisse Reinheit seiner beiden ursprünglichen Rasseneinheiten, die wir mit dem Namen Arier und Drawiden bezeichnen. Zu den Drawiden

zählen die Ureinwohner Indiens, während die später eingewanderten Völker als Arier bezeichnet werden.

Die vier Kastengruppen bestehen aus der Klasse der Priester, Krieger, Ackerbauer und Shudras, die der niedrigsten Gruppe angehören. Durch diese strenge Absonderung haben sich auch die Kasten in einer besonderen Reinheit erhalten, die dem gesamten Rassencharakter noch heute dieses merkwürdige Gepräge einzelner Klasseneinheiten gibt. So finden wir auch heute noch in den drei oberen Kasten der Priester, Krieger und Ackerbauer die hellhäutige, geistig hochwertige Rasse der Arier vor, während die Shudras sich fast ausschließlich aus den drawidischen Stämmen zusammensetzen. Wie sich im Laufe der Zeit aus dem einheitlichen Begriffe des Hinduismus eine unzählige Menge von Varianten ergab, so geschah dies auch im Kastenwesen, das mit dem religiösen Leben des Hindus aufs engste verknüpft ist. Es entstand allmählich eine Vielheit von Gruppen, die sich infolge der religiösen und sozialen Spaltungen im Volke ins Unermeßliche gesteigert hat, und heute in ihren Auswüchsen kaum mehr übersehen werden kann. Die Bezeichnung des Begriffes „Kaste“ stammt aus dem Portugiesischen. Das Wort hat seinen eigentlichen Ursprung jedoch aus dem lateinischen *casta*, welches Art oder Rasse bedeutet. Die indische Benennung der Kaste ist „*dschati*“, d. h. Geburt, und dürfte dieser einheimische Begriff der durch die Geburt bestimmten Vererbung innerhalb der Kaste entsprechen.

Das ureigenste Wesen der Kaste, die schon in den veddischen Schriften Erwähnung findet, trägt den Begriff eines traditionellen Genossenschaftsgeistes in sich. Seine Bestimmungen und Rechte sind wiederum durch besondere Gesetze, die sich auf die Einheit und Erhaltung der Rasse, Abstammung, Geburt, Vermählung und Vererbung beziehen, gekennzeichnet. Es läßt sich über die ursprünglichen Werte, die diese Einrichtung in geistiger und sozialer Beziehung für das Volk bedeuten, wenig sagen. Zweifel-

los bedeutet die Kaste jedoch für den einzelnen eine Förderung, während sie für die Gesamtheit des Volkes in der heutigen Auswirkung die innere Zerrissenheit und geistigen Gegensätze in hohem Maße zu steigern geneigt ist.

Wir unterscheiden heute in Indien eine Unmenge von Kasten, die ihren Ursprung nicht allein in den religiös verworrenen Anschauungen des Volkes haben, sondern auch aus den sozialen und wirtschaftlichen Momenten eines neuzeitlichen Geistes entspringen. Viele Kasten, die aus einzelnen religiösen Gemeinschaften herauswachsen, bilden auf Grund orthodoxer Anschauungen stets wieder neue Glieder, und so bildet sich eine endlose Kette, welche in die breite Masse des Volkes eine stets zunehmende Zersplitterung und Entfremdung trägt. Die religiösen und genossenschaftlichen Kasten haben strenge Gesetze, deren Beachtung und Einhaltung durch hervorragende Mitglieder dieser Gruppen überwacht werden. Verfehlungen gegen diese Bestimmungen haben harte Bestrafungen in Form von Bußen oder Ausschluß aus der Gemeinschaft zur Folge. Da der Hindu im allgemeinen dem Zwang der Kaste unterliegt, sehen sich diese Ausgestoßenen genötigt, einer niederen Gruppe beizutreten. Häufig geben die Geistesströmungen der heutigen Zeit den Anlaß zu solchen Verstößen, die sich hauptsächlich aus rituellen Verfehlungen ergeben und für den Exmittierten eine peinvolle Lage bedeuten. Ich war Zeuge eines Vorfalles, bei dem ein angesehener, mir bekannter Brahmane durch die Verheiratung mit der Frau einer niederen Kaste gezwungen wurde, in die Kaste seines Weibes einzutreten.

In den streng orthodoxen Kasten der Brahmanen herrschen leicht verletzbar Bestimmungen, die den Mitgliedern einen überaus peinvollen Lebenswandel vorschreiben. Die Verordnungen beziehen sich meist auf die äußeren Lebensformen und verlangen die exakte Einhaltung genau begrenzter, ritueller Speisegebote, Fasten, Bußübungen, mühevolle Wallfahrten usw., so daß oft

das Leben dieser Menschen zur wahren Askese wird. Ja, selbst in den untersten Kasten, die auch mehr einer sozialen Gliederung gleichkommen, herrschen strenge Gesetze und Forderungen. Ja, in gewissen Kastengemeinschaften ist es sogar Sitte, daß in der Tätigkeit des Berufes eine scharfe Grenze gezogen wird, was auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes einen stark hemmenden Einfluß ausübt. Wir finden, als eine Folge des Kastensystems, auch die traditionelle Vererbung der Berufe, die sich oft in jahrhundertealten Geschlechtern in ein und derselben Weise fortsetzen und damit an das Zunftwesen unseres deutschen Mittelalters erinnern. So folgt die Tochter der Bajadere den Fußtapfen ihrer künstlerisch begabten Mutter, obgleich das Mädchen vielleicht auf Grund anderer geistiger und seelischer Veranlagung sich nicht für diese zwangsläufige Lebensbestimmung eignet. Söhne der Tempelmädchen werden Tempelmusikanten, Knaben der Fischer werden wiederum Fischer, Kinder von Bettlern, Bettler, selbst wenn sie die Götter mit dem Reichtum der ganzen Welt geboren hätten. Wir sehen in diesen starren Formen eine Schädigung sozialer und wirtschaftlicher Entwicklungsmomente im Leben eines Volkes, dessen Religiosität mit allen ihren Auswüchsen von verhängnisvoller Wirkung auf die Entwicklung eines ganzen Volkes ist.

Es gibt hunderterlei Kasten. Die der intellektuellen, bürgerlichen und handwerkerlichen Berufe, Kasten der Ärzte, Priester, Lehrer, Kaufleute, Ackerbauer, Schuhmacher, Kutscher, Diener, Wäscher, Fischer, Elefantentreiber, Gassenkehrer usw. Aus diesen Absonderlichkeiten erwächst eine endlose Reihe von Schwierigkeiten, die das tägliche Leben, den gesamten Verkehr und die wirtschaftliche Entwicklung des Landes behindern und hemmen. Entgegenkommenderweise fühlt sich die englische Regierung veranlaßt, diesen unerfreulichen Erscheinungen in vielem Rechnung zu tragen. Man baut für die unterschiedlichen Kasten Schulen, Krankenhäuser, errichtet besondere Brunnen, aus denen

hohe und niedere Kasten getrennt ihr Wasser schöpfen. Ja, man geht während der Zeit der Pilgerfahrten sogar so weit, getrennte Eisenbahnabteile für die „Ein- und Zweimalgeborenen“ einzurichten.

Die Rangordnung der hinduistischen Kasten, nach den alten vier Systemen eingeteilt, ist folgende. Als höchste, reinste und erhabenste Kaste gilt die der Brahmanen. Es ist die Kaste der Priester, die in Indien geradezu göttliche Verehrung genießen. Obwohl die Abkömmlinge dieser Klasse nach den alten Gesetzen nur zur Ausübung der priesterlichen Tätigkeit bestimmt sind, trifft man auch Brahmanen, die den niedersten Schichten des Volkes angehören. Die meisten von ihnen genießen ein bedeutendes Ansehen, und ihr Einfluß auf das geistige und religiöse Leben des Volkes ist ungeheuer groß. Sie sind die Führer der Masse, die ihnen willig folgt und sich besonders in religiösen Dingen dem Willen der Brahmanen unterordnet. Auch die gebildeten Stände Indiens setzen sich fast durchaus nur aus Mitgliedern dieser obersten Kaste zusammen. Doch es gibt auch hier wieder vielerlei Verzweigungen, die eine förmliche Kluft zwischen hoch und niedrig bilden. Wir finden manche Mitglieder der Fürstengeschlechter Indiens als Angehörige solcher niederen Kasten, und diese genießen, trotz ihrer hohen weltlichen Stellung, nur ein geringes Ansehen beim Volke.

Die zweite Stufe der Kasten sind die Kshatrias, die Krieger. Sie setzen sich aus den arischen Stämmen zusammen. Ihre Mitglieder sind heute die Nachfolger der großen ruhmreichen Geschlechter der Rajputen und Marathen, denen in der politischen Entwicklung und kriegerischen Betätigung im alten Indien eine bedeutende Rolle zufiel. Zu dieser Kaste gehören die hervorragendsten Fürstengeschlechter Indiens. Die Kshatrias wurden nach einer alten veddischen Sage aus den Armen des Urwesens geboren, während die Kaste der Radschanjas (Brahmanen) aus dem Kopfe, die Waishjajs (Ackerbauer) aus den Lenden und die

niedrigste Kaste, die Shudras, aus den Füßen dieses Wesens hervorgingen. Wir sehen, daß diese sinnvolle mythologische Darstellung eine gewisse Symbolisierung bedeutet, die uns auch in bildlicher Weise die geistige Bedeutung dieser einzelnen Gruppen kennzeichnet.

Die dritte Kaste der Vaishjaks umfaßt die Klasse der Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Sie erhält vorwiegend arische Rassenelemente. Ihre Gliederung ist, wie bei allen anderen Kasten, eine sehr vielseitige, so daß wir auch in ihr hohe und niedrige Klassen vereint sehen. Die vierte und letzte Gruppe sind die Shudras. Zu ihnen gehören die Drawiden, die Ureinwohner des Landes, die Niedriggeborenen, die im Gegensatz zu allen übrigen Kasten in einem Verhältnis geistiger und körperlicher Unterordnung stehen. In Wirklichkeit sind sie die Versklavten, die, jener arischen Invasion weichend, von der intellektuell und körperlich überlegenen Rasse im Laufe der Zeit zurückgedrängt und von ihr beherrscht wurden. Wir sehen aber aus der Geschichte Indiens, daß diese Erscheinung, mit der sich die Drawiden abzufinden wußten, die kulturgeschichtliche Entwicklung Indiens in bedeutendem Maße gefördert hat, was besonders dem geistigen Einfluß der Arier auf die übrigen Völker Indiens zuzuschreiben ist.

Wohl unterscheidet man außer diesen vier Hauptklassen noch eine fünfte Gruppe, die eine elende und bedauernswerte Menschheit umfaßt. Es sind die „Outcasts“ oder „Parias“. Sie stehen zwar außerhalb der hinduistischen Kastenordnung, sind aber durch den ausgeprägten Klassengeist im indischen Volke trotzdem unter den Begriff einer besonderen Kaste gekommen. Zu ihnen gehört der Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Es sind die Ausgestoßenen, Vertriebenen und Unwürdigen. Ihre Behandlung von seiten der höheren Kastenmitglieder ist auf Grund dieser Klassengesetze eine menschenunwürdige. Schon der Anblick eines Parias verunreinigt die Seele des Zweimal-

geborenen. Sein Schatten, den er mit sich trägt, besudelt die Welt der Reinen, und wer aus seiner Hand empfängt, ist selbst ein Ausgestoßener, der niemals mehr die Würde seiner Kaste erreichen wird. In Indien gibt es eine Unzahl dieser „Mleccahs“, und auch der wundervolle Stamm der „Rodyas“ auf Ceylon zählt zu ihnen. Aber auch die Christen und Andersgläubigen sind Mleccahs, und wer sich ihnen auch nur nähert, ist dem Bann seiner Kaste verfallen. Schon hierin sehen wir einen großen Widerspruch, da der Hindu ja durch die Kolonisierung des Landes auf die Berührung mit dem Fremden angewiesen ist. In Wirklichkeit scheinen jedoch auch hier die religiösen Gesetze manche Ausnahmen zu machen.

Unschwer ist zu erkennen, daß unter der Einwirkung dieses weitverzweigten und in übertriebenem Maße geförderten Kastenlebens besonders auch die durch eine neuzeitliche Geistesanschauung geweckte Idee der nationalen Einheit in schwere Bedrängnis gerät. Nie war in Indien die Pflege des nationalen Gedankens so notwendig wie heute, wo das Volk vor die Lösung eines politischen Dilemmas gestellt ist. Doch in Indien ist alles von dem despotischen Geist religiöser Prinzipien geleitet. Diese gleichen heute einem Koloß auf tönernen Füßen, dessen Basis durch die innere Zerrissenheit innerhalb der Bevölkerung und durch die Einflüsse fremder Macht und fortschrittlicher Geistesanschauung immer mehr und mehr unterwühlt wird.

Allmählich scheinen sich die Einwirkungen der geistig und ethisch höheren Begriffseinstellung, die von der abendländischen beeinflußt ist, Bahn zu brechen, zumal diese Bestrebungen auch durch hervorragende Persönlichkeiten, die aus dem indischen Volke hervorgingen, in die breiten Massen getragen werden. Man sucht vor allen Dingen das Volk von den Selbstpeinigungen einer übersinnlichen und verworrenen Denkungsart zu befreien und es von den starren Formen wertloser Tradition loszulösen. Zu diesen Anschauungen ethisch höherer Begriffswerte wollen

die geistigen Führer Indiens das Volk erheben. Dieses Volk, welches in seinem Herzen den Kern tiefer Religiosität trägt, jedoch unter der Einwirkung unheilvoll-verwirrender Einflüsse den Glauben an sich selbst zu verlieren beginnt.

FAKIRE

Es war während eines religiösen Festes in einer von düsteren, gewaltigen Tempeltürmen gekrönten Stadt des Südens, wo ich zum erstenmal das Leben und Tun dieser indischen Fakire näher beobachten konnte. Große Volksmassen, Tausende von Pilgrimen und Menschen, die, meist ihrem religiösen Triebe folgend, aus allen Ländern Indiens zu den festlich geschmückten Heiligtümern herbeigeeilt waren, bevölkerten die überfüllte Stadt und ihre Umgebung. Auf einer staubigen, schattenlosen Straße, die draußen an einer alten zerfallenen Stadtmauer vorbeiführt, haben sich Hunderte dieser merkwürdigen Fakire, die in dem von geheimnisvoller Mystik erfüllten, religiösen Leben Indiens eine große Rolle spielen, niedergelassen. Im Leben des indischen Volkes nennt man diese Heiligen Sanyasis, Yogis oder Sadhus. Es sind diejenigen unter dem Volke, deren geistiges und körperliches Verlangen sich durch den Leidensweg der Askese und eines qualvollen Selbstmartyriums, die Abtötung des Fleisches, der Entsagung und Buße zur höchsten Aufgabe ihres Lebens gemacht haben. Durch diese Kasteiung ihrer Leiber suchen sie die Konzentration des Geistes ins Übersinnliche zu steigern, um somit dem Wesen ihrer Götter näher zu kommen.

Der Begriff „Fakir“, der aus dem Arabischen stammt und Büsser bedeutet, ist jedoch meist auch über den Grenzen Indiens bekannt und volkstümlich. Irrtümlich bezeichnet man mit dem

Namen Fakir oft auch jene Gaukler und Schlangenbeschwörer, die mit dem Leben der Sannyasis oder Yogis nichts gemein haben und zu der Gilde der Schausteller Indiens gehören. In gewissem Sinne ähneln ihnen jedoch die Sadhus, welche vielfach ihr Büssertum dem Volk mit einer theatralischen Pose vor Augen führen und sich nur zum Schein mit dem Nimbus der Heiligkeit und Religiosität umgeben. Viele von ihnen sind nichts anderes als gewerbsmäßige Bettler, die mit der Miene der Entsagung und des Scheinasketentums im Volk eine mitleidsvolle Teilnahme und Ehrfurcht erwecken. Die Sannyasis dagegen, welche einer besonderen hinduistischen Sekte angehören, sind von dem Gedanken der Askese durchdrungen. Ihre Lehre und ihr Leben ist von tiefer Religiosität und philosophischem Wissen und Denken getragen. Sie befinden sich meist in der abgelegenen Einsamkeit der Wälder und meiden die Berührung mit der großen Masse des Volkes. Mehrere von ihnen sah ich in Nordindien, in Benares und in Puri, wo sie in einer Dornenwildnis in der Nähe der Stadt ein Einsiedlerleben führten.

Die Sadhus, unter denen sich jene Jahrmarktsgestalten des religiös-festlichen Lebens befinden, folgen jedoch in großer Anzahl diesen Volksmassen, die sich während der traditionellen Feste in den Zentren religiösen Kultes sammeln. In solchen Zeiten blüht der Weizen ihrer magischen Künste, die sie, auf dem Wege ihrer echten Artgenossen folgend, in übertriebener Weise nachahmen und ihnen den Sinn tiefen, religiösen Ausdrucks zu geben verstehen. Nie traf ich in Indien eine solch große Anzahl Sadhus, wie ich sie während dieses Pilgerfestes im Süden gesehen habe. In großen Mengen fand ich sie in der Nähe des Tempels, im Gewühl der Straßen und bei den religiösen Prozessionen, in denen sie dem Volke gerne die Leiden ihres zermarterten Körpers und die Insignien des Märtyrertums zeigen. Bis zur Unkenntlichkeit haben diese Männer der Selbstpeinigung ihren Körper und das Gesicht mit Asche beschmiert. Ihr Haar hängt

wild in langen Strähnen herab, und auf ihren mageren Schultern schleppen sie die Marterwerkzeuge, Nagelbretter, Gebetbänke, eiserne Haken und Spitzen, welche sie durch das Fleisch ihres zerschundenen Körpers bohren. Manche von ihnen wälzen sich meilenweit durch den fußhohen Staub der Straßen, wieder andere wandeln auf Nagelschuhen, deren Spitzen sich bei jedem Schritt tiefer in das Fleisch der Fußsohlen zu bohren scheinen. Doch viele dieser Selbstpeinigungen, welche die gewerbsmäßigen Sadhus zeigen, sind Augentäuschungen. Die begeisterte und leichtgläubige Menge des Volkes sieht jedoch in ihnen die Träger übernatürlicher Kräfte und die Verkörperung göttlichen Geistes, und so blickt man mit Bewunderung und heiliger Scheu auf das Treiben dieser Männer.

Jene Heiligen, die draußen an der Mauer das Volk herbeiziehen, sind Meister ihrer geheimnisvollen Kunst. Sie bieten ein merkwürdiges Bild fanatischen Tuns, dessen Anblick Entsetzen und Abscheu erweckt, und das Volk pilgert in Scharen hinaus zu ihnen und betrachtet mit Ehrfurcht die nervenpeitschende Pantomime dieser „Gottbegnadeten“, deren mit Staub und Asche beschmierter Körper wie die zu Stein erstarrten Götterbilder ihrer Tempel anmuten. Doch ich bin entsetzt über diese Bilder, die sich in immer mehr gesteigerter Grausamkeit meinen Augen zeigen, und fast habe ich die Überzeugung, daß vieles, was ich von diesen martervollen Szenen sehe, dem wirren Geiste eines bis zum Wahnsinn gesteigerten Fanatismus entspringt, denn manche dieser Menschen müssen unter der Einwirkung des sich selbst auferlegten Martyriums von großen körperlichen Qualen gepeinigt sein. Mit stoischer Ruhe und Geduld und ohne die geringste Äußerung des Schmerzes starren diese Augenpaare, als ob die Sinne der körperhaften Welt des Diesseits entrückt wären, in die blendende Sonne. Manche von ihnen sitzen mit verklärtem Lächeln, als ob ihre Züge aus Stein gemeißelt wären, regungslos mit übereinandergeschlagenen Beinen auf schmalen

Gebetsbänken, auf denen das Ruhen ihres Körpers in unbeweglicher Lage großen körperlichen Schmerz verursachen muß.

Geradezu bewunderungswürdig ist die ungeheure Kraft des Willens, mit der die Fakire ihren Körper beherrschen. Mit eintönigem Lispeln und Murmeln von Gebeten bewegen sie ihre blutleeren, vertrockneten Lippen, ohne sich auch nur im geringsten um die Menge, die sie bestaunt, zu kümmern. Diese Ruhe, die sie bewahren, ist von einer überwältigenden Wirkung auf den Beschauer. Auf ihrer Stirne tragen sie das Zeichen Shivas oder irgendeiner Sekte, der sie angehören. Amulette, die aus Muscheln oder Steinen, Holzstücken oder getrockneten Samenkapseln irgendeines heiligen Baumes angefertigt sind, hängen um den Hals oder die Arme. Diese fetischhaften Stücke sollen zauberische Kraft und Heilwirkung besitzen. Krampfhaft halten sie die Embleme ihrer Sekten oder religiösen Gemeinschaften wie kostbare Kleinode in ihren mageren Händen. Vor ihnen steht die Opferschale, in der sie Geld oder Nahrungsmittel sammeln. Manche dieser Sadhus werden auf diese Weise wohlhabende Männer, die sich nach erfolgreicher Betätigung als „Heilige“ bald zur Ruhe setzen können.

Vor der magischen Kraft, die den Fakiren anhaftet, beugt sich das Volk in Ehrfurcht. Man läßt sich von den Sadhus beraten und helfen. Mit Zauberformeln, Handauflegen und anderen geheimnisvollen Mitteln suchen sie Krankheiten zu vertreiben, böse Geister und Unheil zu bannen. Ihre Magie genießt infolge des starken Volksaberglaubens und der von ihnen gezeigten scheinbaren Wunder ein großes Vertrauen in der breiten Masse der Gläubigen. Massensuggestion ist eines dieser Mittel, welches ihnen Achtung und Glauben in der Seele ihrer Mitmenschen schafft. Trotzdem scheinen sie auch die Psyche ihrer Stammesgenossen meist gründlich erfaßt zu haben, was mich um so mehr wundert, als den meisten von ihnen das Wesen intellektueller Ideenentwicklung fehlt, und sie offenbar, einem mehr instinktmäßigen

Triebe der Nachahmung folgend, die Schwächen des Volkes auszunutzen verstehen. Ich habe jedoch in Indien auch viele Sannyasis gesehen, die aus der Überzeugung eines religiösen Glaubens und philosophischen Wissens diese asketische Meditation ausüben, um durch sie der göttlichen Idee nähergebracht zu werden. Es sind Anhänger des Mönchordens der Shankaras. Sie leben in Klöstern oder durchwandern das Land, um sich in der Fremde und Einsamkeit der Wildnis ihren Bußübungen hinzugeben.

Doch unter denen, die ich an Srirangams Straße finde, ist keiner dieser von einer höheren Idee bewegten Sannyasis. Es sind alles meist Sadhus, jene mit wunderlichen Tricks arbeitenden, akrobatenhaften Schauspieler, welche die Augen und den Sinn der Menschen durch ihre Kunststücke zu verblüffen vermögen. Alle, die da unter der brennenden Sonne im Staube der Straße sitzen, liegen oder gar begraben sind, gleichen den leblosen Figuren eines Jahrmarktpanoptikums. Ja, sogar büßende Frauen und Kinder und die Körper der von furchtbaren Krankheiten heimgesuchten Menschen befinden sich in ihren Reihen. Grauerregend sind die oft mit geradezu sadistischer Wollust herbeigeführten Qualen, mit denen die Büßenden ihre Körper schinden. Da hängt einer wie ein leblos erscheinender Körper mit dem Kopfe nach unten am Astwerk eines Baumes. Neben ihm hocken nackte Sadhus auf Nagelbetten oder in Dornenlagern, mit unmöglichen Verrenkungen der Gliedmaßen oder auf einem Beine stehend. Mit hoch erhobenen, abgestorbenen, skeletthaften Armen sitzt einer neben dem anderen, ohne daß sie sich jemals selbst beachten.

Aus dem Boden starrt eine zerkrampfte, klauenhafte Hand. Es ist ein lebendig begrabener Sadhu, dessen von einer großen Energie des Willens geförderte Atemübung ihm das tagelange Begrabensein unter der Erde möglich macht. Es ist das Eigenartigste, was ich unter diesen merkwürdigen Willensäußerungen

der Sadhus beobachten konnte. Später habe ich in einer Stadt des nördlichen Indien einer unglaublichen Szene beigewohnt, bei der sich ein Yogi nach zwölfjährigem Begrabensein aus seiner Gruft befreien ließ. Das Grab war durch schwere Steinplatten beschwert, so daß eine vorherige oder zeitweilige Öffnung desselben unmöglich war. Alle Öffnungen des Körpers waren mit Wachs verschlossen. Wie ein starrer Leichnam wurde der Körper aus der Erde gehoben. Atem- und Herztätigkeit sind während des totenähnlichen Schlafes auf ein kaum merkbares Minimum geschwunden, so daß erst die angestellten Wiederbelebungsversuche dem Körper das Leben zurückgeben mußten. In Benares sah ich am Ufer des Ganges einen Sadhu, der rings um sich her lodernde Feuerbrände aufgeschichtet hatte. Unter der sengenden Sonne, inmitten der flackernden Lohe, saß dieser Mensch, dessen Gestalt in der flimmernden Luft des Feuers zu schweben schien.

Manche dieser blutrünstigen Selbstpeinigungen und die aus der abergläubischen Seele des Volkes geborenen Opferungen religiöser Märtyrer sind von der englischen Regierung unterbunden, ja sogar verboten worden. Es ist eine der rechtlichen Maßnahmen, zu welcher sich die Behörde aus menschlichen, doch auch vielfach aus sittlichen Gründen notwendigerweise gezwungen sah. So hat man in Südindien das besonders in Malabar übliche Martyrium, welches sich während des Charakpujha (Schwingfest) zu Ehren der Göttin Durga vollzieht, streng verboten. Das hierzu auserwählte Opfer wird mittels eines Hakens, der durch das Fleisch des Rückens gebohrt wird, an einem hohen Maste aufgehängt und unter fortwährenden Schwingungen in den Straßenprozessionen mitgeführt.

Doch kaum unterscheiden sich diese Grausamkeiten von jenen, welche sich die Sadhus selbst zufügen. Zweifellos sind sie jedoch das Zerrbild jener weltweisen Lehre von der Entsagung, der Askese und Abtötung des Fleisches, die den Geist und die Seele

des Menschen mit dem Göttlichen verbinden soll. Man findet die philosophischen Darlegungen des asketischen Gedankens und seine Lehren schon in den ältesten Schriften der Brahmanen, den Upanishaden. Es ist die tiefsinnige Idee der in Paroxysmus gesteigerten Auswüchse, welche wir in Indien von heute im Leben dieser echten und unechten Sadhus beobachten können. Sie erfüllen uns mit Schauer und Mitleid und bilden einen Teil jener an Wahnsinn grenzenden Irrtümer, die aus dem krankhaft gesteigerten und geschürten religiösen Empfinden des indischen Volkes erwachsen.

INDISCHES FRAUENLEBEN

Ein mir bekannter orthodoxer Brahmane erzählte mir eines Tages von dem unglücklichen Ereignis, mit welchem ihm die Götter durch die Geburt einer Tochter ein schweres Leid zufügten. „Ein tragisches Verhängnis ist geschehen, denn es wurde mir eine Tochter geboren. Es ist die einzige. Die Vorsehung möge mich jedoch in Zukunft vor einem derartigen Unglück behüten.“

Nichts kennzeichnet die Minderbewertung des weiblichen Geschlechts unter den Hindus mehr als die Äußerung dieses frommen Mannes, den wir nach unseren abendländischen Begriffen als einen unmenschlichen Rabenvater bezeichnen würden. Die Ursachen dieser Geringschätzung menschlicher und geistiger Werte des Weibes finden wir wiederum in jenen unumstößlichen Glaubenslehren des Hindu, dessen religiöses Fühlen und Denken tief in die menschliche und gesellschaftliche Seite seines Lebens eingreift. Alles ist in Indien durch die starren Gesetze der Religion in das enge und alles behindernde Schema religiöser Bestimmung und Klassenordnung gezwängt, die das gesamte

Dasein des indischen Volkes in geistiger und sozialer Hinsicht in verhängnisvollster Weise beeinflussen.

Manche dieser vernichtenden Lebensformen des hinduistischen Volkes haben freilich durch die Einwirkungen abendländischer Kulturanschauungen, die auf das indische Geistesleben nicht ganz ohne Einfluß geblieben sind, eine wesentliche Verbesserung erfahren. So wurde in neuerer Zeit die in vieler Beziehung so bedeutsame Frage, welche die menschliche und geistige Gleichstellung der Frauen Indiens betrifft, durch die Auswirkungen eines neuen und fortschrittlichen Zeitgeistes auf ein wesentlich höheres Niveau menschlicher Anschauung gebracht. Ja, wir finden sogar in manchen Volkskreisen der intellektuellen Klasse die an europäische GeistesEinstellung anklingende Gleichstellung der Frau, der wir heute schon, viel häufiger als früher, im öffentlichen Leben Indiens begegnen. Doch ist hiermit keineswegs gesagt, daß die von höheren ethischen Gesichtspunkten getragene Lebensanschauung die jahrtausendealten, traditionellen Sitten und Gepflogenheiten des mit seiner Religion so sehr verbundenen indischen Volkes im Grunde zu verändern vermag. Denn noch immer steht die Mehrzahl der gläubigen Hindus einer wesensfremden, fortschrittlichen Ideenentwicklung, welche den strengen Gesetzen der Religion zuwiderläuft, mit jener vorurteilsvollen, an Fanatismus grenzenden Abneigung gegenüber. Und so kann man diese in menschlicher und auch volkswirtschaftlicher und sozialer Beziehung so sehr bedeutsamen reformatorischen Bestrebungen und Ziele auf dem Gebiete der Frauenbewegung in Indien zunächst einmal nur als eine problematische Erscheinung betrachten, deren relativ schwache Anfänge und Erfolge zu keinen besonderen Hoffnungen berechtigen können, denn in den breiten Volksschichten Indiens wird nach wie vor das Los der Frauen ein unverändert bedauernswertes bleiben.

Schon von ihrer Geburt an ist das Weib die Trägerin einer unglücklichen Daseinsbestimmung, unter der sie seelisch und

körperlich sehr viel zu leiden hat. In meist stummer, geduldvoller Resignation fügt sie sich in das ihr von den Göttern und ihren Mitmenschen auferlegte Schicksal, das sie mit jener an Fatalismus grenzenden Gelassenheit durchs Leben trägt. Denn auch die Frau der breiten Masse Indiens ist von dem despotischen Willen der Götter, deren unbeugsamer Macht sie ihre leidvolle Bestimmung verdankt, im Innersten ihres Herzens so sehr überzeugt, daß sie die Erleichterung ihres Lebens und die bewußte soziale Hebung ihres Standes als eine ungewöhnliche und unwürdige Erscheinung in ihrem gewohnten Daseinsgang betrachten würde. Doch gibt es in Indien auch viele Frauen, die auf Grund ihrer Rassenangehörigkeit, Abstammung, Kaste, und letzten Endes auch infolge einer hochstehenden, geistigen Veranlagung der Entrechtung ihres Geschlechtes fernstehen, sie verurteilen und bekämpfen. Bei einigen primitiven Stämmen Indiens ist es sogar der Fall, daß die Frau dem Manne übergeordnet ist, was schon manchmal durch die polyandrischen Sitten gewisser Rassen nahegelegen erscheint (Todas).

Äußerlich ist der Typus der Frau in Indien durch die starken Rassenverschiedenheiten in keinen einheitlichen Begriff zu fassen. Von der hellhäutigen, schlanken Frau der arischen Rasse bis zum tief dunkeln und gedrungenen Drawidaweib des Südens ist der Zwischenraum in anthropologischer Bedeutung ein immerhin großer, obwohl sich das äußere Leben dieser Frauen wenig voneinander unterscheidet. An eine angeborene Anspruchslosigkeit gewohnt, sind die Frauen der hinduistischen und moslemischen Welt Indiens von einer ungewöhnlichen Bescheidenheit und spielen im häuslichen und gesellschaftlichen Leben eine untergeordnete Rolle. Religiöse Gesetze und harte menschliche Pflichten zwingen die Frau, in einer vergessenen Zurückgezogenheit zu leben, die besonders die arische, muselmännische Frau, welche von allen übrigen Mitmenschen isoliert, in der Abgeschlossenheit der Zenana lebt, hart betrifft. In diesem Verhältnis

drückt sich die Versklavung der Frau fast in demselben Maß aus, wie dies bei dem mißachteten Weib des Hindu der Fall ist.

Ein ähnliches Schicksal haben die Frauen hochkastiger Brahmanen. Sie leben fast ebenso wie die Frauen des Moslems innerhalb der Enge des Harems. Wir finden noch heute in den alten Kaiserpalästen von Delhi und Agra jene prachtvollen Gemächer der Frauen, die uns von dem zwangvollen Dasein und der Leibeigenschaft der Frauen Zeugnis geben. Hinter den Gittern der filigranhaft durchbrochenen Marmorwände trauerten viele von auserwählten Frauen um ihre Freiheit, und in den von Luxus und Prunk überladenen Gemächern waren sie die Gefangenen dieser Mogul-Kaiser, vor deren Macht ganz Indien zitterte. Jene Frauen sahen das Licht der Sonne durch die kunstvoll gearbeiteten Marmorgitterwände, die sie vor den Blicken der Uneingeweihten schützen sollten. Mit Kleinodien und unerhörtem Reichtum tändelnd, in einer Welt voll Sinnlichkeit, jederzeit bereit, sich den Launen ihres Herrn zu opfern, verging das Leben dieser Versklavten in einer körperlichen und geistigen Lethargie, welche die baldige Zersetzung der Lebenskräfte hervorrief. Doch auch viele kluge und geistvolle Frauen mögen unter ihnen gewesen sein, Favoritinnen, die an dem Werk politischer und kultureller Entwicklung der alten indischen Kaiserreiche regen Anteil nahmen. Unter diesen Auserwählten nimmt die zur Kaiserin erhobene Nuir-Jehan eine besondere Stellung in den altindischen Herrschergeschlechtern der Moguln ein. Ihr zu Ehren schufen die Hände gottbegnadeter Künstler das berühmte Kunstwerk des Tadsch-Mahal in Agra, das von ihrem Gatten, dem Kaiser Jah-Jehan, errichtet wurde.

Im modernen Indien ist die Sitte der Zenana meist nur noch eine Frage von pekuniärer Bedeutung, an der man vielfach den Maßstab der Wohlhabenheit anzulegen gewohnt ist. In den nordindischen Städten findet man noch häufig diese von einem geheimnisvollen Nimbus umgebene Einrichtung in den Häusern

reicher Moslems und Hindus. Dort begegnen wir im engen Gewirr der Häuser- und Straßenviertel den tiefverschleierte Frauen, deren schwarze Glutaugen zwischen den kostbaren Verhüllungen ihrer Tragsänften und den überschatteten schmalen Gittern der Zenana hervorblicken.

In manchen Kasten und Glaubensgemeinschaften grenzt die Bewertung der Frau an das Menschenunwürdige. Schon allein der Begriff des Weiblichen gilt als beschämend. Die Geburt eines Mädchens ist das größte Verhängnis einer Familie. Viele neugeborene Kinder weiblichen Geschlechts werden noch heute aus Angst vor Schimpf und Schande von den Eltern heimlich beseitigt oder auf barbarische Weise umgebracht. Man erstickt sie in Milch, setzt sie in der Wildnis aus oder läßt sie in Elend und Hunger umkommen. Damit bringt man den Göttern und Dämonen ein wohlgefälliges Opfer und sucht sich ihre Gunst zu erhalten. Auch in der Satti (Witwenverbrennung) äußert sich die unmenschliche Geringschätzung und Verachtung, die der Hindu dem weiblichen Geschlecht entgegenbringt. Sie ist eine jener verbrecherischen Auswüchse eines verblendeten, religiösen Fanatismus, der zwar von der englischen Regierung in den Gebieten, die unter ihrer Oberhoheit stehen, streng verboten ist und mit schweren Strafen vergolten wird. Ist eine Hindufräule Witwe geworden, so soll sie nach den Regeln des Glaubens freiwillig den Tod in den Flammen suchen. Man findet daher die Witwen vielfach unter den Ausgestoßenen, den verachteten Parias, deren Leben unter dem Banne ihres unglücklichen Schicksals steht. Heimatlos, verachtet, mit geschorenem Haupthaar, in das graue Gewand der Büsserin gehüllt, verbringt sie den Rest eines kummervollen Daseins unter ihren Mitmenschen, die ihr das Mitgefühl versagen, weil die Götter ihre Herzen zu Stein verwandelt haben.

In diesen und unzähligen anderen Fällen, wo es sich um eine zwangsweise Ausschaltung jeglichen menschlichen Gefühls han-

delt, sehen wir wiederum diesen bestimmenden Einfluß, den die starren Dogmen der Religion auf das Denken und Fühlen des gesamten Volkes ausüben. Die unter dem bezwingenden Banne ihres Glaubens stehenden Menschen sind das willenlose Werkzeug in der Hand eines von Mystizismus und suggestiver Macht erfüllten Glaubens, dessen tiefgründige, weltweite Lehre und Urtümlichkeit durch die Despotie brahmanistischer Kreise im Herzen des Volkes oft zum Irrwahn entstellt ist.

Zu diesen krankhaften Auswüchsen religiösen Empfindens, dessen unheilvolle Auswirkungen, besonders in sozialer Hinsicht, einen zerstörenden Charakter haben, gehören außer den rücksichtslosen Entrechtungen der Frauen auch die Kindesheiraten, die in manchen Provinzen Indiens noch heute sehr häufig vollzogen werden. Durch sie wird besonders die physische Entwicklung des Volkes in der schwersten Weise gefährdet. Hauptsächlich in den niederen Volksschichten findet man diese merkwürdige Sitte, welche die Kinder beiderlei Geschlechts in noch völlig unreifem Alter zur Heirat bestimmt, und auch die Vermählung lange vor Eintritt in das Pubertätsalter vollzogen wird. Will der indische Staat die ungeheuren Lasten, die ihm durch seine fürsorgende Stellungnahme im sozialen Leben des Volkes erwachsen, bewältigen, so muß ihm daran gelegen sein, diese zerstörenden und schädigenden Einflüsse und Auswirkungen, die jene unnatürlichen Sitten und Bräuche hervorbringen, nach Möglichkeit zu verhindern. Da alle diese Entartungen jedoch meist der Wurzel alles Übels, der irregeleiteten Religiosität und den verworrenen Glaubensbegriffen des Volkes entspringen, so sind die Schwierigkeiten, welche die englische Regierung bei der Bekämpfung dieser Mißstände vorfindet, fast unüberwindbar.

Viele derartige Sitten, wie sie heute noch das Leben der Hindus beschweren, sind mit dem Wesen des Volkes so eng verknüpft, daß sie mit seinen Daseinsbegriffen unzertrennbar sind. Und gar leicht entzündbar ist im Gemüte dieser Menschen die

Flamme des Hasses, die durch die Verletzung des religiösen Gefühles infolge gesetzlicher Eingriffe und Einmischungen durch die Regierung entstehen kann. Es erfordert in solchen Fällen die Kunst geschicktester Diplomatie, die Wege des friedlichen Ausgleiches und der reibungslosen Verständigung zu finden. Diese Fähigkeiten, für die tiefgreifendsten Fragen, die das Volksleben betreffen, geschickte Ausgleiche zu finden, besitzt der Engländer in Indien in erstaunlichem Maße. Die Regierung weiß mit den Mitteln feinsinnigster Berechnung aus dem Fond ihrer jahrhundertelangen Erfahrung, die sie auf psychologischem und volkswirtschaftlichem Gebiete erworben hat, in meisterhafter Weise umzugehen, und das wohlabgewägte Maß, mit dem sie in den ungezählten Fällen schwieriger Dilemmas die Anwendung diplomatischer Kunst und autoritativer Macht gebraucht, ist geradezu bewunderungswürdig.

In großen Städten haben besonders die sozialen Maßnahmen den bedrückten Frauen und Witwen Stätten der Erholung und Linderung ihrer seelischen und körperlichen Nöte geschaffen. Durch gute Beispiele sucht man die mystischen Auffassungen, welche die merkwürdigen Lebens- und Glaubensbegriffe mit sich bringen, zu brechen. Drastische Gegenüberstellungen der ungeheuren Schäden und Nachteile von den Folgen der Kindesheirat und Frauenunterdrückung, rechtliche Maßnahmen, strenge Gesetze und Androhungen schwerer Bestrafung, die in Fällen der verbrecherisch-rituellen Unsitten, der Menschenopfer, der Witwenverbrennung, Kindestötungen usw. zur Anwendung kommen, werden allmählich dazu beitragen, die Stellung der Frauen Indiens zu verbessern. Doch der Erfolg, den diese menschlichen Bemühungen haben werden, ist nicht das Werk von wenigen Jahren, und es wird Geschlechter überdauern, ehe die Umstellung des Geistes das Leben und die Seele dieses Volkes durchdringt und es von den Irrungen seines Herzens und seiner Gedanken überzeugt. Ob der Einfluß einer abendländischen Kultur-

macht imstande sein wird, diese Mission zu vollbringen, muß der Zukunft überlassen bleiben. Zweifellos dürfen die Verdienste, die sich England während seiner Herrschaft durch derartig reformatorische Bestrebungen erworben hat, nicht unterschätzt werden, und wenn auch die Lösung dieser und anderer Fragen, die das Leben des Volkes in Indien berühren, sich noch in den Anfängen befindet, so danken die Frauen Indiens der fremden, abendländischen Kultur doch den starken Willen, mit dem die Verbesserung ihres Loses seit langer Zeit erstrebt und gefördert worden ist.

Anders verhält es sich in Indien mit der Stellung der Frau innerhalb der Familie. Hier gibt es für den Staat und die Gesetze gewisse Grenzen, die durch private Rechte und Freiheiten, besondere Umstände und Gepflogenheiten bedingt sind. Doch besonders innerhalb der Familie spielt die Frau Indiens eine untergeordnete Rolle, die für unsere Anschauungen und Begriffe von erniedrigender Bedeutung für sie ist. Vielfach ist das Weib des Volkes dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben zwangsweise entrückt. Die Frau ist nur da zu finden, wo des Lebens Härte, die Arbeit und Sorge um das Haus und die Familie sie erheischt. Und in stummer, geduldiger Hingabe, mit der entsagenden Gebärde leidvoller Resignation erfüllt sie die Pflichten, welche ihr die Bestimmung des Schicksals auferlegt hat. Die Lasttiere Indiens sind seine Frauen, die Treiber mit der moralischen und körperhaften Peitsche ihre Männer.

Rasch welken die körperlichen Reize des schönen Geschlechts dahin, und selten blickt man in die Augen von glücklichen und zufriedenen Frauen des Volkes. Abgehärmt und scheu, krank und schwächlich ist die vorherrschende Konstitution ihres Geschlechts. Ewig in das Joch der Abhängigkeit und Unfreiheit gezwungen, gleicht ihr Leben einem langsamen martervollen Dasein. Merkwürdigerweise sind sich die meisten Frauen dieser bejammernswerten Lage nicht bewußt. Sie betrachten die Härte

ihres Lebens als die gottgewollte Bestimmung ihrer selbst, und die Gewohnheit und ein angeborenes Wesen von Duldsamkeit läßt sie die Verachtung und das schwere Los, das ihrem Geschlechte übrigblieb, nicht sonderlich schmerzlich empfinden. Mögen nicht auch die Rechte, Freiheiten und Zugeständnisse, welche das europäische Staats-, Volks- und Familienleben seinen Frauen als eine Folge notwendiger ethischer und sozialer Forderungen gibt, die Welt der Frauen Indiens in Erstaunen setzen? Mit Befremden betrachtet die indische Frau der breiten Volksschichten die soziale und gesellschaftliche Gleichberechtigung ihrer europäischen Geschlechtsgenossinnen, denn auch sie können dem Sinn unserer geistigen Einstellung, unseren sittlichen und moralischen Begriffen ebensowenig folgen, wie wir das schwere Schicksal und die Stellung der Frau innerhalb ihrer Volksgemeinschaft nicht zu erfassen vermögen.

Ich spreche hier in der Hauptsache von der Frau des Volkes, deren geistige Verfassung und Veranlagung sie nur schwer von der Sphäre ihrer beengten Lebensauffassung zu trennen vermag. Anders steht die Frau der hochstehenden, intellektuellen Volksklasse Indiens dieser geistigen und sozialen Entwicklung ihres Standes gegenüber. In ihr hat sogar der Geist der Emanzipation tiefe Wurzeln geschlagen. Wir finden viele Vertreterinnen der intellektuellen Klasse des weiblichen Geschlechts, befreit von den inneren und äußeren Fesseln starrer religiöser Dogmen, im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben Indiens. Vieles, was ihnen der Einfluß europäischer Kultur gab, haben sie in sich aufgenommen, um es im Sinne ihrer einheimischen Art und ihrer Lebensanschauungen umzuwerten. Nicht selten ist die geistig regsame Frau im Indien von heute in akademischen Berufen tätig. In Bombay lernte ich eine Anzahl junge Parsinen kennen, die an einer englischen Universität promovierten. Auch in den anglo-indischen höheren Lehranstalten, Universitäten, Hochschulen, in den sozialen Frauenschulen, Seminarien und anderen

Ausbildungsinstituten von Kalkutta, Bombay und Madras befinden sich viele Mädchen und Frauen hinduistischer und mohammedanischer Abkunft.

Langsam beginnt der Osten die Wege westlicher Geisteskultur und Zivilisation zu beschreiten, um vermittels eigener geistiger Mittel allmählich zum Bewußtsein seiner Eigenwerte zu gelangen. Stets ist diese Bewegung unter den Völkern Indiens und des übrigen Ostens im Wachsen begriffen, und wenn einst die Begriffe jener Aufwärtsentwicklung die breiten Massen dieser Völkerheere erfaßt haben, so wird sich in Indien und der übrigen gesamten Welt Asiens eine gewaltige Wandlung vollziehen. Nicht zuletzt werden durch ihre modernen Einstellungen auch die Frauen in Indien an dieser entscheidenden Bewegung ihres Volkes einen großen Anteil haben.

MADRAS UND DIE TODDY MÄNNER

Brausend fährt der Expreßzug der South-Indian-Railway in die riesige Bahnhofshalle der Zentralstation von Madras ein. Eine Herde halbnackter tamulischer Gepäckträger und Lastenschlepper umschwärmen schreiend die übermüdet aussehenden Passagiere, die aus den glühenden Ebenen des Südens und den ätherumflossenen westlichen Bergen in die Hölle von Madras zurückkehren. Auch ich bin einer dieser Ankömmlinge, der die wundervolle Atmosphäre der Blauen Berge mit der sengenden Sommerhitze der indischen Ebenen vertauschen muß. Denn Madras war mein nächstes Ziel, und nun bin ich hier angekommen in der stillen Hoffnung, die Annehmlichkeiten der Großstadt und die würzige Luft des Ozeans mögen mich das Heimweh nach den herrlichen Bergen mit ihren Reizen und klimatischen Annehmlichkeiten vergessen lassen. Doch ich

fand keines von beiden, weder die Vorzüge der Großstadt noch die kühlenden Lüfte des in bleierner Schwere liegenden Ozeans, der in trunkener Verschlafenheit den Strand der Ostküste bespülte.

Verzehrend liegt die Glut über den Dächern des Häusermeeres. Der Himmel ist von einer dunsthaften Farblosigkeit. Wie eine Fata Morgana schweben oft leichte, weiße Wölkchen über dem Horizont, welche die Hoffnung auf Regen und Kühlung erwecken. Das Klima ist zur Zeit meiner Ankunft geradezu verheerend. Vier Monate furchtbarer Lohe sind vergangen, seit der letzte Regentropfen den Boden benetzt hat. Die Reste der verbrannten Vegetation sind im völligen Hinsterben begriffen, und nur noch die zähen Palmenwälder, die draußen am Strande des Meeres zwischen den stinkenden Sümpfen des Coums (Binnenmeere) liegen, haben grüne Wipfel. Überall, wohin das geblendete Auge blickt, ist Leblosigkeit und graue Monotonie. Eine Schicht körnigen, trockenen Staubes bedeckt, wie der Hauch glühender vulkanischer Asche, die ganze Stadt. In den Straßen und zwischen den Häuservierteln züngelt der Brodem flimmern der Hitze, wie ein Meer farbloser Flammen über der Erde. Manche Stadtviertel sind Tag und Nacht wie ausgestorben. Europäer wagen sich erst um die Stunde der Abenddämmerung aus ihren Bungalows, in denen die ewig herabgelassenen Jalousien kühle Dämmerung verbreiten und die Punkahs und Ventilatoren künstlichen Wind fächeln.

Am Abend drängt sich die Welt des Westens hinaus an die „Marina“, um sich an der Brise, die leise und zaghaft vom Südosten über den trägen Ozean herüberweht, zu kühlen. Es ist die einzige Stunde der Erholung, die man nicht gerne missen möchte. Denn auch die sternendurchglühten grünblauen Nächte liegen drückend und schwül über der Stadt, und die atemraubende Sonnenwärme hockt wie ein Alp zwischen den Mauern der Häuser, um den gepeinigten und erschöpften Menschen die Ruhe der Nacht zu rauben.

Madras ist die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs der gleichnamigen Präsidentschaft. Es ist die drittgrößte Stadt Indiens mit fünfhundertzwanzigtausend Einwohnern, zweitgrößter, bedeutender Hafen an der Ostküste und hat lebhaften Handel und stets wachsende Industrien. Madras hat, wie fast alle großen Städte des Ostens, ein Europäer- und Eingeborenenviertel, die Black Town, die meist nur von der drawidischen Rasse bewohnt ist. Große, moderne, zum Teil recht langweilige Gebäude, die meist dem Sitz der Behörde dienen, ragen im Zentrum der Stadt empor und geben ihr ein repräsentatives Gepräge. Außer einigen kleineren Hindutempeln besitzt Madras neben den Reizen einer südlichen Landschaft nichts, was ihm einen besonderen anziehenden Charakter verleiht. In den Basaren der Eingeborenen herrscht ein lebhaftes Treiben, das dem Wirrwarr in einem aufgestörten Bienenstock gleicht. Das Wesen des lauten, gestikulierenden Tamulen und Telegus ist dort vorherrschend, und leider ist auch fast nichts in Madras unberührt von jener zweifelhaften Halbkultur, in der man eine verhängnisvolle Mischung von Ost und West beobachten kann. Baufällige kleine Häuschen und Hütten lehnen sich in der schwarzen Stadt in endlosen Reihen aneinander und bilden langweilige Straßenzüge und schmutzige Gäßchen, durch die sich ein fast lebensgefährliches Gedränge schiebt. Es ist dieses Leben, wie man es in den dichtgedrängten, orientalischen Städten bis zur Satttheit genießen kann.

Im Basar, wo bis spät in die schwülen Nächte ein großer Verkehr herrscht, drängen sich endlose Reihen von offenen Verkaufsbuden aneinander. Wolken von Staub und Schwärme von Mücken schweben ewig über dem wallenden Getriebe dieser Viertel. Besonders vor den Buden der Händler bewegt sich ein bunter Strom Menschen. Asthmatisch geschwollene, von Schweiß und Fett tiefende eingeborene Händler hocken phlegmatisch vor den Haufen von Lebensmitteln und landesüblichen Produkten, die sie in dunklen, rauchigen Löchern aufgestapelt haben.

Das Leben der Menschen zieht gleich einem schillernden, farbigen Bande durch die engen Straßen und Gassen. Zermartete Yogis, Hungergestalten und Lungerer, Menschen aller Rassen in tausendfältigen Gewändern steigern das lebendige Bild zu einer malerischen Szene. Mitten in der Stadt liegt der Tempel von Mylapuram, der von Gläubigen und Pilgrimen belagert ist.

In der Nähe des Heiligtums befindet sich ein von Lotos und grünen Schlinggewächsen überwuchelter Tempelteich, zu dessen Wasser breite Freitreppen hinabführen. Golden liegt die Abendsonne auf der warmen, dunstenden Stadt des Tempelviertels. Auf den Treppen des heiligen Teiches wimmelt es von nackten, braunen Gestalten. Sie alle nehmen sich Zeit, um in aller Beschaulichkeit die alltäglichen, rituellen Waschungen ihres Körpers vorzunehmen. Frauen baden strampelnde, nackte Kinder und peitschen die Wäsche auf den Steinen und Plattformen der Treppe. Profanie und ehrfürchtige Religiosität wohnen hier eng nebeneinander. Es ist dasselbe Bild, wie ich es in den großen Tempelstädten, in den Höfen der Tempel und auf den Treppen der Tempelteiche so oft gesehen habe und dessen lebhafte, malerische Reize mein Auge stets wieder fesseln. Drüben liegt der Tempel mit seiner barocken Gopuram wie eine scharf geschnittene Silhouette vor dem blendend leuchtenden Abendhimmel. Eine große Menschenmasse strömt immerfort durch die Tore in den Tempelhof hinein. Lange Reihen von Bettlern, Krüppeln und Kranken belagern die Mauern, wo die Gläubigen vorüberziehen. Dichte Krähenschwärme und Scharen von riesigen Fledermäusen, die von ihren Schlafbäumen, welche weit draußen vor der Stadt liegen, über das Häusermeer hereinziehen, beleben die Monotonie des wolkenlosen, glasigen Himmels. Während der Regenzeit stehen diese von fußtiefem Staub bedeckten Straßen knietief unter Wasser. Nun liegt alles in furchtbarer Trockenheit, und die Menschen und Tiere, die zwischen den engen Mauern und dem Häusergewirr der Stadt wohnen, seuf-

zen unter der drückenden Last dieser brütenden Hitze und Schwülheit.

Immer, wenn ich am Morgen und abends die Viertel der Eingeborenen besuche, begegne ich diesen merkwürdigen Männern mit den wagerecht über den Schultern hängenden, elastischen Bambusstäben, an denen zu beiden Seiten an langen Baststricken ein großer, runder Tontopf herabhängt. In gleichmäßigem Trab bahnen sie sich ihren Weg durch das Getümmel der Straße. Der Rhythmus ihres leichten Ganges, der von der auf und nieder wippenden Last ihres Traggestells begünstigt wird, ist ewig derselbe. Sie kennen keinen Aufenthalt, schauen nicht rechts noch links, denn sie müssen sich beeilen, ihre Lasten an Ort und Stelle zu bringen. Diese beweglich-schlanken Menschen, die mich anfänglich wie große, elastisch sich bewegende, marionettenhafte Spielzeuge dünkten, sind die Toddmänner von Madras. Sie bilden eine eigene Gilde, und ich verglich sie oft mit ihren Rassen-genossen, den Hochseefischern der Ostküste, mit denen sie in der gut entwickelten Form ihres Körpers und ihren traditionellen Gepflogenheiten Ähnlichkeit haben.

In langen Zügen bewegen sich die Kolonnen der Toddmänner am Abend hinaus vor die Stadt zu den Palmenhainen, wo sie den Bäumen den wohlschmeckenden süßen Saft ihrer Stämme abzapfen. Mit Hilfe einer Seilschlinge, die ihren Leib umgürtet, klettern sie mit der Behendigkeit einer Meerkatze an den schlanken, struppigen Stämmen der Palmen empor und schlagen mit der langen Messerklinge an den saftreichen Dolden der Bäume die Wunde, aus welcher der Lebenssaft der Palme tritt. Dann wird das große, runde Tongefäß unterhalb der Öffnung befestigt, und langsam quillt der trübe, graugelbe Saft aus dem Mark des Stammes. Doch auf die Füllung des Topfes können die Männer nicht warten, und wieder beginnt der Trab nach der Stadt, doch dieses Mal ohne die Krüge, die nun zu Hunderten wie Geschwülste draußen an den Stämmen unter den schattigen Kronen

der Palmen hängen. Schon in der frühen, grauen Morgendämmerung sind jedoch die Scharen der Toddy Männer wieder unterwegs zu ihren Töpfen, die sich inzwischen bis zum Rande mit dem schäumenden Saft gefüllt haben. Noch quillen die letzten Tropfen wie Tränen am Stamme herab. Die Feinschmecker der Insektenwelt, Schwärme von Bienen und Wespen, die summend unter den Wedeln der Palmen schwirren und die ewig wandernden Heere der Ameisen laben sich an dem langsam versiegenden, süßen Quell, der in hellen Perlen aus der klaffenden Wunde des Baumes sickert.

Draußen unter dem Schatten des leise im Morgenwind sich wiegenden Palmenwaldes schlürfe ich den Saft aus hohler Hand, in die mir der Toddy Mann lächelnd den Wein aus dem gefüllten Bauche seines riesigen Tongefäßes fließen läßt. Es ist ein süßlich, aromatisches Getränk, welches dem Geschmack unseres frisch gekelterten Obstweines gleicht. Nachdem die Krüge nun an den langen Schnüren des Drahtgestelles hängen, setzt sich die Schar der Männer in Bewegung, und zwischen den engen Pfaden, die wie Hohlwege durch den Palmenwald führen, zieht die Reihe der Toddyträger der erwachenden Stadt entgegen. In schwankem Schaukeln tanzen die runden Krüge, die an der Wage hängen, elastisch auf und nieder und begleiten mit ihrem Rhythmus die Melodien, welche die Männer zu dem gleichmäßigen Takt ihres wiegenden Trabes summen.

Noch liegen die Strahlen der erwachenden Morgensonne in mattem Glanz über der dunstigen Landschaft der Palmenhaine. Schweiß perlt an dem wie Bronze glänzenden Rücken der Träger nieder, und langsam beginnt der schäumende Saft in den Krügen zu gären. Bis die Toddyschenken der Stadt erreicht sind, steht bereits der dicke, weiße Schaum über den Öffnungen der Gefäße. In Ungeduld wartet die Schar der durstigen Männer in den Shops, in deren dämmerigen Ecken sie sich zum Trunke niedergelassen haben, und schon in der Frühe des Morgens beginnen die Toddy-

gelage, die bis in den lauen Abend und tief in die Nacht dauern. Alles drängt sich um den begehrten süßen Saft, der in der Wärme des Tages rasch vergärt und die Trinker mit dem immer stärker zunehmenden Gehalt berauschenden Geistes packt. Am Abend, wenn der prickelnde Wein langsam zur Neige geht und die Fässer auf das klopfende Befragen des Wirtes eine hohle Antwort geben, ist der Zuspruch in den Shops am stärksten. Denn die narkotisierende Wirkung des Saftes, der nun noch mehr als den ewig brennenden Durst der Menschen löschen soll, übt einen faszinierenden Reiz auf den Eingeborenen aus. Schwankende, singende und scheltende Gestalten lösen sich aus dem geheimnisvollen Dunkel der Schenken und torkeln durch das laute Gewühl der nächtlichen Straßen. Es sind die Männer des täglichen Stammtisches in den Toddyshops.

Längst haben die Toddy männer wieder ihren wiegenden Marsch zu den Palmenhainen angetreten, und draußen in den Wäldern, die von dem zirpenden Leben der nächtlichen Zikaden tönen, füllen sich von neuem diese Krüge mit dem Wein, der wie ein nie versiegender Quell aus dem Leben des Baumes rinnt. Wenn sich die Zeit der religiösen und weltlichen Feste nähert, so steigert sich der Toddykonsum bei den Händlern und in den Schenken ins Märchenhafte. Die Schar der Toddy männer vermehrt sich um das vielfache ihrer Zahl. Ein ganzes Heer von ihnen zieht dann eilig dort hinaus zu den Palmen, und untertags wimmeln Pfade und Wege, die zu den Wäldern führen, von den wippenden Kolonnen der Weinträger. Tausende von schaumbedeckten Krügen wandern in die Stadt und füllen die Kübel und Fässer der Schenken, deren Weinvorrat dann nie auf die Neige geht. Und unaufhörlich quillt der Saft aus den Stämmen und Dolden Tausender von lebenstrotzenden Bäumen und sättigt die in geräuschvoller Begeisterung befindliche Volksmenge mit dem betäubenden goldgelben Nektar der Palmen.

DIE HÖHLENTEMPEL DER SIEBEN PAGODEN IN MAMALLAPURAM

Auf einem Kanal, der von Madras aus in der Nähe der Meeresküste nach Süden zieht, treibt lautlos unser schmales Boot mit geblähten Segeln durch ein einförmig flaches Land, das unter den Strahlen der tropischen Sonne Indiens erschlaft ist. Es ist der stille Weg, der nach Mamallapuram zu den geheimnisvollen Höhlentempeln der „Sieben Pagoden“ führt. Das Boot, welches wir benutzen, ein primitiver, roh gezimmerter Frachtkahn, hat provisorisch eine niedere Kajüte aus Bastmatten erhalten. Es ist der einzige Sonnenschutz, den wir in dieser furchtbaren Ebene haben, denn in der ausgestorbenen, öden Landschaft gibt es weder Baum noch Strauch, der irgendwelchen Schatten spenden könnte. Und trotz dieser Lohe stehen unsere Ruderer draußen auf dem Boote, über dessen Verdeck die flimmernden Hitzwellen wie aus einem Ofen aufsteigen. Vom Nordwesten weht eine leichte Brise, doch ist sie oft so schwach, daß die Segel schlaff herniederhängen und die Männer das Boot schleppen müssen. Immerhin geht es, wenn auch langsam, so doch stetig vorwärts. Bei Sonnenuntergang haben wir die Hälfte der langen, eintönigen Wegstrecke zurückgelegt. Wie ein leiser Schatten senkt sich die Dunkelheit über die einförmige Landschaft. Der blutrote Streifen am westlichen Horizont ist der letzte Schimmer des Tages. Sein Ende ist der Wunsch unserer Gedanken, und ungeduldig warten wir auf die Kühle des Abends, die leise aus dem Dunkel einer lauen, stillen Luft auf die Erde herabsinkt. Die Nacht ist von unendlicher Ruhe und Klarheit erfüllt, und wieder umgibt uns diese grünlche, matte Dämmerung eines durchsichtig nächtlichen Dunkels, wie wir es in der Einsamkeit der indischen Tiefebene so oft erlebt haben.



Ein Opfer des Schwingfestes in Süd-Indien



Toddyman beim Sammeln von Palmwein

Der frühe Morgen grüßt eine taufrische Landschaft, die mit grünen Reisfeldern und jungen Pisanghainen bedeckt ist. Kühler Wind strafft die Segel, und in rascher Fahrt ziehen wir südwärts unserem Ziele entgegen. Drüben im Osten begleitet uns das blaue, schimmernde Band des Ozeans. Sein würziger, feuchter Hauch scheint diese Gefilde in Fruchtbarkeit verwandelt zu haben. In weitem Bogen nähert sich der Kanal, der silbern im Lichte des Morgens leuchtet, der Meeresküste, und bald hören wir hinter den Wäldern der Palmen das Rauschen der Brandung, die auch die alten Tempel von Mamallapuram bespült. Immer lebhafter und erfrischender wird das Bild der Landschaft, die von der Feuchtigkeit der Luft und Erde in ein wahres Paradies verwandelt ist. So weit das Auge reicht, erblicken wir grüne Wälder und Fluren, deren Anblick von wohltuender Wirkung auf das Auge ist.

Doch plötzlich scheinen wir mitten in eine andere Welt gekommen zu sein. Wir befinden uns unmittelbar am Eingang zu einem gewaltigen Felsenmeer, und große erratische Blöcke, die wie die Leiber niedergekaueter, gigantischer Ungeheuer aussehen, ragen aus der Ebene heraus. Sie nehmen durch die scharfen Kontraste, die durch Licht- und Schattenwirkung entstehen, ungeheuerliche Dimensionen an, und ihre merkwürdig-lebendigen Formen beleben die menschliche Phantasie aufs höchste. Langsam kommen wir den starren Ungetümen näher und müssen nun mit dem Boote anlegen, um zu ihnen hinüberzugelangen. Wir wandern zuerst durch eine der Schluchten, die sich vor uns öffnet, hinein in das Labyrinth der Felsen. Kühler, nächtlicher Hauch weht uns entgegen. Die üppige Vegetation, die sich in den Tälern und Schluchten ausbreitet, erweckt in uns den Wunsch, das Lager in schattenspendender Kühle der grünen Laubdächer und Felsen aufzuschlagen. Über uns wölbt sich ein tiefblauer Himmel. Seine satte Farbigkeit hinter den dunklen Silhouetten dieser Felsenrücken ist von einer ungeheuer gesteig-

gerten Leuchtkraft, so daß die vor uns liegende Landschaft in ihrer lebhaften Färbung immer mehr zu verblassen scheint. Wir können uns an diesem harmonischen Wunder der Natur kaum satt sehen und haben infolge der Abgeschlossenheit durch die kulissenhaften Felsenwände den Eindruck, als ob wir uns vor einer grandiosen Bühnenszene befänden. Von diesem Punkte aus wollen wir nun unsere Wanderung in diese Welt der Felsen mit ihren unterirdischen, geheimnisvollen Götterbehausungen antreten.

An einem der steilen Grate, die am Ende der Schlucht aufsteigen, klettern wir, die in den Fels gehauenen Treppenstufen benutzend, hinauf, um einen Ausblick zu gewinnen. Der rauhe Gneisfelsen, an dem wir uns emporarbeiten, ist stark verwittert und zeigt schmale Sprünge, als ob unterirdisches Beben die Massen dieses Gesteins zerrissen hätte. Rechts und links von uns blickt man in klaffende Risse und dunkle Krater, aus denen ein kühler, dumpfiger Luftzug emporsteigt. Zweifellos verdankt dieses Meer von Steinen seinen Ursprung eruptiven Gewalten; denn wie anders mögen diese großen Felsblöcke, die wie Fremdkörper in dieser Ebene von Sand und Staub ruhen, hierhergekommen sein. Einst drangen wohl aus diesen Klüften die giftigen Dämpfe und feurigen Gase, die aus dem Bauche des glühenden Erdinnern emporgestiegen sind. Und später haben sich die Menschen diese gewaltige erstarrte Welt von Steinen zum Orte ihrer Götterverehrung erwählt. —

Nach mühevолlem Aufstieg erreichen wir den Grat eines der höchsten dieser Felskolosse, auf dessen Rücken wir wie die winzigen Körper von Insekten umherklettern. Von hier aus haben wir einen herrlichen Blick über diese wundersame Landschaft. Drüben im Osten steigt der Ozean wie eine blaue Scheibe über dem Festland empor. An seiner Küste zieht sich das grüne, endlose Band der Palmenwälder entlang, während sich in unserem Rücken die gelbe Monotonie einer öden, baumlosen Ebene aus-

breitet. Inmitten dieser landschaftlichen Gegensätze erheben sich urplötzlich diese merkwürdigen Felsformationen, die wie eine Insel aus der Flachheit des Landes emporragen. Und zwischen den kahlen, grauen Rücken dieser riesigen Felsenungeheuer liegen friedliche, immergrüne Oasen, die den Boden dieser Schluchten mit dämmerigem, kühlem Schatten erfüllen. Lebhaft beschäftigen sich unsere Gedanken mit der Entstehungsgeschichte dieser eigenartigen Gesteinswelt. Man sieht es an den wehrhaften Gestalten dieser Kolosse, daß das Ringen kosmischer Gewalten hier einst mit fürchterlicher Heftigkeit die Oberfläche der Erde erschüttert hat. Zweifellos sind diese Felsen die Trümmer jenes Kampfes, dessen Kräfte durch die Flut des Meeres allmählich gebrochen wurden. Es ist naheliegend, daß es auch die Merkwürdigkeit dieser elementaren Erscheinung gewesen ist, aus der das mystische Begehren gläubiger, hinduistischer Völker die wunderbare Stätte ihres phantastischen Glaubenskultes geschaffen hat.

Wo immer wir in Indien die äußeren Zeichen religiöser Empfindungen erblicken, stoßen wir auf die Nutzbarmachung ähnlicher gewaltiger Naturerscheinungen. Besonders aber der Fels, in dessen Tiefen auch der Zauber einer magischen Kraft wohnt, gab dem Volke Indiens schon in ältester Zeit diese sinnvollen Ausdrucksmöglichkeiten ihrer Gläubigkeit. Eines der besten Beispiele dieser Art bilden diese zu einer heiligen Stätte gewordenen Felsen von Mamallapuram, die man auch die Tempel der Sieben Pagoden nennt. Diese Denkmäler des Glaubens gehören zu den bedeutendsten Merkmalen althinduistischer Baukunst aus dem siebenten bis achten Jahrhundert, die an die Art alter buddhistischer Formgestaltung anklingt. Waren doch die Buddhisten die ersten, die ihre Altäre in das Gestein der Felsen versenkten und damit die Mystik ihres Götterkults durch das geheimnisvolle Wesen, das von den unterirdischen Höhlen und tiefen Versenkungen des Erdinnern ausgeht, zu steigern suchten. Außer diesen Höhlentempeln, den Sieben Pagoden, hat Indien noch viele

derartige Merkmale seines Götterkults. Es sind die ungleich großartigeren Aushöhlungen von Ellora, Elefanta und Adjanta, die ich in einem späteren Abschnitt erwähnen will.

Bei den Sieben Pagoden ist es nicht allein die unendlich mühevollen und künstlerischen Aushöhlungen des Gesteins, die die Bewunderung des Beschauers erweckt, denn gleichzeitig haben hier auch gläubige Hände die naturgegebene Form der vielen zerstreuten, großen und kleinen Monolithen in wundervoll gegliederte Tempelschreine verwandelt. Diese kleinen, massiven Pagoden, die man *Raths* nennt, haben einen quadratischen oder rechteckigen Grundriß. Der Aufbau, der sich aus harmonisch abgestimmten Senkrechten und Wagerechten zusammensetzt, endet meist in spitzen Türmchen, wie wir sie oft an den glockenförmigen Stupen buddhistischer Dagoben finden. Doch wir sehen unter diesen *Raths* auch eigenartige Varianten mit gewölbten Überdachungen, die einem Grabmal gleichen und sehr wahrscheinlich unter buddhistischer Stilbeeinflussung entstanden sind. Vielfach hat man die Bauwerke aus dem massiv gewachsenen Stein herausgemeißelt und sie teilweise in ihrem Innern ausgehöhlt. Bei der Errichtung der größeren Bauten sind die in der Nähe befindlichen Felsen gebrochen und bearbeitet worden, um dann an Ort und Stelle aufeinandergeschichtet zu werden. Wir sehen also in diesen vollendeten Bauwerken die Verbindung von negativer und positiver Formgestaltung, die hier durch die naturgegebenen Umstände den Baumeistern wohl am nächsten lag.

Aber nicht nur die starren Formen reizvoll gegliederter, architektonischer Aufbauten entstanden unter den Händen dieser gottbegnadeten Künstler. Denn wir sehen auch die in feiner Stilisierung dargestellten Gestalten von Tieren, Elefanten, heiligen Kühen und Affengruppen, welche als die symbolischen Verkörperungen von Gottheiten die Landschaft mit ihren realistischen Formen beleben. Diese kostbaren Denkmäler hinduistischer Bau- und Bildhauerkunst liegen, wie spielerische Kleinode, in der

sandigen Ebene am Ausgang der großen Felseninsel zerstreut. Manche trümmerhaften Reste ragen draußen an der flachen Küste empor und sind von dem ewig nagenden Meere umspült. Zahllose ruinenhafte Fragmente, an denen wir noch die Spuren des Meißels erkennen, liegen in chaotischem Wirrwarr im Sande, in dem sie oft bis zur Hälfte begraben sind. Einst muß dieser Boden von einer großen Stadt von Tempeln und Altären bedeckt gewesen sein, von denen wir jetzt nur noch einen kleinen Teil in seiner heutigen, gut erhaltenen Form vorfinden.

Außer der Zerstörung durch feindliche Gewalten waren es zweifellos auch die zersetzenden Einflüsse der Naturgewalten, die hier in der Nähe des Meeres von ganz besonderer Heftigkeit sind und das kunstvolle Lebenswerk stolzer Geschlechter mit langsam zehrenden Kräften vernichtet haben. Drüben an den Felsen und Tempeln, die in einiger Entfernung der Küste liegen, finden wir die Überreste jedoch zum großen Teil noch gut erhalten, denn hier sind die zerstörenden Einwirkungen von geringem Einfluß gewesen, was wir besonders an den in der Tiefe des schützenden Gesteins eingelassenen Höhlentempeln beobachten können. Diese bilden eine eigene Welt der Andacht, die inmitten einer monumentalen, landschaftlichen Umgebung von riesigen Felsblöcken begraben liegt und von eigenartigem, mystischen Reiz ist. In gewaltige Gesteinsmassen eingemeißelte Götterbilder behandeln die Darstellungen tiefsinniger, epischer Poesie eines hochentwickelten, altindischen Geisteslebens.

Den Mittelpunkt dieser phantasievollen Kunstwerke bildet das an einer hohen, ungeschützten Felsenwand eingegrabene figürliche Rankenwerk eines Hochreliefs. Man nennt es die Buße Ardjhunas. Es ist eines der schönsten und bedeutendsten Steinbildwerke der älteren hinduistischen Kunst. Das eigenartige Motiv ist die bildliche Verherrlichung einer sagenhaften Geschichte, welche der Mahabharata, einem der gewaltigsten und herrlichsten Epen des alten Indien, entnommen ist. Auf diesem steinernen

Bild, das eine senkrecht herunterstürzende Wand von etwa dreißig Meter Breite und zwölf Meter Höhe bedeckt, fällt vor allem die zwanglose Komposition übereinander angeordneter Figurenreihen auf, in denen besonders die unverhältnismäßig groß dargestellten Elefanten Indras, des Königs der Götter, plastisch hervortreten. Die reiche Darstellung behandelt die Huldigung des sagenhaften Pandavasohnes Ardjhunas, des Büßers, der in knien-der und betender Haltung als ziemlich unscheinbare Figur am unteren Rande des Reliefs sichtbar ist. In wahlloser Anordnung reihen sich die mit einem packenden, beweglichen Rhythmus dargestellten Figuren von Göttern und Göttinnen an- und übereinander. Sie alle, die die Bewegung des Herbeieilens ausdrücken, sind gekommen, um den göttlichen Büßer Ardjhuna zu verehren. Es ist ein buntes Spiel von Linien und Formen, das durch die starke Kontrastwirkung von blendendem Sonnenlicht und tiefen Schlagschatten zu ungeheurer Lebendigkeit gesteigert wird.

In den Vertiefungen der übrigen Felsen finden wir in höhlenartigen, mit Säulen geschmückten Hallen einige überlebensgroße Reliefs, deren fremdartige Motive aus der heiligsten aller vedischen Schriften, der Baghawadgita, stammen. Unter diesen Bildern sind besonders die Ausschnitte aus dem Leben der Götter Shiva, Wischnu und Krishna von hervorragender Bedeutung. Hier treten uns die Gestalten dieser Gottheiten in ihren merkwürdigen Stadien menschlicher und tierhafter Verkörperung als herkulische Streiter, in Eber-, Roß- und Schildkrötengestalt entgegen. Sie kämpfen mit symbolischen Waffen den Kampf der Vernichtung gegen die Heere furchtbarer Dämonen, welche die Erhaltung der Welt und das Leben der Menschen bedrohen. Teile dieser mit unendlichem Fleiß und innigster Gläubigkeit geschaffenen Bildwerke befinden sich in fragmentarischem Zustande. Wir sehen an den unvollendeten Stücken die Meißelschläge ihrer Schöpfer, deren Hände offenbar durch die Einwirkung eines bösen Schicksals an der Vollendung ihres Werkes gehemmt worden sind.

In den dämmerigen Höhlen liegt schwere, feuchte Kellerluft. Ewig sickerndes Wasser, das durch die Adern der Felsen dringt, hat die Altäre dieser dumpfigen Felsenkammern mit einer moosigen Patina überzogen, welche die drastisch bewegten Bilder mit dem graugrünen Kleide des Alters bedecken. Es ist eine große Anzahl dieser mit Bildwerken geschmückter Höhlen in diesem Bereich der Felsen, auf deren Rücken wir in der Hitze einer furchtbaren Sonnenglut auf und nieder steigen. Viele der Höhlen und Kammern von großem Ausmaß befinden sich auch am Fuße der Felsen. Sie ähneln Altären und besitzen einen von archaischen Säulen gestützten Überbau, der aus flachen, schweren Steinplatten besteht. Alle diese Werke, die einen friesartigen Reigen von guten und bösen Geistern der indischen Götterwelt zeigen, sind trotz ihrer starken, formalen Vereinfachung von einer packenden Lebendigkeit, die auf das Gemüt der Gläubigen von suggestiver Wirkung ist. Obwohl die Formen und verkörpert Ideen dieser Bildwerke für unsere Begriffe von Fremdartigkeit sind, stehen wir doch voll Ergriffenheit vor diesen erhabenen Kunstwerken, die in der Seele des Beschauers einen tiefen Eindruck erwecken.

Bei Sonnenuntergang steigen wir auf die über der Schlucht liegenden östlichen Felsen empor. Auf ihren flachen Rücken finden wir ebenfalls reichgeschmückte Reste von Tempeln. Sie stehen unter freiem Himmel, und ihre Dächer und Mauern sind eingestürzt. Nur noch Trümmer und hohe schlanke Stümpfe von Säulen und Torbogen ragen in den Abendhimmel hinein. Eines der Tempelchen, das wie ein Palankin auf dem Rücken eines gigantischen Elefanten thront, ist der Nachwelt erhalten geblieben. Auch das Abendland läßt das Licht seiner Kultur leuchten, denn man hat hier auf einem der Felsen inmitten dieser Stätten alt-hinduistischen Götterkults einen modernen Leuchtturm errichtet.

Zu unserem Besuch in Mamallapuram haben wir die Zeit des Vollmondes gewählt. Da am Abend die Mückenplage in gerade-

zu beängstigender Weise zunimmt, begeben wir uns hinunter zu dem Kanal und verbringen die Stunden bis zum Aufgang des Mondes unter den Moskitoschleiern, die wir im Innern des Bootes aufgehängt haben. Erst als der Mond sein mattes, silbernes Licht über die Rücken dieser Felseninseln gleiten läßt, gehen wir wieder hinüber zu diesen wundersamen Stätten, zu denen wir uns wie durch geheimnisvolle Gewalten hingezogen fühlen. Nun ist diese gewaltige Landschaft in das grünlich-fahle Dämmerlicht der tropischen Nacht gehüllt, und aus den Schluchten, aus deren Tiefen die Heere von leuchtenden Insekten emporsteigen, hallt der zitternde Harfenchor nächtlicher Zikaden. Langsam steigen wir in den ausgehöhlten Leib der Felsen, in denen die feuchten Höhlen der Götter liegen. Die langen Schatten der Steinungestüme haben gespenstische Formen angenommen. Als wir die Kammer des in der Finsternis träumenden Gottes Wischnu, des Eberköpfigen, betreten, blicken aus dem Dunkel der Höhle die hundertfältigen, grünleuchtenden Augen riesiger Fledermäuse, die dort unter dem rauhen Gestein ihr nächtlich-spukhaftes Wesen treiben.

Drüben in der Ebene, wo die kleinen Tempelchen und steinernen Tierfiguren wachen, rauscht die Meeresbrandung, die im matten Licht des Mondes wie ein weißer Nebelschleier auf und nieder wallt. Und in den grünen Schluchten unter uns fächelt der Wind in den leise sich wiegenden, flirrenden Wedeln der Palmen. Göttlicher Friede liegt über dieser nächtlich-traumverlorenen Landschaft, in die das Blinkfeuer des englischen Leuchtturmes seine grellen Blitze schleudert. Nur ungern verlassen wir in der Frühe des anderen Tages diese Welt der steinernen Wunder, die den Geist ihrer Zeit leuchtend durch die Jahrhunderte ihrer nachfolgenden Geschlechter tragen, und gleiten auf dem silbernen Wasserstreifen des Kanals durch die trostlose Monotonie der gelben Ebene nach Norden, der Stadt entgegen.

DIE FRANZÖSISCHE KOLONIE PONDICHERRY

Pondicherry ist die bedeutendste Kolonie Frankreichs auf vorderindischem Boden. Doch nicht bedeutungsvoll in diesem Sinne, wie man es auf die übrigen, von dem Strahlenkranz einer großen geschichtlichen Vergangenheit umgebenen Orte des Wunderlandes Indien anzuwenden gewohnt ist. Die Kolonie bildet wie die übrigen kleinen französischen Niederlassungen, Chandanagore in Bengalen, Yanaon und Mahé an der Ost- und Westküste, einen Rest alter französischer Kolonisationsbestrebungen in Indien. Denn Frankreich nahm an der damaligen Eroberung Indiens durch europäische Kulturmächte regen Anteil und hatte in Indien mit umfangreichen Besitzungen bereits festen Fuß gefaßt. Die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstandenen Kämpfe zwischen England und Frankreich, die sich auf indischem Boden abspielten, sicherten England das Vorrecht in Indien, und jene kleinen Besitzungen, die als winzige, kaum sichtbare Fleckchen auf den Atlanten erscheinen, bedeuten heute die Privilegien Frankreichs in Indien.

Wie sehr die romanische Eigenart dem anglo-indischen Wesen fernliegt, sehen wir am deutlichsten in diesem Pondicherry, dessen nationale Akklimatisierung auf indischem Boden einen interessanten Beitrag zur Psychologie weltgeschichtlicher Ereignisse liefert. Besonders eigentümlich und bezeichnend ist es, daß dieser streng abgegrenzte Gebietsteil auf diesem kleinen Territorium einer Assimilation fremd geblieben ist. Das berückendste an Pondicherry ist diese von fremdem Geist erfüllte Eigenart, die dem Ländchen und seiner reizvollen Stadt eine eigene Note verleiht. Diese angenehmen Eindrücke, welche man dort empfängt, liegen in dem beschaulichen, träumerischen Wesen, dessen intime Charakterzüge dem Lande, seinen Menschen und Sitten ein ganz be-

sonderes Gepräge geben. Auch schien es mir, als ob sich der Geist des romanischen Westens mit dem des arischen und dravidischen Ostens in weit mehr harmonischer Weise verbindet, als sich mir dies in fast allen übrigen Teilen des Reiches darstellt hat.

In Wirklichkeit lebt die eingeborene Bevölkerung Pondis in sichtlich besserem Einvernehmen mit den Europäern, was mir besonders im persönlichen Verkehr zwischen den dort lebenden Hindus und Franzosen aufgefallen ist. Die meisten Eingeborenen, die ich dort traf, haben sich den Eigenschaften ihrer fremden Kolonisatoren gut angepaßt. Die Mehrzahl, ja selbst die einfachen Leute aus dem Volke, beherrschen die französische Sprache in einer Weise, als ob es ihre Muttersprache wäre, und schon hieraus erklärt sich der Umstand, daß auch die psychische Einwirkung des kolonisierenden Westens und des romanischen Abendlandes in Pondi von einem größeren Erfolgsgeist begleitet ist, als dies im übrigen Indien der Fall ist.

Pondi liegt isoliert und ist von dem großen Verkehr und den weltpolitischen Geschehnissen des großen indischen Reiches fast unberührt. Dies ist zweifellos von bestimmendem Einfluß auf die Entwicklung dieser Kolonie gewesen, und ihm verdankt das Land auch diese merkwürdigen Eigenheiten, die es vor allen übrigen Landschaften Indiens in besonderem Maße als gewisse geistige und kulturelle Merkmale besitzt. Von Madras aus fuhren wir öfter hinüber in das etwa 120 km südlicher gelegene Städtchen, um dort die Luft einer anderen Sphäre zu atmen.

Als wir den Boden Pondis betreten, scheinen wir uns plötzlich in einer fremden Welt zu befinden. Selbst der Himmel, der über den blendend weißen Häusern und den abgeflachten Dächern und niedrigen Giebelchen sich wölbt, erscheint uns „südlicher“ und tiefer. Zart und sammetweich ist seine Färbung, die wie eine durchsichtig scheinende Muschel hinter dem Graugrün der herrlichen Tropenvegetation heraufsteigt. Eigentlich besitzt diese

Stadt, die doch unter der indischen Sonne in einem Meer von Palmen und exotischer Flora liegt, fast nichts, was uns besonders an diesen äquatorialen Breitengrad erinnern könnte. Ein heimischer Charakter, der in der äußeren Erscheinung der Stadt, den merkwürdigen Häusergruppen, intimen Straßenbildern, Anlagen und in ihrem altertümlichen Gepräge liegt, versetzt uns im Geiste in ein von der heißen Sonne beschienenes Städtchen im warmen Süden Frankreichs. Nichts von all den schwülstigen, aufdringlichen Bauten, die das Prestige betonen und unterstreichen sollen, wie wir es drüben über den Grenzen der kleinen Kolonie gewohnt sind. Alles liegt in dieser von altfranzösischem Geist getragenen Ruhe, die das Wesen und den Stil des alten Imperiums in sich trägt. Auch die Einrichtungen der Häuser, Hotels und öffentlichen Gebäude atmen den Geist und Sinn alter und geschmackvoller Tradition aus der Zeit, die eine Blüte französischer Kultur bedeutete.

Jedoch auch der herbe Zug der neuen Zeit drängt sich allmählich der stillen Physiognomie dieser Weltabgeschiedenheit auf, denn das hastige Treiben modernen Wirtschafts- und Verkehrsgeistes ist auch über Pondis Grenzen gedrungen und scheint langsam die jahrhundertealte, friedliche Beschaulichkeit und Ruhe dieses Städtchens zu stören. Doch es bleibt damit in den Grenzen des Erträglichen, und im Vergleich zu allen übrigen Städten Indiens ist das Leben Pondicherrys noch um Jahrzehnte vom Geiste der neuen Zeit entfernt. Wohl hat man in den alten Mauern der Stadt auch große, neue Gebäude, Kasernen und Schulen errichtet; doch sie liegen alle versteckt hinter einer üppigen Vegetation, welche die Stadt in wohlgepflegten Kulturen, herrlichen Alleen und parkähnlichen Gärten aufzuweisen hat. Im Eingeborenenviertel leben etwa 30 000 Hindus in gedrängter Enge und farbenfroher Buntheit. Es ist dasselbe Bild, wie wir es in den überfüllten Städten Indiens so häufig sehen. Ein großer Hindutempel, mit einer reich geschmückten Gopuram, erhebt

sich wie ein mächtiger Koloß aus dem dumpfen Gewirr dieser schwarzen Stadt.

Das Europäerviertel schlummert träumerisch über der rötlich-warmen Erde zwischen hohen Kokos- und Arekapalmen versteckt. Stille Häuschen, deren Jalousien ewig geschlossen sind, atmen die Ruhe und Gelassenheit einer friedvollen Vergangenheit. Das farbige Feuer tropischer Blumen leuchtet aus den Gärten, und über den zerfallenen Mauern breiten sich die Schatten uralter Baumkronen, deren Blüten das ganze Jahr über in glühender Pracht stehen. Durch holprige, staubige Straßen rollen diese altertümlichen Pousse-Pousses, kleine mit farbigen Markisen überdeckte Wägelchen, die dem Verkehr der Straße dienen und von Eingeborenen geschoben werden. Ohne Pousse-Pousse wäre Pondi nicht denkbar, denn auch sie sind ein Stück dieser alten Überlieferungen, die sich durch keine der anderen modernen Verkehrseinrichtungen und geräuschvollen Vehikels haben verdrängen lassen.

Draußen auf der stillen, blauen Meeresbucht ziehen ewig die Schaumstreifen der Brandung an der flachen, leblosen Sandküste herauf. Auch dort unten an der See und am Strande ist es ruhig und friedlich. Nur wenige Fischerboote unterbrechen die Monotonie des weiten, blauen Ozeans, und nur manchmal wirbeln am fernen Horizont die Rauchwolken eines Schiffes, das seinen Kurs nach Norden oder Süden nimmt. Denn Pondi hat keinen Hafen und nur eine schmale Mole führt hinaus ins offene Wasser, in dem nur selten ein Dampfer Anker wirft. Doch am Abend, wenn die glühende Sonne hinter dem Palmenmeer versunken ist, entwickelt sich auch in dem träumenden Pondi auf der breiten, stattlichen Strandpromenade, wo die kühle Brise vom Ozean herüberweht, ein munteres Leben. Auf dem Place de la République hört man jeden Abend die Clairons einer Militärmusik, und nach ihrem Rhythmus pulst das Leben einer eleganten, charmierenden Welt. Das duftige Weiß der Toiletten, die die blonden Fran-

zösinnen und glutäugigen Kreolinnen zur Schau tragen, zeigt sogar Anklänge an den Dernier cri de Paris, etwas verspätet, doch immerhin reizvoll und von dem Wesen französischer Grazie beseelt. In den Abendstunden beleben sich die kleinen Boulevardcafés und Restaurants, die untertags still mit ihren öden Veranden und Dachgärten mit herabgelassenen Stores in den Straßen träumen. Man spielt dort in beschaulicher Ruhe Vingt-et-un und Billard, schlürft Absinth und trinkt echten Bordeaux und Clairet. Und es ist, als ob diese Menschen ihre Heimat, die ihnen Pondi mit seinen eigentümlichen, heimischen Reizen ersetzen kann, nicht sonderlich missen würden.

SCHLANGENFANG UND SCHLANGENBESCHWÖRUNG

Eines Tages machte ich in Madras die Bekanntschaft eines Deutschen, der schon seit vielen Jahren in einem abgelegenen Distrikt derselben Präsidentschaft ansässig war. Er erzählte mir abenteuerliche Geschichten, die ich kaum für möglich gehalten hätte, wäre mir später nicht die Gelegenheit gegeben worden, mich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Mein Landsmann, ein untersetzter breitschultriger Mensch, dessen aufrechtes Wesen in mir viel Freude und ein freundschaftliches Vertrauen erweckte, war schon über zehn Jahre in Indien. Er wußte sich den Verhältnissen dieses Landes rasch und in geradezu bewundernswerter Weise anzupassen. Und bald brachte er es auch zu jener beneidenswerten Unabhängigkeit, mit welcher der Mensch die Schwierigkeiten und Hemmungen zu überwinden imstande ist, die ihm des Lebens Härte und Nüchternheit bereitet.

Sein Name war Miller, und schon dadurch unterschied er sich von dem Gros seiner Landsleute, die diesen Namen auf gut

deutsch mit ü zu schreiben pflegen. Zu der Zeit, als ich Miller zum ersten Male sah, war das Hauptereignis seines Lebens und seiner beruflichen Tätigkeit der Schlangenfang, den er zwecks Gewinnung von Häuten betrieb, die er diesen Tieren von dem noch warmen Körper abziehen ließ. Eine große Mode, deren Wiege in der Metropole Frankreichs stand, brachte das Bedürfnis der europäischen Einfuhrmärkte zu der Notwendigkeit eines reichlichen Schlangenhautimports. Die Auswirkung dieser allerdings etwas absurden Nachfrage des Leder- und Häutemarktes betraf Miller, in dessen Wohnbereich ein wahres Dorado der Schlangen war, ganz besonders. Da es nichts gab, was ihm im menschlichen Leben besonders fremd war, begann er die wirtschaftlichen Ausbeutungsmöglichkeiten, welche die Konjunktur rasch verlangte, mit dem ihm angeborenen Geschick eines alten erfahrenen Wirtschaftspioniers.

Miller war eigentlich Ingenieur. Doch längst hatte er die Auffassung starrer beruflicher Betätigung über Bord seiner Gewissensschranken geworfen und befaßte sich eben mit jener Wirtschaftsmaterie, die ihm das Land, die Natur und die Bedürfnisse des Lebens und seiner Menschen suggerierte. So war er der glückliche Besitzer eines Glimmerbergwerks, grub Manganerze, pflanzte Kautschuk und Gummi und betrieb eine umfangreiche Landwirtschaft, in der er sich mit der höheren Aufzucht von Pferden, Rindvieh und Geflügel befaßte. Alle diese Betätigungen waren bei ihm von einem mehr geistvollen und auch idealistischen Wollen getragen, bei dem das rein wirtschaftliche Moment eine mehr sekundäre Bedeutung hatte. Denn Mr. Miller war wohlhabend, glücklich und zufrieden und hätte seine Freiheit und sein vielseitiges Besitztum nicht mit einem Königreich vertauscht.

Im Winter, noch vor Beginn des Monsuns, erhielt ich eine Einladung von Miller, denn er wollte mich mit der mehr sportlich betriebenen Methode seiner derzeitigen periodischen Betä-

tigung, dem Schlangenfang, vertraut machen. Millers Residenz lag in der Nähe einer kleinen Stadt, die in der nördlichen Präsidentschaft Madras gelegen war. Die Umgebung seiner zweiten Heimat war eine einförmige, karstähnliche Landschaft, in einer fast vegetationslosen Steinwüste, die er in der Nähe seiner umfangreichen Besitzungen in einen grünen blühenden Garten verwandelt hatte. In der Umgebung lagen auch seine Glimmerminen, die er im Tagebau ausbeutete. Doch jetzt blieb das Ereignis dieser Tage der Schlangenfang, den Miller mit Hilfe einer großen Anzahl seiner eingeborenen Arbeiter in Szene setzte. Die teilweise von dschungelähnlichem Unterholz überwucherte, felsenreiche Gegend mit ihren tiefen Schluchten bot diesen Tieren geeignete Unterschlupfe, in denen sie von den improvisierten Schlangenjägern aus ihrer trägen Ruhe gestört wurden.

Die tägliche Beute, welche die Männer mit nach Hause brachten, war geradezu erstaunlich und ließ den Schluß zu, daß die Jäger auf ihren Pirschgängen eine gewisse technische Geschicklichkeit, von der ich mich auch bald überzeugen konnte, an den Tag legten. Oft wurden am Tage bis zu fünfzig und mehr dieser Pythonschlangen, unter denen sich riesige Exemplare befanden, erbeutet, und kaum konnte die Verarbeitung der Häute mit dem Ergebnis der Jagden Schritt halten. Die in Säcken eingebrachten Schlangen wurden enthäutet und die schillernden Decken auf großen Holzplattformen aufgespannt und an der Sonne getrocknet. Dieser einfache Prozeß war unter den Strahlen der indischen Sonne in kürzester Zeit beendet und erforderte die denkbar geringsten Betriebsmittel. Später wanderten die Mengen der Häute in die Gerbereien einer nordindischen Stadt oder wurden in rohgetrocknetem Zustand exportiert. Die Jagd auf die Reptilien war einer dieser merkwürdigen Vorgänge, wie man sie nur in einem Lande der Wunder, wie es Indien ist, erleben kann. Anläßlich meines Besuches inszenierte Miller einen „Großfangtag“, an dem die beteiligten Fangkulis ihre Ehre daran setzen sollten,

die Fähigkeiten ihres Geschickes in hellstem Lichte leuchten zu lassen.

Ein blendender Morgen liegt über der graugelben, öden Landschaft, in die wir zur Jagd hinausziehen. Etwa dreißig in brauner Nacktheit glänzende Eingeborene, die mit Säcken und Stöcken sowie einem langen gabelartigen Holzinstrument bewaffnet sind, begleiten uns in das Revier, in das wir uns in den sengenden Strahlen der Morgensonne heranpirschen. Es ist ein Gebiet, das in seiner zerklüfteten Beschaffenheit für die Schlupfwinkel der Schlangen von der Natur nicht besser geschaffen werden konnte. Wir wandern über steinige, von spärlichem Unterholz bedeckte Hügel, durch tiefeingeschnittene Schluchten, in denen sich unter Wurzelwerk und Felsgestein dunkle Aushöhlungen befinden. Die Reste einer von der Trockenheit ertöteten, dschungelhafteu Gestrüppwildnis erschweren unseren Weg, den wir mühsam durch Dornen und dichtes Unterholz bahnen müssen. In dieser Erstorbenheit der Natur scheint sich kein Leben zu regen. Nur hoch oben im blauen Äther ziehen weißköpfige Geier ihre weiten Kreise und äugen unruhig in die von uns Menschen belebte Ödheit der Landschaft herab.

Endlich scheinen wir in das Jagdgebiet zu kommen, denn langsam und lautlos entwickelt sich die Schar der kühnen Jäger zu einer Art Treiberkette, und nun beginnt dieses Schauspiel des menschlichen Vernichtungswillens, das wir nicht ohne eine gewisse innere Erregung von einer Anhöhe aus verfolgen. Schon deutet uns die hastige Bewegung eines Fängers, der weit drüben durch das niedrige Gestrüpp watet, an, daß das erste kriechende Wild dieses Tages erlegt wurde. Doch dieses Ereignis scheint unbedeutend zu sein, denn in ruhiger Gelassenheit, als ob nichts geschehen wäre, zieht die Schar der Männer, die oft im hohen, dichten Unterholz verschwinden, talabwärts. Da plötzlich sehen wir, wie drei der Leute mit hoch erhobenen Stöcken und blitzartigen Bewegungen ein sich am Boden windendes Etwas ver-



Mohorum-Tänzer



Östliche Gruppe der Sieben Pagoden-Höhlentempel



Steinrelief der Sieben Pagoden, „Ardjhunas Busse“

folgen. In wenigen Sekunden schwingt einer der Verfolger den heftig sich bäumenden Körper einer langen, etwa armdicken Schlange durch die Luft, um das Tier rasch in den hoch erhobenen Sack gleiten zu lassen. Dieses ungewöhnlich erregende Ereignis war das Werk einiger Momente, in denen mir die Bedeutung dieses hastigen Vorganges kaum zum Bewußtsein gelangte. Doch auch in unserer unmittelbaren Nähe scheinen einige der Jäger das versteckte Wild aufgespürt zu haben, denn es beginnt ein regelrechtes Treiben, das in einer von Schlinggewächsen überwucherten grubenartigen Vertiefung endet.

Dort soll im Gestrüpp ein wahres Medusenhaupt in Form eines Schlangennestes verborgen sein, denn die Treiber behaupten, es seien die Leiber von vier großen Schlangen in das schützende Dickicht geflüchtet. Sorgsam wird die Grube von etwa acht Männern umstellt, und nun beginnt das spannende Ereignis einer seltsamen Jagd. Einer der Männer tastet mit einem langen Bambus das dichte Gestrüpp ab, und plötzlich hören wir unter dem Gewirr von Blättern und Zweigen ein wütendes Zischen, das dem Geräusch entweichenden Dampfes gleicht. Rasch begann man mit dem Dschungelmesser das Dickicht zu lichten. Da erhebt sich blitzschnell das züngelnde Haupt einer gewaltigen Python, die zischend auf die Angreifer losfährt. Rasches Zufassen mit einer der Holzgabeln, die das wütende Tier unter dem Kopfe erfaßt, macht die Schlange, die eine Länge von über zwölf Fuß hat, unschädlich. Zur selben Zeit brechen aus dem Gebüsch zwei andere Schlangen hervor, die pfeilschnell über dem Erdboden dahingleiten, um ebenfalls bald von ihrem Schicksal ereilt zu werden. Wir sehen an der Beute, daß es sich hier um zwei jüngere Tiere handelt, die sich unter dem Schutze des Dickichts verborgen hielten.

Oft werden die Eingeborenen von den aufgestörten, im Verdauungsschlaf liegenden Schlangen angenommen und durch den Biß oder den wuchtigen hämmernden Schlag des Kopfes ver-

wundet. Ich wunderte mich deswegen über die Furchtlosigkeit und Kühnheit, mit der die Jäger an ihre gefährliche Arbeit herangehen. Mein Gastgeber erzählte mir von einem aufregenden Fall, in dem einer der Männer, von dem würgenden Leib einer riesigen angreifenden Felsenschlange umschlungen, von seinen Helfern nur mit Mühe von der Umklammerung befreit werden konnte. Am Eingange einer Felsenschlucht werden zwei weitere Schlangen erlegt. In dem aufgetriebenen Magen der einen, deren Leib eine unförmige Gestalt hatte, fanden wir einen nicht allzu lange verschlungenen Wildhasen. Anfänglich erschien es mir als ein Rätsel, wie sich die Tiere in dieser leblosen Einöde ernähren konnten. Doch durch diese Entdeckung sah ich, daß auch hier in der Natur, wie überall, Leben und Vernichtung beieinander wohnen. Auch die späteren Magensektionen, die an den Tieren vorgenommen wurden, förderten tierische Überbleibsel und vielfach Reste von Vogeleiern zutage, die von den Schlangen aus den Nestern der in diesen Gestrüppen wohnenden Vögel geraubert wurden. Unsere Beute an diesem Jagdzuge, von dem wir am Spätnachmittag zurückkehren, zählt achtundzwanzig Pythons, unter denen zwei stattliche Exemplare von über zwölf und vierzehn Fuß Länge waren. Die Fänger erhalten täglich außer ihrem Lohn eine Fangprämie von nicht ganz einer halben Mark, so daß der Eifer, den sie auf der Suche nach den Tieren an den Tag legen, wohl zu begreifen ist.

Anfänglich konnte ich es nicht glauben, daß die Eingeborenen, die sämtlich Hindus waren, sich an diesem Werk des Mordens eines von ihnen abgöttisch und mit heiliger Ehrfurcht verehrten Tieres beteiligten. Doch in der Hauptsache trifft diese religiöse Scheu und das Verbot des Schlangentötens die in Indien so sehr verbreitete Kobra oder Brillenschlange, die wegen ihres tödlichen Bisses zu den gefährlichsten Schlangen Indiens gehört. Zudem waren die Jäger jedoch meist lauter Freiwillige, die für den winkenden Mammon ihre Glaubensgrundsätze gerne etwas vernach-

lässigten. Zur Erinnerung an dieses denkwürdige Erlebnis erhielt ich von meinem freundlichen Gastgeber eine Anzahl prachtvolle Häute von Felsenschlangen, von denen die eine der Trophäen eine Länge von nahezu zwanzig Fuß besaß. Sie wurde von Miller selbst in der sumpfigen Gegend des in der Nähe befindlichen Krishnaflusses erlegt.

Wie lange diese „Schlangenkonzunktur“ anhielt, vermag ich nicht zu sagen. Mag diese Mode, wie alle Modeerscheinungen, die dem schönen Geschlecht der abendländischen Welt eine sensationelle Neuheit bringen, auch von noch so kurzer Dauer gewesen sein. Für Miller war sie eine Art Sport, dessen materielles Ertragnis, wie alle seine von einer großen Begeisterung getragenen Unternehmungen, auch immerhin ein erhebliches Plus seiner geschäftlichen Jahresbilanz bedeutete.

Im Leben des indischen Volkes und seiner Religion spielt die Schlange, unter der besonders die Kobra an erster Stelle steht, eine bedeutende Rolle. Wir finden sie bereits in der alten, vedischen Literatur, in der ihre phantastischen Darstellungen die symbolischen Verkörperungen von Gottheiten des brahmanistischen und buddhistischen Kults bedeuten. In der Hauptsache ist es jedoch wohl das Dämonische des Tieres selbst, sein unheimlich nächtlich-schleichendes Wesen und seine heimtückische Gefährlichkeit, welche die Brillenschlange, die bekanntlich auch im religiösen Leben der alten Ägypter zu finden ist, in die Mystik der religiösen Gedankenwelt Indiens aufgenommen hat. Besonders mit der Furcht und dem Aberglauben, die dem Hindu und vor allem den Urstämmen Indiens angeboren sind, ist die gefährliche Kobra aufs engste verknüpft. Nirgends habe ich jedoch den Kult der Schlange in diesem Maße angetroffen, wie es in den westlichen Küstengegenden von Malabar der Fall ist. Dort werden sogar große Mengen lebendiger Schlangen in Tempeln gehalten und von den herbeieilenden Pilgern und Gläubigen verehrt. Es ist das ein besonders gepflegter Kult, der im südlichen

Indien viele Anhänger hat. An einzelnen Orten finden auch heute noch große religiöse Feste zu Ehren der Schlangen statt, in denen dem Schlangengott Shesa, dem König der Schlangen, besonders gehuldigt wird. Die Vernichtung der Schlange ist demnach auch dem gläubigen Hindu durch die Gesetze seiner Religion verboten. Wer eine Schlange tötet, wird von Unglück und Krankheit heimgesucht. Man versucht deswegen, die gefährlichen Tiere von den Behausungen fernzuhalten, indem man ihren Geist beschwört und ihn um Schonung bittet.

Wird ein Mensch von einer Kobra gebissen, so haben nach dem Volksglauben die Götter seine Vernichtung beschlossen. Wohl versucht man es, den Unglücklichen zu retten, doch die Heilmittel, die in Zauberformeln, heiligen Kräutern, Kuhdung usw. bestehen, sind unzulänglich genug, um die gefährliche Wirkung des Giftes abzuschwächen. Die Statistik der durch giftige Schlangen getöteten Menschen weist jährlich ungeheure Zahlen auf. Allein in einem Jahre fielen achtzehntausend Menschen, in einem anderen über einundzwanzigtausend den Bissen von Giftschlangen zum Opfer. Doch diese Zahlen besagen dem Inder nichts und vermögen seine fatalistischen Begriffe religiösen Denkens und Fabulierens nicht zu ändern. Draußen auf dem Lande, wo die Tempel durch Opfersteine aller Art ersetzt werden und der Aberglaube besonders stark ausgeprägt ist, findet man fast überall das Denkmal der Schlange in mehr oder weniger primitiver Form. Es ist wie die übrigen Sinnbilder, durch welche die Dämonen verkörpert werden, mit Blumengewinden und Opfern, die aus Lebensmitteln und Früchten bestehen, geschmückt. Auch an den Orten selbst, wo die Menschen die Tiere vermuten, in Erdlöchern, Höhlen und Gestrüpp, findet man oft die äußeren Zeichen dieser merkwürdigen Verehrung und Anbetung.

In Indien gibt es eine große Anzahl von Schlangenarten, unter denen die Kobra oder Brillenschlange dem Menschen am gefährlichsten ist. Ihr Biß ist, wenn nicht sofort die wirksamsten Gegen-

mittel angewendet werden, von unbedingt tödlicher Wirkung. Die indische Kobra wird selten über zwei Meter lang. Auf der oberen Halsseite befindet sich ein brillenähnliches Zeichen, nach dem das Tier seinen Namen trägt. Gereizt, erhebt die Kobra den vorderen Teil ihres durch die Erregung geblähten Körpers über den Erdboden und geht mit wiegenden Bewegungen des Kopfes zum Angriff über. Sie ist äußerst behend und leicht reizbar und nimmt den Menschen in diesem Zustand fast immer an. Da sich die Kobra häufiger als alle anderen Schlangen in der Nähe menschlicher Wohnungen aufhält, so fallen ihr die meisten Menschen zum Opfer. Ihre Schlupfwinkel befinden sich in Mauerlöchern, Wurzelhöhlen, unter Gestrüpp und Rankenwerk und in den verlassenen Erdgängen der Ratten und Mäuse. Oft überrascht sie den Menschen in seiner Behausung, in die sie sich durch Ablaufrohre oder Fensteröffnungen schleicht. Ihr Reich ist die Nacht, während sie zur Tageszeit in ihren Verstecken den Schlaf der Verdauung hält.

Der mystische Nimbus, welcher der Kobra anhaftet, erhält für das Volk Indiens einen besonderen Reiz durch die Vorführungen lebendig gefangener Kobras, die von den Schlangenbeschwörern gezeigt werden. Diese bilden eine Gilde für sich und gehören zu dem fahrenden Volke Indiens. Der Hindu, der allem Mystizismus so zugänglich ist, liebt es, dieses Tier, das er fürchtet, verehrt und zugleich als Gottheit anbetet, in harmloser Weise beobachten zu können, um sich an seinem geheimnisvollen, gefährlichen Wesen und seinen „göttlichen Reizen“ zu begeistern. Wenn eine Gruppe dieser typischen Schlangenbeschwörer und Gaukler ihre Künste in den Städten und Dörfern zeigt, so ist sie gewöhnlich von einer großen, schaulustigen Volksmenge umgeben. Denn alle wollen die erhabene Gottheit, die in der Gefangenschaft nun eine gewisse Unschädlichkeit besitzt, aus unmittelbarer Nähe beobachten. Diese Schlangenbändiger haben neben einer bewundernswerten Körper- und Fingerfertigkeit ein angeborenes schau-

spielerisches Talent. Wer jedoch die Geheimnisse und Ursachen ihrer Mystifikationen kennt, dem sind die Reize an jenen Taschenspielerkunststücken längst verblaßt.

In niedrigen kleinen Körbchen beherbergen sie wirre Knäuel von Schlangen, die auf der Erde, vor den Augen der Neugierigen, ausgebreitet werden. Zu den populärsten ihrer Künste gehören zweifellos die Vorführungen dieser heiligen Schlangen, die auf die „Stimme ihres Herrn“, den Tönen einer Sackpfeife, folgend, einen wiegenden Tanz der Erregbarkeit aufführen. Bei diesem interessanten Vorgang bewegt sich der geblähte Hals des Tieres nach dem Rhythmus der Flöte. Als höchste Attraktion lassen sich viele dieser Gaukler zum Erstaunen des Volkes den tödlichen Biß beibringen, dessen Auswirkung für sie von keiner Gefahr begleitet ist. Das Geheimnis dieser Immunität ist unschwer zu erraten. Denn entweder sind die Giftzähne der Tiere ausgebrochen, oder aber die Drüse, in der sich das Gift befindet, ist kurz vor der Vorführung künstlich zur Entleerung gebracht worden.

Weitaus interessanter und spannender ist jedoch der Kampf zwischen Mungos und Kobra, auf den häufig, wie bei den Hahnenkämpfen Hinterindiens, Wetten auf Sieg und Vernichtung abgeschlossen werden. Der Mungos, ein Tier, das dem Marder ähnelt, ist der schlimmste Feind der Kobra. Beide sind sich an Körpergewandtheit und Kraft ziemlich ebenbürtig. Der Mungos ist das einzige Tier unter den kleinen Vierfüßlern Indiens, dem der Biß der Kobra keinen wesentlichen Schaden zufügt, und so ist der Ausgang des Kampfes das Ergebnis einer Kraft- und Gewandtheitsprobe, in der gewöhnlich die wenig behendere Schlange unterliegt.

Mitten in dem belebtesten Viertel von Madras hatte ich eines Abends eine unangenehme Begegnung mit einer Kobra, die in dem Garten meiner Behausung beheimatet war. Längst wußte ich von ihrem Dasein, und eines Nachts sah ich das Tier, welches

im hellen Mondlicht auf dem Weg vor einer Hecke zusammengerollt auf Beute lauerte, und verfolgte es bis zu einem niedrigen Gemäuer, in dessen Dunkelheit es sich meinen Augen entzog. Am nächsten Tage untersuchte ich die Stelle, wo ich die Schlange verschwinden sah, und entdeckte ein kleines Schlupfloch, das unter dem Gestein hindurchführte. Ich ließ einen Schlangenbeschwörer rufen, der sich nun allabendlich einfand und mit einer Sackpfeife vor dem Loche ein kleines Flötenkonzert in indischen Dissonanzen veranstaltete; außerdem versuchte er das Tier durch „Mäuseln“ zu ködern. Nach einigen Gastrollen, die er so der Schlange gab, war es ihm gelungen, das Tier aus seinem Versteck hervorzulocken und zu erhaschen. Freudestrahlend zeigte er mir die lebendige Beute, eine Kobra, die über 4 Fuß maß.

Im Norden Indiens kam ich auf einer meiner Fahrten durch ein Dorf, in dem man mich an das Lager eines Mannes führte, der von einer Kobra gebissen worden war. Beim Abräumen eines hinter seiner Hütte gelegenen Holzstapels war er nichtsahnend auf die Schlange getreten und erhielt den Biß in die Wade, die dick angeschwollen war. Ein stinkender, jauchartiger Brei von Kuhdünger bedeckte die Wunde, über die ein alter Greis Zaubersprüche sprach, um die Dämonen der Schlange, die in dem Körper des Unglücklichen hausten, zu vertreiben. Schon über zwei Stunden lag der Mann in Krämpfen, doch meine Hilfe kam zu spät, da bereits die durch die Vergiftung des Blutes hervorgerufene Paralyse des Körpers begann und das Opfer bald darauf den Geist aufgab. Doch so wollten es die Götter, und was Shiva, der Lebenserhalter und -vernichter, den Menschen an Unheil, Sorge und Elend auferlegt, das trägt der Gläubige mit jener fatalistischen Geduld, die in ihm den Frieden und Trost seiner Seele weckt.

Neben der Kobra gehört die Krait zu den häufiger vorkommenden Giftschlangen Indiens. Sie lebt jedoch wie auch alle die

übrigen Giftzähner, die Kettenschlange, grüne Baumviper und die große Königskobra, in der Wildnis, wo ihre Gefährlichkeit den Menschen weniger Schaden zufügt. Immerhin hat man die Beobachtung gemacht, daß auch unter den Dschungelvölkern und primitiven Rassen, die in der Wildnis leben, der schleichende Dämon des Urwaldes, die Giftschlange, eine große Anzahl Menschenleben fordert. Ihre Zahl schätzt man auf viele Tausende, und es kann eine auch nur annähernd genaue Angabe darüber, infolge der unzulänglichen Statistiken, welche die Regierung aus diesen entlegenen und unkontrollierbaren Gebieten erhält, kaum gemacht werden. Im südlichen Staat Mysore wurden allein bei einer Dschungelrodung fünf eingeborene Waldarbeiter innerhalb weniger Tage von Giftschlangen gebissen. Vier von ihnen starben nach wenigen Stunden, während der fünfte von einem zufällig anwesenden Forstoffizier durch Einflößen großer Mengen Alkohol und Abbinden des verwundeten Körperteils dem Leben erhalten blieb.

Auf die Tötung und Unschädlichmachung von giftigen Schlangen, besonders aber auf die Vernichtung der gefährlichen Kobra, sind von der englischen Regierung Geldprämien ausgesetzt. Manche findigen Hindus, die es mit den Gesetzen ihres Glaubens nicht allzu genau nehmen, befassen sich daher mit dem professionellen Kobrafang. Mit tierhaft feinen Instinkten und weidmännischer Erfahrung obliegen sie ihrem gefährlichen Handwerk und wissen den Tieren mit großem Eifer nachzuspüren. Sie kennen die Wechsel, Unterschlupfe und Lebenseigenschaften der Kobra genau und verstehen es, mit vielerlei Lockmitteln, technischen Künsten und Kniffen die Tiere aus ihren Verstecken zu ködern und mit sicherem Griff zu erbeuten. Im Hinterhalt lauernd, ahmen sie täuschend das schrille Locken der Bisamratte, das Trillern des Reisvogels oder das wütende Fauchen der Manguste nach, bis neugierig der Kopf der Kobra mit den stechenden schwarzen Augen aus dem Versteck hervorkommt und der

Schlangenfänger mit blitzschnellem Zupacken das überlistete Tier aus seiner Behausung hervorzieht. Öfters habe ich diesem interessanten und spannenden Schauspiel eines solchen Schlangenfanges zugesehen und war über die Kühnheit und Kaltblütigkeit, mit welcher der Mann dieses gefährliche Spiel trieb, erstaunt. Ein Kobrajäger, der in Madras besonders an Abfallhaufen, hohlen Baumwurzeln und altem Gemäuer umherpirschte und die Schlangen dort am hellen Tageslicht aus ihrer Ruhe störte, brachte es in einem einzigen Monat auf die stattliche Rekordziffer von vierundfünfzig Kobras. Nicht selten fand er sogar in sandigen Verstecken ganze Nester mit junger, eben erst ausgekrochener Schlangenbrut.

In den verborgenen Tiefen der indischen Dschungelwildnis leben die großen, bis zu zehn Meter langen Arten der Riesenschlangen, von denen Indien verschiedene Gattungen aufzuweisen hat. Sie halten sich besonders in der Nähe von Wasserläufen und Wildwechseln auf, wo sie selbst oft größeren und starken Tieren des Urwaldes auflauern, durch den wuchtigen Schlag ihres Kopfes das Opfer betäuben und in den Umwindungen ihres muskulösen Körpers erwürgen. Dann liegen sie monatelang in trägem Verdauungsschlaf, in dunkeln Schlupfwinkeln des Urwaldabgrundes. Bei einer Jagdstreife in den Dschungeln des Ganjam stießen unsere Treiber auf eine schlafende Felsenschlange, die wie eine unförmige Masse mit aufgetriebenem Leib unter dem zerklüfteten Wurzelwerk eines mächtigen, gestürzten Urwaldbaumes ruhte. Wir umstellten die Höhle, in der das Tier mit dem aufgedunsenen Körper regungslos lag und nicht zu bewegen war, sein Versteck zu verlassen. Nachdem die Schlange durch zwei Schüsse getötet war, zog man das achtzehn Fuß lange Ungeheuer hervor, und nun fanden wir bei der Öffnung des unglaublich ausgedehnten Magenschlundes einen jungen, einjährigen, etwa fünfzig Pfund schweren Dschungelbock, an dem wir bereits die Spuren der zersetzenden Ver-

dauung feststellen konnten. Sehr häufig räubern die Riesenschlangen auch in dem dichten Rankenwerk der Urwaldbaumkronen. Sie erklimmen, lautlos gleitend, die höchsten Stämme und fallen über die schlafenden Vögel und Affenherden her, die sich selbst auf den luftigsten Wipfeln der Bäume vor ihren Todfeinden nicht mehr sicher fühlen. So wohnen im Urwald der lau-ernde Tod und das ewig keimende Leben der Natur eng nebeneinander, denn auch die schleichende Schlange gehört zu jenen Gefahren, die mit dem Wesen ihrer Dämonie und den Wirkungen des tödlichen Giftes das Leben der Menschen und des gehetzten Urwaldgetiers in den Bannkreis ihrer Opfer ziehen.

BEI DEN HOCHSEEFISCHERN AN DER OSTKÜSTE

Ein grünes, breites Band leise im Winde sich wiegender Kokospalmen zieht weit hinter der schäumenden Brandung der Ostküste Indiens entlang. Oft unterbrechen lagunenartige Buchten und Binnenmeere diese üppige Tropenvegetation, die weit in das Innere der sandigen Küste hineinreicht. Zwischen schützenden Schilfgrasinseln ist die Heimat einer bunten Schar von Wasservögeln, die sich in diesen graugrünen Labyrinthen mit lautem Gequäke tummeln. Silbergraue Reiher segeln über den morastigen Dickichten. In graziösem Gleitflug lassen sie sich mit ihren ausgestreckten, stelzenhaften Beinen auf die schwarzen Schlammبانke niedergleiten, wo sie unter der Brut der Fische räubern.

Der dunkle Spiegel der stehenden Gewässer flimmert leise unter der kühlenden Brise, die vom Meere her über die Glut der Küste streicht. Auf dem Wasser schwimmen längliche schwarze Massen, die schmalen Rücken untergetauchter Meerestiere glei-

chen. Doch diese langsam treibenden Inselchen sind mit nackten menschlichen Gestalten bemannt, die regungslos niedergekauert über dem Wasser gleiten. In der blendenden Helle der untergehenden Sonne scheinen sie wie miniaturenhafte Silhouetten, die von dem Hauch des Lebens beseelt sind. Behutsam, als wollten sie die friedliche Ruhe dieser abendlichen Landschaft nicht stören, tauchen die nackten dunklen Männer die langen Stangen und Ruder, mit denen sie ihre schwimmenden Flöße vorwärts treiben, in die Oberfläche des Wassers, das an diesen Stellen zitternde Ringe bildet. Diese Menschen, welche die träumerische Landschaft zu einem stimmungsvollen Bild gestalten, sind die eingeborenen Fischer dieser Küste, in deren Gewässer sie ihre Netze versenken, um mit lethargischer Ruhe das Ergebnis ihres Fanges abzuwarten. Ihre schmalen, primitiven Einbäume treiben fast bewegungslos im Winde des Abends, während die ausgeworfenen Netze über den schlammigen, schwarzen Boden der fischreichen Lagunen streichen. Bedächtig wird die Beute eingeholt, und zwischen dunklen Tangen und Morast glänzen die silbernen Leiber der Fische. Oft ist der Fang so reich, daß der Mann im Boot die Last kaum bewältigen kann. Auch an den Ufern, zwischen den Inseln des Schilfes, sieht man die Gestalten der Fischer, bis zum Leib im Wasser stehend, ihre dünnen Netze auswerfen. Knaben, die bis zum Halse im Wasser waten, treiben die Fische in der Richtung auf die Netze, und die Beute dieser Treibjagden ist oft von erstaunlicher Ergiebigkeit.

In den Binnenmeeren ist der Fischzug stets von gutem Erfolg begleitet, denn die ruhigen Gewässer sind vorzügliche Laich- und Brutplätze. Zudem gibt es in den vorderen Buchten, in der Nähe des Meeres, keine Krokodile, die den Fischwassern Indiens enormen Schaden zufügen. Die Coums, so werden diese lagunenartigen Binnenmeere genannt, sind deswegen bevorzugte Fischgründe und sind auch besonders während der stürmischen Zeit der Monsune, die ein Befahren des Meeres mit den kleinen pri-

mitiven Fischerbooten zur Gefahr machen, von den Fischern der Ostküste befahren. Ein reizvolles und selten schönes Schauspiel sind die nächtlichen Fischtreiben in den Coums. Sie gleichen einem spukhaften Zauber über dem Wasser, in dessen tiefschwarzer Oberfläche sich das lebhafteste Bild dieser illuminierten Szene hundertfach widerspiegelt. Die Fische werden hierbei durch brennende Luntten angelockt und zu Tausenden in die Maschen der Netze getrieben. Zu dieser Art des Fanges sind große Vorbereitungen notwendig, die der Gilde der Fischer Anlaß zu feierlichen Ereignissen geben.

Eine große Zahl von Fangbooten, die mit Netzen ausgerüstet sind, bildet die Treiberkette, die einen weiten Kreis um die in ihrer Mitte befindlichen Lockboote schließt. Der reigenähnliche Aufmarsch in der Dunkelheit vollzieht sich in lautloser Stille. Plötzlich leuchten in der Nacht die flackernden Punkte brennender Fackeln über dem Wasser auf, und langsam schließen die Schleppnetze der Boote ihren Kreis um die lockenden Lichter. Neugierig sammeln sich große Mengen von Fischen in der Nähe des Lichtscheins, und immer enger schließt sich der verhängnisvolle Wall der Maschen um sie. Die mit der zappelnden Last gefüllten Netze werden dann ans Ufer geschleppt und unter dem begeisterten Jubel der wartenden Menge geleert. Das unendlich traurige Schauspiel, das durch den tausendfältigen Totenkampf der in der Trockenheit des Ufersandes langsam dahinsterbenden Fische hervorgerufen wird, ist von erschütternder Wirkung. Unter dem flackernden rötlichen Fackelschein gestaltet sich die nächtliche Szene zu einem grotesk-phantastischen Umtrieb von malerischen Reizen.

Merkwürdige Beute ist es, die das Netz ans Ufer bringt. Aus den schwarzen Schlammassen, die sich vor unseren Augen entleeren, schnellen glitzernde Leiber großer und kleiner Fische. Man überläßt die Tiere ihrem grausamen Schicksal, bis sie endlich matt und kraftlos mit vibrierenden Kiemen in dem trockenen

Sande des Ufers vom Tode ereilt werden. Auch zwei riesige Seeschildkröten und viele andere Bewohner des dunklen Meeresgrundes sind der Beute zum Opfer gefallen. In den Maschen hängen stachlige Seeigel mit glotzenden, hervorquellenden Augen und papageienhaften Schnäbeln. Auch ein riesiger, junger Rochen mit feistem, aufgedunsenem Leib hat sich in das Netz verirrt. In den Maschen hängt tausendfältiges Leben des Meeresgrundes. Wundersam geformte pflanzliche und tierische Lebewesen stecken im Schlamm der Netze und herrlich gefärbte Quallen, die nun in eine formlose gallertartige Masse verwandelt, unter der zersetzenden Einwirkung der Trockenheit in eine glasige Flüssigkeit zerrinnen, sterben zu Hunderten im Sande des Ufers. Über das riesige Fangergebnis bricht das Volk in Jubel und Entzücken aus. Lodernde Feuer, die gespenstisch aus den dunklen Hainen der Kokospalmen leuchten, sind von einer Schar schwarzer Menschen umringt, die an langen Stöcken aufgespießte Fische über der Glut des Feuers rösten. Grotteske Figuren aus buntem Papier und fratzenhafte Fische aus Flitterwerk werden an hohen Holzgerüsten aufgerichtet und glotzen mit ihren riesenhaften Augen auf diese nächtliche Orgie herab. Bis in den leuchtenden Tag hinein dauert dieses Fest der Begeisterung, und noch lange hören wir die schrillen Sackpfeifen der Musikanten durch die Stille der Nacht zu uns herüberklingen.

Wenn endlich die winterlichen Stürme des Monsuns aufhören, das Meer an diesen Küsten mit ungeheuerlicher Gewalt zu peitschen, und der Ozean wieder in satten Reflexen das Blau des Himmels widerspiegelt, beginnen die Fischer der Ostküste die ersten Vorbereitungen für ihre großartigen Hochseefischzüge. In den kleinen Fischerdörfern, die malerisch am Saume der Palmenwälder versteckt liegen, und an den Sanddünen, die zur Meeresküste hinunterführen, regt sich nun eine bunte Welt geschäftiger Lebendigkeit. Große und kleine Boote von altertümlicher Beschaffenheit werden von den stämmigen, braunen Gestalten der

Fischer zum Strande hinuntergeschleppt. An großen Schleppnetzen, die sich an hohen Masten wie Segel im Winde blähen, sind die Fischerfrauen und -mädchen in bunten Tüchern mit Flickarbeiten beschäftigt. Scharen nackter Kinder tummeln sich in dem blendenden Sand der Dünen und schaukeln auf den wippenden Einbäumen, mit welchen ihre Väter zum Meere hinausfahren. Zwischen diesem friedlichen Idyll liegen vielerlei Geräte, welche die Fischer aus ihren Behausungen zum Strande heruntergebracht haben. Berge von Netzen, Segel aus Bastmatten, armdicke Haltetaue, die wie Haufen ineinandergeringelter Schlangen zwischen den Rudern, Stangen und fremdartigen Fischereigeräten lagern. Alles häuft sich in wirrem Durcheinander, doch bald sind auch die letzten Vorbereitungen zu den gemeinsamen Fischzügen beendet, und die Boote stehen zur Ausfahrt bereit.

Die tamulischen Fischer der Ostküste, ein prachtvoller Menschenschlag von zäher körperlicher Ausdauer und rührigem Fleiß, leben unter sich in einer zunftmäßigen Abgeschlossenheit, die an alte volkstümliche Bräuche Indiens erinnert. Unter keiner berufstätigen Kaste herrscht ein so reger Fleiß und das stark ausgeprägte Gefühl der Zusammengehörigkeit wie unter diesen Fischergilden, welche die Küsten Vorderindiens bewohnen. Das äußere Abzeichen ihrer Kaste ist eine kleine, groteske Kopfbedeckung aus Bast, die wie eine spitze Tüte auf dem Kopf sitzt. Die Männer sind von athletischer Gestalt. Ihr muskulöser, bronzeglänzender Körper ist fast nackt, und nur um die Hüften tragen sie ein schmales Lendentuch. Selten habe ich in Indien einen schöneren Menschenschlag gesehen wie diese Fischerzünfte, welche die Küsten bewohnen. Die Fischerei, die diese Menschen eng mit dem Meere verbindet, wird unter den Eingeborenen der Ostküste schon seit Jahrhunderten in primitiver Form betrieben und mit manchen eigenartigen, alten Überlieferungen als eine zunftmäßige Tradition gepflegt. Boote und Ge-

räte, die zum Fischfang dienen, sind in ihrer Art, trotz der Einwirkung einer fortschrittlicheren Kultur, ursprünglich geblieben. Sie werden noch heute in derselben altertümlichen Form, wie sie die Vorfahren gehabt haben, benutzt und erinnern vielfach an die Primitivität der Südseefischervölker. Das charakteristische Fischerboot dieser indischen Küste ist der „Catamaran“, ein überschlanges, kiellooses Fahrzeug, das man auch an allen übrigen Küsten Indiens in fast derselben Form vorfindet. Das eigenartige Boot ist von einer erstaunlichen Einfachheit und besteht aus drei roh behauenen, mit Kokosseilen zusammengeflochtenen Baumstämmen, deren schmaler Rücken nur für zwei Männer Raum bietet. Auf ihm fühlt sich der freie Mann des Meeres ungleich wohler als auf dem wandernden Sande seiner Küstenheimat.

Bei sinkender Sonne rüsten sich die Fischer zur Ausfahrt, denn sie bevorzugen auf ihren Fischzügen meist die Nacht, da der Fang weitaus günstiger ist als wie am Tage. Mit den großen Schleppnetzen und Tauen werden die plumpen Körper der träge auf dem Sande liegenden großen Masullaboote beladen. Sie haben auch die Bestimmung, das Fangergebnis auf hoher See zu übernehmen und an die Küste zurückzubringen. Zudem sind sie die väterlichen Beschützer dieser kleinen, flinken Catamarans, die sich draußen im Meere um die Masullas wie der Bienen-schwarm um die Königin sammeln. Noch ehe die Dämmerung hereinbricht und die erquickende Kühle des Abends herunter-sinkt, zieht die lange Reihe der schwarzen, schlanken Boote von kräftigen Ruderschlägen getrieben, durch die schäumende Brandung. Ich begleite das eigenartige Geschwader auf einem der großen Masullaboote, das von zwölf stämmigen Ruderern bewegt wird. In kühnem Ritt gleiten die Fischer auf dem schmalen Rücken ihrer Catamarans durch die auf und nieder steigenden Wogen der Brandung, die in ewigem Wettlauf den flachen Strand der Küste bespült. Ist der Wind günstig, so werden die Masten aufgerichtet und die Segelmatten befestigt. Und langsam steuert

die Flottille dem Horizont entgegen, der allmählich in der Dunkelheit der Nacht versinkt.

Draußen auf dem dunklen Ozean, der jetzt in überwältigender Ruhe und Schönheit vor uns liegt, beginnt nun dieses phosphoreszierende Flimmern, das von Myriaden dieser bakterienartigen Schwärme hervorgebracht, die schwülen Nächte des tropischen Meeres mit magischem Leuchten erhellt. Langsam zieht der schwere Körper des Masulla durch die silberglitzernde Flut. Der tropische Sternenhimmel ist von einer durchsichtigen Klarheit, der diese Finsternis in ein schimmerndes Dämmern verwandelt und den Fischern, die draußen in der Einsamkeit des Meeres weilen, die Nacht in eine geheimnisvoll leuchtende Helle verwandelt. Nach einer mehrstündigen Fahrt durch dieses mystische Halbdunkel, das über dem Ozean liegt, befindet sich die Mehrzahl der Boote, die in diesen hellen Nächten weithin sichtbar sind, außerhalb des Küstenbereiches. Von den Leuchtfuern blinkt nur noch ein matter Schein zu uns herüber, während die wie Sterne leuchtenden Lichter des Hafens von Madras längst im Dunkel der Nacht versunken sind. Leise spielen die kurzen Wellen an den Planken des Masulla, und nur das rhythmische Ächzen der Ruder und das monotone Lied, welches die Männer zum gleichmäßigen Takt des Ruderns summen, gesellt sich zu der friedlichen Stille, die über der Oberfläche des Meeres ruht. Manchmal schreckt mich das Geräusch großer, schnalzender Fische, die, in neckischem Spiel, in die laue Atmosphäre dieser herrlichen Nacht emporschnellen. Plötzlich, wie auf ein verabredetes Zeichen, bilden die Catamarans einen weiten Halbkreis um uns. Es ist ein verblüffend exaktes Manöver, das auf Grund einer stillen Vereinbarung stattfindet, und von dem wir keinen einzigen Laut zu uns herüberdringen hören.

Endlich hat die äußerste Flanke der Boote das Masulla erreicht, und nun wandern die Schleppnetze und schweren Taue durch den weiten Kreis der Schiffchen, deren Männer sie in die

Tiefe des Meeres versenken. Lautlos setzt sich die lange Kette der Catamarans, die Netze hinter sich herschleifend, in Bewegung. Es ist geradezu bewundernswert, mit welcher Ruhe alle diese Bewegungen in der Stille der Nacht ausgeführt werden. Ich bin darüber um so mehr erstaunt, weil ich das geräuschvolle Wesen des temperamentvollen Tamulen kenne und ihn dieser Selbstbeherrschung, wie ich sie bei diesen nächtlichen Fischzügen sah, nicht für fähig gehalten hätte. In häufigem Wechsel wiederholt sich nun das Schleppen und Einholen der Netze, und schon ist um Mitternacht der tiefe Boden des Masulla mit den zuckenden Körpern der Fische bedeckt. Doch noch immer ist das Maß des Fanges nicht voll. Bis endlich der matte Schein am östlichen Horizont den herannahenden Tag ahnen läßt und sich das Heer der Fischer in willkürlicher Reihenfolge aufzulösen beginnt. Langsam ziehen die Boote im Zwielficht des leuchtenden Meeres und der über dem östlichen Horizont heraufsteigenden Dämmerung der Küste entgegen. Die Ruderschläge der Fischer sind nun von einem fröhlichen Singsang begleitet, dessen merkwürdige Monotonie aus weiter Ferne über der stillen Oberfläche des Meeres zu uns herübertönt. Leichter, grauer Nebel, der die Umrisse des Palmenmeeres an der Küste wie ein Phantom erscheinen läßt, steigt drüben am Rande der schäumenden Brandung empor.

Mit unglaublicher Raschheit weicht die Dämmerung dem hellen Tageslicht, das vom Osten her das Firmament erstrahlen läßt und die graue Einförmigkeit des Meeres in einen klaren, blendenden Spiegel verwandelt. Nur eine kurze Entfernung trennt uns noch von der dunsthaften Küste. Mit einem letzten Aufwand an Kräften schießen die Boote in die Wogen der Brandung, und unter leisem Knirschen gleitet der schwerfällige Masulla auf den Sand. Über den Ufern liegen noch die feuchten, aufsteigenden Nebel des Frühmorgens. Frauen und Kinder mit Körben und Bastsäcken eilen am Strande hin und her und beschäftigen sich

nun eifrig mit dem Einpacken der Fische, die auf den Köpfen behender Träger den Märkten zugebracht werden.

Doch nicht immer ist dieses Idyll von der friedlichen Romantik eines sonnigen Lebens getragen, denn in den östlichen Meeren und in den schwülen Lüften, die brütend über dem Ozean liegen, schlummern die dämonischen Kräfte einer unbändigen Naturgewalt, deren verhängnisvolle Tücke das Glück der Menschen mit wuchtigen Schlägen vernichtet. In den drückend-schwülen Monaten des tropischen Hochsommers erheben sich an diesen Küsten oft orkanartige Stürme, deren größte Gefahr in der überraschenden Plötzlichkeit ihres Ausbruches liegt. Obwohl diese Männer des Meeres ein instinktmäßiges Feingefühl für die meteorologischen Vorgänge in der Natur besitzen, werden sie doch oft von den Launen elementarer Gewalten getäuscht, und wehe den kühnen Männern, wenn sie der Wirbel des Orkans draußen auf hoher See erfaßt.

Schwer lastet in dieser Zeit der sommerlichen Stürme die sinnbetäubende Atmosphäre, welche die Keime dieses Unheils in sich trägt, über der unheimlichen Stille des Ozeans. Die kühlende Brise ist völlig erschlaft, und nur das Flimmern der unerbittlichen Sonnenglut liegt schwer und drückend über der trägen Oberfläche des Meeres. Durch die Luft flattern Schwärme von fliegenden Fischen, die Vorboten der tropischen Stürme. Die Welt des Ozeans ist von jener atemraubenden, unheimlichen Ruhe erfüllt, welche die Furcht und das Entsetzen in der Seele des Menschen weckt und ihm Unheil und drohendes Verderben verkündet. Graugelbe Wolken, die wie riesige Fäuste geballt sind, verhüllen mit Windeseile die Fülle des Himmelslichtes, und der gelblich-fahle Schimmer der Wolkenmassen bricht sich im grauen Spiegel des Wassers, über dem die Sturmmöwen mit klagendem Kreischen segeln. In der Einsamkeit des Meeres klingt dieser Schrei wie das Lied des Todes, der dieses unerhörte und grandiose Schauspiel einer entfesselten Dämonie der Natur mit

unheimlichem Klagen einleitet. Plötzlich füllt sich das Gewölbe des Himmels mit düsterer Schwere, die mit furchtbarer Gewalt auf die Erde niederberstet. Und nun beginnt das Rasen der Luft und des Meeres, das bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlt wird.

Kaum läßt der plötzliche Ausbruch des Orkans den Fischern Zeit, auf ihren Booten die schützende Bucht zu erreichen, und noch während sie in der Ferne den Strand ihrer Heimat erblicken, werden sie von der Charybdis in den dunklen Schlund des Meeres hinabgezogen. Nur wenige, die sich vor Entsetzen starr an ihre in Treibholz verwandelten Boote klammern, entgehen diesem Strudel und den abgrundtiefen Wirbeln. Und wenn sich die Stürme gelegt haben, erwarten sehnsüchtig hinausblickende Mütter und Kinder vergeblich die Heimkehr dieser kühnen Männer, die unter steter Einsetzung des Lebens das einzige Erbe ihrer Väter in treuester Pflichterfüllung zu opfern bereit sind.

AN DER WESTKÜSTE VON MALABAR

Von den Blauen Bergen steige ich auf den Serpentinien der Paßstraße, die wie die Etagen eines römischen Amphitheaters in die steilen Berghänge eingegraben sind, hinunter in das schimmernde Küstenland von Malabar. Es ist das Paradies Indiens, das sich in göttlicher Fruchtbarkeit wie ein Land des ewigen Frühlings an die blaue, dunsthafte Mauer des westlichen Randgebirges anschmiegt und seinen grünen Teppich in leisen Senkungen bis zum Ozean hinabschickt.

Aus einer dichten, rauhen Urwaldwildnis, die wuchernd die steile Wand der Westghats bedeckt, gelangt man ganz plötzlich und unvermittelt, als ob man in eine andere Welt trete, in die Lieblichkeit dieser friedlichen Landschaft. Es ist ein einziges Meer von herrlichen Palmen, zwischen dem blühende Haine,

Gärten und üppige Felder liegen. Unter den dichten Kronen breitet sich weiches, mattes Dämmerlicht aus. Und hinter diesem Gürtel ewigen Grüns brandet der tiefblaue Ozean, der, von den Gipfeln der Berge aus gesehen, so oft wie ein smaragdener Spiegel schien. An seinen Strand führen schmale Straßen, die sich wie tief eingeschnittene Hohlwege durch diese Palmenwälder ziehen. Über ihnen schließt sich das Gewölbe der leise geneigten Wedel, durch die das Flimmern der Sonne hereinbricht. Rötliche, warme Erde, aus der überall der Segen der Fruchtbarkeit quillt, breitet sich wie ein weicher Teppich über das Land. Nach einer langen Fahrt im Ochsenwagen erreiche ich Calicut, ein zwischen herrlicher Tropenflora gelegenes Städtchen, das sein freundliches Gesicht dem Meere zuwendet. Dort finde ich deutsche Freunde, deren Bungalows mit weiten, kühlen Veranden inmitten duftender Gärten und unter hohen, schattigen Palmenhainen liegen. Jene Deutschen sind die Sendboten der deutschschweizerischen Mission, die in Malabar einen festen Stützpunkt gewonnen hat.

In Malabar gleicht die Landschaft in ihrer Üppigkeit und malerisch satten Farbenpracht den Bildern tropischer Schönheit, wie ich sie kurz zuvor auf Ceylon gesehen hatte. An einer langgestreckten, flachen Küste, an der die Brandung oft in lagunenartigen Seen und Binnenmeeren verebbt, wogen endlose Palmenwälder. Fischerdörfer liegen willkürlich zerstreut im Schatten dieser weiten, fruchtbaren Haine, und draußen auf den leuchtenden Schaumkämmen des Ozeans schaukeln kleine, mit mächtigen Segeln bespannte Nußschalen, in denen sich die Fischer weit auf das Meer hinauswagen. Der leuchtende Strand, auf dem sich braune Fischerkinder tummeln, ist von der ewig spülenden Brandung bewegt. Oft schäumt das Wasser tief in das unterhöhlte Wurzelwerk der Palmenwälder hinein und bringt das Leben der Bäume, deren Stämme sich wie sterbend herniederneigen, in Gefahr.

Noch ist die Zeit des Südwestmonsuns nicht gekommen. Wenn er vom Arabischen Meer herüberbraust, überschwemmt er diese Küste mit rauschendem Regen, der die Fruchtbarkeit des Landes in geradezu märchenhafter Weise steigert. Doch gleicht diese friedliche Küste dann einem Sturmwall, an dem die gefährdrohenden, tosenden Fluten des aufgeregten Meeres branden. Und während das Land unter schwerem, trübem Himmel in die graue Monotonie des Regens gehüllt ist, beginnt sich unter der feuchten, braunen Decke der Erde das triebhafte Leben der Fruchtbarkeit zu regen. In schweren, dumpfen Dünsten liegt die Luft über dem Boden. Die Temperatur gleicht der ungesunden, drückenden Schwüle eines Treibhauses, und auf der Seele der Menschen liegt jene Melancholie grauer, sonnenloser Tage. Doch leidenschaftliches Wachstum sprießt über und unter der Erde, und der merkwürdig lebendige Duft schwellender Vegetation erfüllt wie ein überirdisch belebender Hauch das Land. Während der Ernten bevölkern sich die Felder mit diesen wundervollen, lichtbraunen Gestalten der Eingeborenen, die in emsiger Arbeit alles zusammenraffen, was ihnen eine fürsorgliche Natur in der Fülle des Übermaßes beschert. Auf den Gesichtern der Menschen, die diese Küste bewohnen, liegt ein friedlicher Zug, und es ist, als ob sie der göttliche Segen ihrer Heimat unendlich beglückte. Die Malabaren sind meist Ackerbauer. Die Landleute tragen einen runden, merkwürdigen Bastschirm als Kopfbedeckung, und überall, wo man diesen Menschen begegnet, sieht man zuerst den riesigen Hut, der wie ein großer Teller auf dem Kopfe sitzt und den nackten Oberkörper vor den Strahlen der Sonne schützt. Auch die Frauen auf dem Lande tragen die Brust unbedeckt in natürlicher und keuscher Anmut, so, wie auch die Reinheit der Natur ihre Reize den Menschen dieser Küste nicht verbirgt. Inmitten hoher Kokospalmenhaine liegen die mit niedrigen Erdwällen umgebenen Reisfelder versteckt, die sich oft in endloser Ausdehnung am Rande der Wälder

hinziehen. Während der Erntezeiten herrscht dort im Innern des Landes ein reges Leben. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn die schlanken, biegsamen Körper jugendlicher Männer, Mädchen und Frauen die Felder beleben, um dort in emsigen Bewegungen die Ernte einzuheimsen.

Ich folge diesen herrlichen, landschaftlichen Reizen der Küste bis nach Cannanore hinauf, das weiter nördlich, unmittelbar am Meere gelegen ist. Überall, wo ich hinkomme, ist dieser Strand von einer bunten Lebhaftigkeit. Das Meeresufer, das sich oft in flachen Dünen des Landes hinein erstreckt, ist von den Zünften der Fischer belebt, die besonders in den Binnenmeeren, die sich hinter den Wäldern ausdehnen, ihre Fischzüge veranstalten. Eine Fahrt mit einem der niedrigen, kanuartigen Ruderboote, die lautlos über die stille Fläche dieser Gewässer gleiten, zeigt mir die geheimnisvollen Reize dieser tief in das Land einschneidenden Lagunen und Binnenmeere, die sich wie ein Tunnel unter dem dämmerigen Gewölbe des Urwaldes verlieren. Das Innere dieser tausendjährigen Wildnis ist von einem leidenschaftlichen Wachstum bedeckt, das sich in dem undurchdringlichen Chaos einer wuchernden Tropenvegetation über weite Strecken des Landes ausbreitet. Die Wasserstraßen, die sich dort tief in diese Wildnis hineinfressen, bahnen dem Menschen den Weg in die unbekannten Regionen des Urwaldes und offenbaren die Geheimnisse einer urwüchsigen und dämonischen Natur. In unendlichen Windungen gleiten die schmalen Kanäle durch düstere Schwüle, aus der eine geisterhafte Urwaldflora emporsteigt.

Nachdem wir eines der breiten Binnenmeere passiert haben, gelangen wir an eine hohe, grüne Mauer, die sich aus gewaltigen Mangrovenbäumen vor unseren Blicken aufrichtet. Und zwischen ihrem tausendjährigen Wurzel- und Rankenwerk rudern wir in einen dieser von einem ewig grünen Blätterdach überwölbten Kanäle, die sich, immer enger werdend, in die dämmerige Wildnis hineinziehen. Bald sind es enge Tümpel, bald nur einige

Meter breite Rinnen, die wir auf unserem dämmerigen Wasserwege passieren. In rhythmischen Ruderschlägen treibt der Fischer das Boot durch dieses Labyrinth, aus dessen schwarzen, schlammigen Ufern die auseinanderstrebenden Wurzeln der Mangroven wie die Arme von Polypen herausragen. Der Boden des Waldes ist mit undurchdringlichem Lianen- und Rankenwerk, Farnen und Sumpfgewächsen bedeckt. Über uns aber schließt sich das Dach der ineinandergeschlungenen Laubkronen, die ein festes, grünes Gewölbe bilden. Selten dringt der Schimmer der Sonne dort oben hindurch, und um uns liegt alles im matten Lichte grüner Reflexe, die sich in dem Spiegel des Wassers brechen.

In manchem der kleinen Tümpel, die wir passieren, ist das dunkle Wasser mit blühender Lotos bedeckt. Doch sonst ist alles lichte Leben des Tages von der feuchten, grünlichen Dämmerung erstickt. Nur einige Wasservögel, die mit langen Stelzbeinen auf den tellerartigen Blättern der Wasserpflanzen umherstolzieren, haben sich unter die Decke dieses Sumpfwaldes verirrt. In den hohen Baumwipfeln über uns trillert unsichtbar verborgen eine Schar gefiederter Sänger ein munteres Lied, dessen Echo in merkwürdigen Schwingungen über der ruhigen Wasserfläche kreist. In manchen dieser kleinen Buchten, in die wir mit raschen Ruderschlägen hineinschießen, überraschen wir durch unser leises Dahingleiten Krokodile, die im dunkeln Schlamm des Ufers die spärlichen Sonnenstrahlen suchen. Geräuschlos, eine lange Spur von Schlammwolken und wirbelnden Strudeln hinter sich herziehend, verschwinden die unheimlichen Bewohner der Tiefe unter der Wasseroberfläche. Es sind die gefährlichen Schädlinge dieser Gewässer, in denen sie dem großen Fischreichtum stark zusetzen. Da diese Tiere hier in großen Mengen vorkommen, entschieße ich mich, am nächsten Tag Jagd auf sie zu machen. Nur werde ich mit der Gewinnung eines Führers Schwierigkeiten haben, denn die Scheu vor der Heiligkeit der Krokodile ist bei dem religiösen Hindu oft größer als

die Furcht, von einem dieser Tiere in die Tiefe gezogen zu werden.

Immer weiter schlängelt sich die Wasserstraße in diese Welt der wilden Einsamkeit hinein. Oft ist der Urwald über uns so niedrig, daß die herunterhängenden Ranken der Luftwurzeln unsere Köpfe berühren. Manchmal führen enge Seitenkanäle in das Dickicht hinein. Die freistehenden, hoch über das Wasser emporragenden Wurzeln der uralten Mangrovenstämme sind so weit, daß wir bequem mit dem schmalen Boot hindurchfahren können, und ich wundere mich darüber, daß diese gigantischen Bäume nicht tiefer und tiefer in diesen schlammigen Grund des Waldes versinken; doch alles, nicht nur die Wurzeln, sondern auch die Zweige dieser großen Laubgewölbe sind ineinander verflochten und scheinen sich, wie ein festes Gebäude, gegenseitig zu stützen. Allmählich wird es über uns dunkler, und eine lautlose Stille senkt sich auf das Wasser herab. Es ist inzwischen Abend geworden, und draußen wird nun bereits die Sonne hinter dem westlichen Rande des Meeres hinabgestiegen sein. Das plötzliche Hereinsinken der Nacht überrascht uns mitten in den Lagunen, und ich befürchte, daß wir aus den labyrinthartigen Gängen in der Finsternis nicht mehr herausfinden werden.

Ich bedeute daher meinem Führer, so rasch wie möglich zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren und ermuntere ihn, das Boot schneller anzutreiben; doch er scheint die Welt dieses Wirrals zu kennen und biegt ohne Scheu gemächlich in einen Seitenkanal ein, der uns nun in entgegengesetzter Richtung weiterführen wird. Schon verschwimmen die Umrisse der Ufer in dem immer dichter werdenden Schleier einer geheimnisvollen Dunkelheit. Wenn wir wieder durch einen solchen niedrigen Tunnel ziehen, wird die Dunkelheit zur Finsternis werden. Ein unheimliches Gefühl einsamer Verlassenheit beginnt mich zu beunruhigen. Da plötzlich wird das Wunder eines märchenhaften Zaubers geboren, der uns leise über dem Wasser schwebend be-

gleitet. Während jetzt draußen unter dem freien Himmel die Nacht sich herniedersenkt, ist es, als ob die Finsternis in den Tiefen des Urwalds zu weichen begänne. Ein dämmerhaftes, magisches Leuchten, das dem blassen Widerschein des Mondes gleicht, erfüllt nun den Laubtunnel, in dem wir geräuschlos weitergleiten. Dieser Wandel zwischen Finsternis und leuchtender Dämmerung hat sich so plötzlich vollzogen, daß ich mich fast im Zweifel über die Wirklichkeit dieser geheimnisvollen Erscheinung befinde. Doch es ist weder eine Täuschung der Augen noch das Hirngespinnst einer erregten Phantasie. Dieses zauberhafte Licht ist keine Täuschung, und ich sehe, daß es sich auch in der Ferne und weithin unter den Gängen verbreitet. Ja, selbst im Spiegel des dunkeln Wassers löst es einen matten Reflex aus, und es hat den Anschein, als ob das Leuchten auch auf dem Grunde der Tiefe herrsche. Auch die Seitenkanäle, in die wir im Vorbeifahren hineinblicken können, sind von diesem geheimnisvollen Schimmer erfüllt, und man wähnt sich in einem von magischem Licht erleuchteten, unterirdischen Gewölbe, das sich in der Tiefe der Erde befindet. Zwischen den Stämmen des Waldes blinkt das Glitzern phosphoreszierender Insekten und der gespenstisch fahle Schein faulender Baumstämme. Man glaubt sich in eine Welt überirdischen und spukhaften Zaubers versetzt, dessen plötzliches Weichen uns in Nacht und Finsternis gehüllt hätte. Von dem Blattwerk rieselt Feuchtigkeit herab. Es ist der durch den Temperaturwechsel verursachte Niederschlag, der, in Tautropfen verwandelt, auf das stille Wasser herniederklatscht. Auch in der morastigen Tiefe der Lagune beginnt es sich geheimnisvoll zu regen. Glucksende und quirlende Luftblasen, die aus dem warmen Schlammboden aufsteigen, beleben die Oberfläche des Wassers.

Diese leisen, fremdartigen Töne sind die einzigen lebendigen Geräusche, die uns umgeben. Denn auch in dem grünen Dach der Zweige herrscht die Ruhe des Grabes. Wir hören nichts von

dem nächtlichen Leben dieser Zikaden und schwirrenden Insekten, die draußen in den Palmenhainen die Ruhe der Nacht in ein ewiges Flimmern von Tönen verwandeln. Nur die Moskitos, jene Quälgeister der schwülen indischen Tropennächte, begleiten uns in dichten Schwärmen, die wie wallende Nebel über dem Wasser auf und nieder steigen. Die unterhöhlten, feuchtwarmen Schlammufer bilden ein wahres Paradies für diese Brut der Hölle, die dort in Myriaden geboren wird.

Langsam kommen wir in das Binnenmeer, das hinter der Küste liegt, zurück. Über uns leuchtet nun wieder der durchsichtig-grünliche Himmel der indischen Nacht, und die von einem leichten Nebelschleier umflorte Mondsichel verbreitet ein dämmerhaftes Licht. Friedliche Stille liegt über dem dunkeln Wasser. Wie eine Erlösung wirkt die Freiheit dieses unendlichen Weltenraums, der sich über uns ausdehnt, auf mein Gemüt, das die qualvoll schwüle Enge dieser Gewölbe nur mit Widerstreben getragen hat. Und doch lockt mich der Zauber dieses Geheimnisses der Nacht in den Lagunen mit unwiderstehlicher Gewalt, so daß ich mich entschieße, am nächsten Tage wieder dorthin zurückzukehren. Doch der Zweck meiner Wiederkehr in diese Wasserwildnis gilt nunmehr diesen lauernden Ungetümen, die jene dunkeln, schlammigen Gewässer bewohnen und sich am Tage an den morastigen, sonnigen Ufern der Tümpel in der Sonne baden. Noch in derselben Nacht werde ich von zwei Eingeborenen aufgesucht, die sich bereit erklären, mich morgen zu den Schilfbänken, den Ruheplätzen der Krokodile, hinüberzurudern.

KROKODILJAGD IN DEN LAGUNEN

In Cannanore wohne ich im Hause der Rast, das draußen vor der palmenumsäumten Stadt an einer Bucht des Meeres liegt. Vor dem Einschlafen lausche ich noch lange auf das beruhigende Rauschen der Brandung, die mit ihrem eintönigen Lied der Ewig-

keit am leuchtenden Sand der Küste auf und nieder wallt. Auf der kühlen Veranda, umspült von der leise fächernden Meeresbrise, träume ich von den wundersamen Reizen dieses glücklichen Landes und seinen Menschen, von seiner Küste, dem weiten blauen Ozean mit den kleinen, kühnen Fischerbooten und diesen märchenhaften Lagunen, deren mystisches Wesen einen unverlöschlichen Eindruck in meiner Seele hinterlassen hat. Leise dämmernd zieht ein taufrischer Morgen hinter den hohen Wäldern der Palmen herauf. Blendendes Frühlicht steigert die zarte Tönung des Himmels zu einem immer stärker zunehmenden Blau, und bald hat das Leuchten des kommenden Tages seine ganze Intensität erreicht. Doch je weiter die Sonne sich dem Zenit nähert, um so mehr scheint ihr Glanz an reizvoller Kraft und Stärke einzubüßen. Der indische Morgen an der Palmenküste des Ozeans ist von unvergleichlicher Schönheit und erhabener Größe. Dieses leuchtende Erwachen der Natur gleicht dem Sinnbild der Auferstehung des Lebens, denn alles, was von diesem erweckenden Schein in leise gesteigerten Nuancen den Hauch des Lichtes empfängt, beginnt sich zu regen und zu beleben. Ein feuchter, dunsthafter Tau, der letzte Rest der kühlen Nacht, zieht in feinen Schleiern durch die Stille der Luft empor. Die blauen, langen Schatten der Wälder wandern lautlos über die Erde, als ob sie vor den blendenden Strahlen der Sonne fliehen wollten. Auch drüben, in den Hainen der Palmen, ist der nächtliche Gesang der Grillenheere längst verblaßt, und ein bunter Chor der Vögel begrüßt den jungen Tag mit dem schwingenden Rhythmus trillernder Sinfonien. Langsam weicht die erquickende Kühle der beginnenden Wärme des Tages, und die Monotonie des rasch zunehmenden Sonnenlichtes löst allmählich die wundervollen Reize des indischen Frühmorgens.

Drüben, zwischen den Palmenwäldern, steigt bläulicher Rauch empor, und von ferne klingt das Leben des erwachten Städtchens herüber. Schon früh in der Morgendämmerung haben die Fischer

am Strande ihre Vorbereitungen zur Ausfahrt begonnen, und zwischen den Schiffchen, die zur Ausfahrt bereit lustig die Segel blähen, spielt die muntere Fischerjugend johlend im Sande des Ufers. Kolonnen schwerfälliger Ochsenwagen ziehen auf der ausgefahrenen, sandigen Straße von der Stadt zur Küste heran. Sie sind mit wertvollen Hölzern aus dem indischen Urwald beladen und befördern ihre Fracht zur Bucht hinunter, wo die Ladung von den schweren Masullabooten dem auf hoher See liegenden, kleinen Küstendampfer zugeführt wird. Auch der in der Sonne gleißende Meeresspiegel, der in perlmutterner Färbung schimmert, beginnt sich zu beleben. Eine große Fischerflottille winziger Boote treibt mit gestrafften Segeln dort hinaus, und immer kleiner werden die Umrisse dieser niedrigen, flachen Fahrzeuge, bis sie sich endlich im blendenden Lichte des Horizontes aufzulösen beginnen. Der Schiffsverkehr an dieser Küste Indiens, die in ihrem südlichen Teil keinen eigentlichen Hafen besitzt, ist gering, und das Meer liegt fast immer in Einsamkeit. Nur in der Bucht liegen einzelne, schwerfällige Eingeborenenboote und kleine Küstensegler, die den Transitverkehr an dieser Küste besorgen. Auch das Leben am Strande ist während des Tages von einer beschaulichen Ruhe, und nur am frühen Morgen und späten Abend, wenn die Fischer ausfahren und heimkehren, regt sich dort ein buntes Treiben.

In der Sonnenglut des Mittags gehe ich hinüber zu dem Ufer des Binnenmeeres, wo meine beiden eingeborenen Begleiter ihr schmales Boot zur Fahrt in die Lagunen bereitliegen haben. Eine große Schar Männer, Frauen und Kinder sind aus ihren Hütten herbeigeeilt, und manche von den Eingeborenen wollen uns mit ihren Booten aus Neugierde zu den Bänken, wo die Krokodile liegen, begleiten. Bald durchqueren wir mit dem schmalen, flinken Kanu das Binnenmeer, auf dem eine große Anzahl dieser primitiven Catamarans treiben. In stiller Beschaulichkeit sitzen die Fischer auf den schlanken Einbäumen, um das Ergebnis ihres

Fanges abzuwarten. Manche von ihnen stehen in der Nähe des Ufers und auf Sandbänken bis zum Leibe im Wasser und werfen mit großem Geschick dort ihre Netze aus. Wir sind nun am Eingange einer dieser Kanäle, deren Einfahrt völlig mit Wasserpflanzen überwuchert ist, angekommen. Heute fahren wir in östlicher Richtung, während wir gestern einen der nördlichen Kanäle, die viel enger und dichter sind, besucht haben. Doch auch dieser Weg, der in die Wildnis hineinführt, wird immer enger, obgleich sich über uns noch der heitere, blaue Himmel öffnet. In lautloser Fahrt pirschen wir uns in das Innere des Urwaldes hinein. Dort hinter den Lagunen befindet sich nach der Beschreibung meiner Führer ein großer Tümpel, an dessen morastigen Ufern die Fischer stets große Scharen von Krokodilen in der Glut der Mittagssonne beobachtet haben. In weitem Bogen suchen wir nun die Stelle zu erreichen, an der man, die Sonne im Rücken, den See und seine Ufer von der Deckung des dichten Unterholzes aus überblicken kann. Da sehen wir auch schon die Lichtung des Tümpels am Ende der Wasserstraße schimmern, und geräuschlos gleitet das Boot dem Ausgang des grünen Tunnels entgegen.

Behutsam steuern wir ins offene Wasser und benützen langsam vorwärtsgleitend die Deckung der dicken Mangrovenstämme und -wurzeln. Dunkle Schatten der Bäume liegen wie schwarze Massen über dem Wasser. Meine Führer zeigen schweigend hinüber an den Rand des Ufers, das dem Ausgang des Kanals schräg gegenüber liegt. Dort erkenne ich durch das Glas die riesigen Leiber von zwölf Krokodilen. Regungslos liegen sie im Schlamm des Ufers, von dem sich ihre dunkeln Körper nur in unbestimmten Umrissen abheben. Einige von ihnen stieren mit weit geöffnetem Rachen in die glühende Sonne. In der Mitte des Tümpels befindet sich die von meinen Begleitern beschriebene Schlammbank, die mit hohem Schilfgras bewachsen ist. Dort drüben ist ein reges Leben von Wasserhühnern, deren lockendes Quäken aus dem Dickicht zu uns herüberschallt. Um uns herrscht die

Ruhe der Urwaldeinsamkeit. Reiher ziehen draußen weite Kreise über dem See und suchen die seichten Stellen auf den übrigen kleinen Schilfinselfen, wo sie der Fischbrut, die sich dort in ungeheuren Massen aufhält, nachstellen. Zwischen den hohen Gräsern der Schlamminsel entdecken wir plötzlich die dunkeln Körper einiger Krokodile, die es dort offenbar auf die Nistplätze der Hühner abgesehen haben. Leider kann ich von unserem günstigen Beobachtungsposten aus zu keinem sicheren Schuß kommen, denn die Entfernung, die uns von der Insel trennt, ist noch immer zu groß. Und so sind wir wohl oder übel zu einem Umgehungsversuch gezwungen, der uns in den Bereich der Tiere gelangen läßt.

Ein glücklicher Zufall will es, daß drüben, in unmittelbarer Nähe des Ufers, ein zweiter Kanal einmündet. Wir müssen uns nun rasch entschließen, auf Umwegen dort hinüber zu gelangen. Mit großer Behendigkeit rudern die Männer den Weg, den wir gekommen waren, rückwärts, und nun versuchen wir, uns unter dem Gewirr von Schlingpflanzen und Wurzeln einen Weg in jene Lagune zu bahnen. Im Fieber der Jagd geschieht dieses lebensgefährliche Wagnis, bei dem das schmale Boot öfters zu kentern drohte, mit großer Hast und unerhörter körperlicher Anstrengung. Wir müssen das Boot über eine morastige Stelle schleppen und versinken darin bis an die Hüften in dem Sumpf, der uns zu verschlingen drohte, hätten uns die Wurzeln und Schlinggewächse keinen Halt geboten. Unter Aufbietung aller Kräfte erreichen wir endlich eine offene Lagune, in deren Rinne wir wieder rasch vorwärts kommen. Aber da wir in dem Labyrinth des Urwaldes die Orientierung verloren haben, wußten wir nicht, wo wir uns jetzt befanden. Ohne Aufenthalt und auf gut Glück eilen wir rasch vorwärts. Wie ein Pfeil schießt das Fahrzeug im grünen Gewölbe dahin, und immer enger wird der Schlauch, in dem wir in eine dunkle Wildnis hineingleiten. Da zeigt sich vor uns ein heller Lichtschimmer. Es ist der Ausgang

der Lagune. In blendenden Strahlen flimmert dort das Tageslicht in die düstere Einsamkeit des Waldes. Der schwüle Hauch der Sonnenglut dringt uns entgegen. Über uns tönt das Zwitschern und Locken der Vögel, von denen wir nichts entdecken als diese kleinen, neugierigen Sittiche mit den roten Schnäbelchen. Dreist blicken sie aus dem dichten Blättergewirr herab, um die seltsamen Gäste, welche die Ruhe dieser Einsamkeit stören, zu bewundern. Jetzt wird es unter dem Gewölbe lichter, und vorsichtig nähern wir uns dem Ausgang.

Ich erkenne an der Landschaft, die uns drüben entgegenblickt, daß wir uns dem erwünschten Ziele nähern. Wir werden uns vorsichtig heranpirschen, damit wir die Tiere nicht vorzeitig vergrämen, denn die Krokodile der Wildnis sind scheu, obwohl sie unter Menschen und Tieren wenig Feinde besitzen. Geräuschlos gleitet das Boot vorwärts, dem Ende des Tunnels entgegen. Einige kräftige Ruderschläge treiben uns in eine Dickung aus buschigen Farnen und Schilfgewächsen, von wo aus das dahinter liegende Ufer überblickt werden kann. Drüben in der Nähe des Sees liegt jene mit Schilf bedeckte Schlamminsel, deren Rückseite wir nun vor uns haben. Endlich entdecke ich leise vorwärts gleitend das Schlammufer, das draußen vor der Lagune liegt. Doch noch sehe ich nichts von den Krokodilen. Mögen sie am Ende inzwischen in die Tiefe des Sees zurückgekehrt sein? — Mein Herz schlägt hörbar, als ich mich im Boote aufrichte, um hinüberzublicken. Da sehe ich in verblüffend geringer Entfernung vor mir den Körper eines großen Krokodils, das mir seinen halbgeöffneten Rachen zuwendet. Rasch nehme ich das Zielfernrohr von der Büchse. Doch das Tier hat die hastige Bewegung entdeckt und schießt lautlos wie ein Pfeil unter die grünlich schillernde Oberfläche des Wassers. Ich betrachte das Entweichen dieses kapitalen Stückes mit gemischten Gefühlen.

Doch jetzt ist mir der Weg zu den weiter drüben liegenden Tieren frei, und ich schiebe mich langsam, auf dem Bauche lie-

gend, an das freie Blickfeld heran. Hoffentlich ist die Herde durch das Verschwinden ihres äußersten Vorpostens nicht beunruhigt worden. Doch nein — drüben, kaum dreißig Schritte von uns entfernt, liegt die Schar der trägen Körper noch in der prallen Sonne. Ich zähle jetzt im ganzen etwa acht Stück. Auch einige junge, ganz kleine Tiere sind darunter. Ihre Leiber liegen breit, wie leblos im grauen Schlamm. Manche von ihnen sind bis zur Hälfte vom Wasser bedeckt, so daß von der grünlich schillernden Bauchseite nichts mehr zu sehen ist. Es gilt, jetzt rasch zu handeln. Das auserwählte Opfer, ein riesiges Tier, liegt außerhalb der Herde mit offenem Rachen am oberen Rande des Ufers. Ich halte auf die vom Panzer ungeschützte Stelle zwischen Schädel und Vorderläufen. Der Knall meiner Mauser weckt ein hundertfältiges Echo in der Einsamkeit; während die übrige Herde mit blitzartiger Geschwindigkeit unter dem hoch aufspritzenden Wasser untertaucht, verendet das getroffene Tier mit zuckenden Bewegungen seines Schweifes, der mit ungeheurer Gewalt die graue Masse des Schlammes peitscht. Nachdem alles still geworden ist, rudern wir hinüber zum Ufer, um die Beute in Augenschein zu nehmen.

An Ort und Stelle wird das Krokodil zerwirkt. Es ist ein ausgewachsenes Exemplar von etwa fünfzehn Fuß Länge. Um die Züge seines riesigen Rachens spielt ein erstarrtes, zynisches Lächeln, und aus den schillernden, grünen Augen weicht langsam das Leben dieses alten Burschen. Bei der Öffnung des Magens finden wir unter Steinen, Tang und Pflanzenresten eine erstaunlich große Anzahl noch unverdauter Fische, das opulente Frühstück eines alten Krokodilfamilienvaters. Mit scharfen Weidmessern lösen wir unter großer Mühe den zwei Zoll dicken Panzer, und noch ehe die Dämmerung hereinbricht, landen wir wohlbehalten in der Bucht und ziehen mit der Beute hinauf zum Bungalow, wohin uns eine schaulustige Menge Strandbewohner folgt. Noch bis in die Nacht ist das Haus der Rast von den Neugierigen



Schlangenbeschwörer



Abendstimmung im Binnenmeer an der Ostküste



Masullaboot auf hoher See

belagert, die mit stiller Ehrfurcht den getöteten dämonischen Gott der dunkeln Wassertiefen mit heiliger Scheu bewundern.

ELEFANTENFANG IN MYSORE

Im Staate Mysore, in seinen dichten Gras- und Baumschüngeln, die von einer ungemein reichen Tierwelt bevölkert sind, sollten einmal wieder wilde Elefanten eingefangen werden. Ein solch seltenes Ereignis, das selbst in Indien, wo es sicherlich nicht an wunderlichen Dingen solcher Art fehlt, zu den „Sensationen“ gehört, muß man nicht unbesehen an sich vorübergehen lassen. Von einem mir bekannten höheren englischen Regierungsbeamten, der am Hofe des Maharadschas von Mysore weilt, erhielt ich die Einladung, dem Treiben und Fang der Tiere beizuwohnen. Die Jagd fand auf Betreiben der Regierung von Mysore statt und gestaltete sich zu einer Art sportlichem Ereignis, das mit seinem fremdartigen Charakter manche Reize versprach und mit einem großen Aufwand an Mühen und Opfern eingeleitet und durchgeführt wurde. Das Ergebnis des Fanges sollte teilweise zum Verkauf und zur Ergänzung und Auffüllung der Staatselefantenbestände bestimmt sein. Da in dem Gebiet, in dem der Fang stattfinden soll, große und zahlreiche Elefantenherden beheimatet sind, rechnete man mit einem stattlichen Ergebnis und versäumte nichts, um die umfangreichen Vorbereitungen nach den Regeln des Fanges und der seitherigen Erfahrungen, die man darin gemacht hatte, erfolgreich zu gestalten. Das Erlebnis gehört zweifellos zu den imposantesten und gewaltigsten seiner Art, das ich während meines Aufenthaltes in Indien gehabt habe.

Der Staat Mysore befindet sich im südlichen Indien. Es ist einer der einheimischen Vasallenstaaten, die nicht unmittelbar

unter der englischen Herrschaft stehen und von ihrem Fürsten unter der Aufsicht der Engländer selbst verwaltet werden. Mysore ist eines der reichsten Länder des Südens, und insbesondere seine Bodenschätze, die Erz- und Goldminen, die es besitzt, liefern ein gutes Ertragnis. An der südlichen und westlichen Grenze des Landes verebben die nördlichen Ausläufer der Blauen Berge und des großen, westlichen Randgebirges. Sie führen wie eine breite, gigantische Terrasse hinab in die Ebenen von Mysore, die von unendlichen Gras- und Baumschüngeln bedeckt sind. Diese Gebiete bilden das Dorado der wilden Elefantenherden, die diese Wälder als ihre bevorzugten Futterplätze aufsuchen. Denn die jungen, spitzen Triebe der Bambusse, die wie Lanzen empor-schießen, sind süß wie das Rohr des Zuckers, welches der Elefant auch nächtlicherweile in den Zuckerpflanzungen des Landes nascht. Ungeheure Gebietsteile, durch welche die Herden der Rüsselträger wechseln, gleichen einem Trümmerfeld der Verwüstungen, und oft hat es den Anschein, als ob dieses Chaos von dem Mutwillen, der den Trieb der Zerstörung in diesen Tieren weckt, hervorgerufen sei. Auf unseren Jagdstreifen im Süden Indiens sah ich häufig diese Fährten, die mit ihren oft mysteriösen Hinterlassenschaften mitten im tiefsten Urwald im Menschen ein merkwürdiges Gefühl der Unruhe hervorrufen können. Oft war durch dieses Vernichtungswerk im dichten Dschungel eine regelrechte Lichtung entstanden, auf deren zertrampeltem Boden die Ruinen von geknickten Baumleichen und die langen, schlanken Bambusstämme wie die Trümmer eines eingestürzten, riesigen Holzgerüsts umherlagen.

Als ich in Mysore ankam, waren bereits zahlreiche Gäste des Fürsten erschienen, die dem spannenden Ereignis als Zuschauer beizuwohnen eingeladen waren. Von Mysore ging es südlich durch die trockenen, heißen Ebenen in den bergigen Dschungel hinein. Die Keddahs (Fangvorrichtungen) liegen tief in der Wildnis. Dort hören die Wege und Straßen auf, und wir besteigen

die Reitelefanten, die uns mit ihrem schaukelnden Gang durch den unwegsamen, mit dichtem Unterholz und hohem Gras bedeckten Urwald führen. Der Wald ist wie ausgestorben, und es ist, als ob unser Nahen alles Lebendige verscheucht hätte. Nur in den Baumkronen flirrt das bunte Vogelleben, und ab und zu flüchtet hoch über unseren Köpfen eine scheltende Affenherde waldeinwärts.

Wir passieren die Furt eines Flusses, in dessen klarem, einladendem Naß die Elefanten bis zum Bauch im Wasser waten. Unsere braven Reittiere stillen ihren Durst, indem sie ungeheure Wassermengen schlürfen. Einige von ihnen plätschern übermütig mit den Rüsseln im kühlen Wasser und machen Miene, sich niederzulegen, um ein Bad zu nehmen. Nur mit Mühe werden sie von den Mahouts zum Weitergehen angetrieben. Die Wärme des Tages liegt wie eine Lohe über dem Dschungel. Der Ritt ist in der Hitze des Tages und durch die schwankenden Bewegungen des Howdah recht anstrengend und ruft eine Art unangenehmes Schwindelgefühl hervor. Endlich geht es bergan, und wir sollen bald am Ziele sein. Man durchquert eine weite Grasfläche, ein wogendes Schilfmeer von über sechs Fuß Höhe. Wie die schweren Körper phantastischer Boote gleitet die Reihe der Elefanten mit ihren lebendigen Lasten durch das dürre, sonnenverbrannte Dickicht, das wie rauschendes Wasser an uns vorüberzieht. Im Süden, in der Ferne, steigt die hohe Mauer der Berge in den eintönigen, wolkenlosen Himmel, und obwohl die Sonne schon tief steht, freuen wir uns auf den Schatten des Waldes, von dem uns nur noch eine kurze Entfernung trennt.

Nach fünfstündigem Ritt sind wir endlich müde und erschöpft beim Keddah angelangt. Eigentlich sind es zwei, denn ein kleiner Teil liegt weiter drüben und ist von der großen Umzäunung durch ein Tor getrennt. Es ist der Kral, in den die Elefanten später nach dem Eintrieb verbracht werden. Ich bin erstaunt, über diese gewaltigen Vorbereitungen, die wir mitten im Ur-

wald antreffen. Große Zelte und provisorisch aufgeschlagene Baracken sind abseits des Keddah für die Unterkunft der Gäste errichtet worden. Eine Menschenmenge von bunter Mischung bevölkert den sonst so einsamen Dschungel. Europäer in khakifarbenen und weißen Anzügen, mit Büchsen und Fernglas bewaffnet. Vornehme Eingeborene vom Hofe des Fürsten in abendländisch-indischer Tracht, halb Europäer, halb Inder, mit hohen, seidenen Turbanen, eleganten Bridges und Lackreitstiefeln, in deren Schaft die Reitpeitsche steckt. Der Troß uniformierter Diener, Boys, Aufwärter und Schirmträger mit dem goldgestickten Wappen des Fürsten auf Brustlatz und Turban eilt geschäftig hin und her. Exotische Punkahträger verfolgen ihre Herren auf Schritt und Tritt und schwenken unaufhörlich kunstvolle Fächer aus Palmblättern über den Köpfen der Europäer. Der Fürst läßt seine Gäste glänzend bewirten. Ein hervorragendes Diner, das, weiß Gott wie, mitten im Dschungel von kunstgerechter Hand zubereitet war, bildet die Einleitung des Schauspiels, das allerdings schon vier Tage vorher in der weiteren Umgebung mit dem Eintrieb der Herde begonnen hatte. In der Nähe des größeren Keddahs war eine Art Hochsitz errichtet, auf dem die Gäste später beim Beginn des Eintreibens Platz nehmen sollten. Der Dschungel war auf große Strecken gelichtet, so daß man den Antrieb gut verfolgen konnte, und ringsum waren Palisaden errichtet, um das Ausbrechen der Elefanten zu verhindern.

Die Keddahs bestehen aus einer roh gezimmerten, starken Umzäunung, die teilweise zwischen den Bäumen verankert und von außen durch Streben gestützt ist. An der Südseite befand sich ein schmaler Eingang. Inmitten des Krals hat man einige starke Bäume stehenlassen, woran später die Gefangenen gefesselt werden. Die Palisaden sowie die übrigen Aufbauten waren, um die Tiere nicht vorzeitig zu vergrämen, mit Gestrüpp und Laubzweigen verkleidet, so daß sie fast von dem übrigen Dschun-

gel nicht zu unterscheiden waren. Schon wochenlang dauerten die umfangreichen Vorbereitungen zu diesem Treiben. Der Keddah und was wir sonst noch vor uns sahen, waren nur bescheidene Teile dieser Mühen und Arbeiten. Auch draußen im Dschungel, weit in den Bergen, befinden sich Barrikaden und Dämme, mit denen man während des Eintriebes das Ausbrechen der Herde verhindern will. Schon seit Wochen sind die alten erfahrenen Fährtensucher mit der Rekognoszierung beschäftigt, und über fünfzehnhundert Kulis sind aufgeboten, um den Trieb zu vollenden. Viel lieber hätte ich mir draußen diese taktisch so interessanten Bewegungen der Umgehung und Einkreisung mit angesehen, als daß ich hier im Keddahkamp die Zeit nutzlos verbringe. Boten melden zwar, daß die eingeschlossene Herde nicht mehr weit entfernt sei und der Eintrieb wohl noch im Laufe der Nacht beginnen könne. Doch der Mensch denkt und der Elefant lenkt, hieß es auch in diesem Falle; denn wir warteten die ganze Nacht auf den Alarm, der nicht erfolgte. Die Herde, es sollen gegen sechzig Stück sein, ist in der Nacht nach Westen durchgebrochen, und nun muß sie erneut umgangen und zusammengetrieben werden.

Ich war untröstlich, daß man uns dieses interessante Schauspiel vorenthielt und wäre zu gerne aufgebrochen, um zur Treiberkette zu gelangen. Doch dies, sagt man mir, sei bei der Unwegsamkeit der Wildnis fast unmöglich und zudem mit großen Gefahren verbunden. Die Herde konnte sich nicht mehr sehr weit befinden, denn wir hören in der stillen Morgendämmerung aus der Ferne das schnarrende Trompeten der Dickhäuterschar zu uns herüberdringen. Wenn nun alles gut geht, werden wir die Elefanten am frühen Morgen schon in dem Keddah haben. Noch lagert über der Wildnis das dunsthafte Grau des Morgens. Im Kamp ist schon alles auf den Beinen. Späher und Boten bringen die Nachricht, daß sich die Herde im Anmarsch befindet. Schon ertönt auch der Lärm des Treiberheeres, der von der fri-

schen Brise des Morgens bald stärker, bald schwächer zu uns herübergetragen wird. Bricht nun die Herde am Ausgange des Talkessels wieder durch, so werden wir noch einmal Geduld haben müssen. Man schickt an diese gefährliche Stelle Verstärkungen, um die Kette der Treiber an jenem fragwürdigen Wechsel zu verdichten. Im Lager ist die Erregung über das bevorstehende Ereignis gestiegen. Doch es dauert Stunden, ehe wir etwas sehen und hören. Auch der Treiberlärm ist schwächer geworden und allmählich ganz verstummt. Es wird von einem Tiger berichtet, der heute früh in der Dämmerung den Kreis der Treiber passiert hat. Außerdem sollen zwei Treiber bei ihrem waghalsigen Versuch, die ausbrechenden Elefanten zurückzuhalten, zu Tode getrampelt worden sein. Es werden wohl nicht die letzten Opfer dieser wilden Jagd sein. Im übrigen ist der Bericht günstig. Die Herde ist etwa drei bis vier Kilometer entfernt, in einer Lichtung eingeschlossen. Man will die gehetzten und beunruhigten Tiere zur Ruhe kommen lassen und baut in der Zwischenzeit an den Durchbruchstellen Barrikaden aus gefällten Baumstämmen und dichtem Dornengestrüpp.

Wenn die Sonne am höchsten steht, soll der forcierte Eintrieb beginnen. Auf einen Kilometer Entfernung ist ein keilartiger Kral errichtet, der wie ein Trichter in den Keddah mündet. Wenn die Herde sich schon einmal in dieser Enge befindet, gibt es so leicht kein Entrinnen mehr. Pünktlich um die Mittagsstunde setzt der Höllenlärm der Treiber ein. Jeder dieser sechszehnhundert Menschen gibt an Geräuschen her, was er zu leisten vermag. Unter den Zuschauern im Kamp herrscht Endspurstimmung. Alles blickt hinüber zur Lichtung, durch die das wilde Heer herbeirasen wird. Wie ein Bühnenprospekt mutet diese Szene an; rechts und links die plastischen Kulissen der mächtigen Urwaldbäume und Bambusse. Über diesen hängt die Soffitte eines dunstblauen, wolkenlosen Himmels, und im Hintergrunde ragt die dunkle Mauer des Baumschungels

empor. Im Kamp herrscht die spannungsvolle Ruhe einer gesteigerten Erwartung.

Alles ist in Deckung gegangen, und hinter den Einfalltoren, die von zwei riesigen Baumstämmen flankiert sind, harren, im Dickicht verborgen, die nackten, braunen Männer, die das geöffnete Tor des Gefängnisses nach dem Eintrieb zu schließen haben. Da — plötzlich belebt sich der Waldrand. Sie kommen! — Jetzt beginnt die überwältigende Ouvertüre dieser dramatischen Szene. Ein verzweifelter Trompeten und Schnauben aus Dutzenden von hoch erhobenen Rüsseln. Das hohe Unterholz bewegt sich, und überraschend plötzlich sind vier — sechs — zwölf Elefanten auf dem Schauplatz der letzten Phase ihrer Freiheit erschienen. Mit den Gläsern vor den Augen starren wir hinüber zum Waldrand. Immer mehr Tiere drängen sich aus der Dickung, und es ist, als ob sie die anderen vor sich herstoßen. Manche junge, ganz kleine Tiere befinden sich zwischen den grauen Riesen, die sich verzweifelt mit den Stoßzähnen und den gesenkten, mächtigen Stirnen weiterschieben. Der Lärm der Treiber ist wie das Brausen eines Orkans. In langsamem Trott bewegen sich die ersten der Tiere prustend und in wirrem Durcheinander über die Lichtung. Voraus, mit hoch erhobenem Rüssel und mächtigen Stoßzähnen, die gesprengelten Ohren gespreizt, ein alter Herdenbulle. Er führt mit schnarrenden Trompetentönen sein Volk geradenwegs dem Verderben entgegen. Noch scheinen die Tiere nicht zu ahnen, was ihnen bevorsteht. Doch die immer enger werdende Sperre, in die sie sich förmlich hineindrängen, erweckt offenbar in ihnen Mißtrauen und den wilden Instinkt der Freiheit. Ein letzter Ausbruchversuch, der die ungeheure Erregung zu höchster Spannung treibt, wird durch die Barrikaden und die dahinter wetternde Meute der Treiber vereitelt. Schon rennen die ersten dieser wagemutigen Kerle mit hochgeschwungenen Feuerbränden drüben über die Lichtung. Im Stechtrab setzt sich das Gros der Herde in der Richtung auf

den Keddah in Bewegung. Doch als der Schlauch, in den sie hineinflüchten, enger und enger wird, packt die Tiere Angst und Verzweiflung. Ein wildes Drängen entsteht in der Herde. Die hinterher stürmenden Massen schieben mit der furchtbaren Kraft ihrer Schädel, die krachend aneinanderprallen, nach vorne. Es entsteht ein höllischer Wirrwarr, in den sich das furchtbare Getöse der keuchenden Tiere, der Lärm der Treiber und das Brechen der Äste mischt.

Zwischen den vorwärtsstürmenden und zurückdrängenden Tieren bricht ein gigantischer Kampf aus, der mit den gewaltigen Schädeln und den langen Stoßzähnen ausgefochten wird. Doch es gibt kein Zurück mehr, denn im Rücken nahen die menschlichen Henkersknechte, und fiebernd lauern die Torwärter hinter der Öffnung des Keddahs auf die heranstürmende Herde, die brausend wie ein wilder Bergstrom in ihr Gefängnis schießt. Rasch werden die Torbarrikaden vorgeschoben und verriegelt, und nun ist das Schicksal der gehetzten Tiere besiegelt. Polternd rennen die Schädel der Gefangenen gegen die Palisaden, die unter dem immensen Anprall zu wanken scheinen. Ein großer Bulle tobt wie wahnsinnig. In seiner Wut trampelt er die jungen Tiere nieder und versucht, mit hoch erhobenem Rüssel im Keddah umherstürmend, einen Ausweg in die Freiheit. Überall, wo er mit der furchtbaren Kraft seines Körpers einen Rammversuch unternimmt, wird er von den Lanzenspitzen der Wächter empfangen, bis er sich zuletzt zu der übrigen Herde gesellt.

Nun können wir von den Hochsitzen aus die Tiere mit Ruhe mustern. Es sind im ganzen vierundfünfzig, worunter sich eine Anzahl junge, kaum ein- und zweijährige Babys befinden. Ängstlich drängen sie sich an den zitternden Körper ihrer Mütter, die sie mit den Rüsseln zu beruhigen suchen. Es ist ein leidvolles Bild der Traurigkeit, das die menschliche Seele, das empfindsame Gemüt tief erschüttert und das Gefühl großen Mitleids erweckt. In den kläglichen Bewegungen dieser unglücklichen Tiere

prägt sich die schwere Erschütterung ihres seelenvollen Tiergemüts aus. Manche von ihnen verharren in stummer Haltung, mit schlaff herabhängendem Rüssel und müdem Auge, während andere wieder ihren Launen der Zerknirschung und Mißstimmung durch wuchtige Püffe und Stöße Luft zu machen suchen. Ein Weibchen beklagt in jammervollem Grunzen ihr und der Herde Geschick. In monotonem Hin- und Herwiegen des Kopfes verleiht sie ihrer Trauer über den Verlust der Freiheit und des wilden Glücks in ihrer Dschungelheimat tiefbewegten Ausdruck.

Die Treiberführer erzählen von riesiger Mühe und Arbeit. Tag und Nacht waren sie auf den Beinen, um die Fühlung mit der Herde nicht zu verlieren und in ihrer ganzen Stärke zusammenzuhalten. Doch es gelang ihnen nicht. Denn ursprünglich sollen es über achtzig Tiere gewesen sein, von denen am Tage vorher nahezu die Hälfte durch einen kühnen Durchbruch ihre Freiheit im Dschungel wieder erlangte. Gut so — denn selbst das Ergebnis von vierundfünfzig Stück ist viel für einen einzigen Fang, der mit dieser Zahl einen glänzenden Erfolg bedeutet. Oft sind die Fangergebnisse so gering, daß sich der Riesenaufwand an Arbeit und Opfern kaum lohnt.

Was nun folgt, ist seinem tieferen Sinne nach weit tragischer als alles Vorangegangene. Es ist die Fesselung der Gefangenen, die wie wilde verbrecherische Sträflinge behandelt und mit Hilfe ihrer eigenen, zahmen Genossen geknebelt werden. Zweifellos ist dieses Ereignis neben seiner tiefen Traurigkeit eines der interessantesten Momente des ganzen Fangmanövers. Nachdem die Tiere der Herde ruhiger geworden sind und sich an ihre neue Umgebung gewöhnt haben, werden sie von den zahmen Elefanten, die mit ihren Mahouts und dem „Feßler“ besetzt sind, in die Mitte genommen. An die großen und gefährlichen Bullen geht man zuerst heran. Sie werden von je zwei zahmen Elefanten eingeschlossen, während der kühne Feßler, der inzwischen auf die Erde herabgestiegen ist, dem „Wilden“

die armdicken Juteseile um einen Hinterfuß schlingt. Es ist die gefährlichste Arbeit, die eine ungeheure Kaltblütigkeit und entschlossene Behendigkeit erfordert. Die Tauenden werden dann um einen Baumstamm gelegt und das sich heftig sträubende Tier dort festgebunden. Diese Prozedur ist von grausamer Härte, und kaum vermag man diesem inhumanen Vorgang mit den Augen zu folgen, ohne von dem Leiden der Tiere, die sich mit furchtbarer Gewalt von den Fesseln zu befreien suchen, sehr erschüttert zu werden.

Geradezu merkwürdig ist bei all diesen Vorgängen das verräterische Verhalten der zahmen Elefanten, die mit sichtlich großer Befriedigung dazu beitragen, das traurige Los ihrer wilden Genossen zu besiegeln. Diese vierbeinigen Henkersknechte, die besonders zu diesem Schergendienst abgerichtet sind, besorgen den Verrat an ihrem eigenen Geschlecht mit der größten Kaltblütigkeit. Nicht nur, daß sie allein die Arbeit des Festhaltens, Knebelns und des Gefangenentransportes besorgen, nein, sie behandeln die gepeinigten Opfer oft mit elefantischer Roheit, die ich diesen gutmütig aussehenden Dickhäutern nie zugetraut hätte. Durch Püffe und Stöße mit den Stoßzähnen und Schieben mit Hilfe des Schädels suchen sie ihren wilden Genossen „Kultur“ beizubringen. Doch andererseits ist es auch rührend zu sehen, wie sie die gefesselten Tiere mit Nahrung versorgen, die sie aus den Bambus- und Grasdschungeln herbeischleppen. Oft erwacht jedoch in den „Wilden“, welche die Freiheit des Urwaldes nicht so rasch vergessen können, der Instinkt ihrer Urtriebe, und manche versuchen dann, ihre zahmen Genossen in den Dschungel zu schleppen. Es wurde mir auch von einem Fall erzählt, wo ein alter, zahmer Bulle während der Arbeit im Urwald ausgerückt war und später, nach fünfjähriger Freiheit, anlässlich eines Triebes im Keddah wieder gefangengenommen wurde. Das Tier hatte trotz aller wiedererweckten, wilden Instinkte, die sich bei ihm äußerten, seine Dressur nicht vergessen

gehabt und gehorchte sofort den Befehlen des Mahout, der mit seinem Ankus (Führereisen) die alten Erinnerungen rasch wieder in ihm erweckte.

Für uns war das außergewöhnliche Ereignis des „Kralens“ zu Ende. Für die Elefanten noch nicht. Sie mußten noch einige Tage unter Leitung und Führung ihrer zahmen Genossen im Dschungel gefesselt exerzieren und traten dann ihren Marsch in die Städte der Menschen an. Dort sahen wir sie später in den Ställen von Mysore wieder, wo man den Bullen ihre Stoßzähne um einige Handbreit verkürzte und sie mit dem Schmuck goldglänzender Messingspangen umwand. Zwei mächtigen Bullen wurde die ehrenvolle Tätigkeit als Staats- und Prunkelefanten zuteil, die übrigen wanderten unter das Elefantenproletariat, wo sie nach der Dressur auf entlegenen Arbeitsstätten das harte Los schweren, arbeitsreichen Dascins mit ihren Schicksalsgenossen teilen.

IM STAATE HYDERABAD

Auf meiner Reise von Madras nach Bombay kam ich, die glühend heißen Steinwüsten des Dekhans passierend, durch den Staat Hyderabad. Er ist das größte Staatengebilde Indiens, welches nicht unmittelbar unter der Herrschaft Englands steht und daher zum großen Teil auch die Reize seiner Ursprünglichkeit bewahrt hat. Diese von westlicher Kultur wenig beeinflusste Wesensart des Landes konnte ich besonders in seiner von malerischen Reizen erfüllten Hauptstadt Hyderabad beobachten. In ihren Mauern glaubte ich mich in die Zeit vergangener Jahrhunderte zurückversetzt. Das Leben bunter, orientalischer Bewegtheit wogt in farbiger Flut durch die engen, von dem Schatten hoher, schmaler Häuser verdunkelten Straßen

und Gassen, die auf beiden Seiten von strotzend gefüllten Händlerbuden begleitet sind. In Hyderabad hat der Nizam seinen Wohnsitz. Es ist der regierende Fürst des Landes, das unter der wohlwollenden Oberhoheit der Briten steht. Sein Palast liegt mitten im farbigen Getriebe der Stadt. Er ist in sarazenischem Stil erbaut und von einem großen, von Kolonnaden begrenzten Hof umgeben, in dem sich Tausende von gurrenden Tauben tummeln. Der Palast ist alt. An seiner mit maurischen Bogen und bunten Arabesken verzierten Fassade bröckelt farbiger Verputz herab, und der reiche, barockartige Stuck, der an den Wänden der Hallen und Gänge emporklettert, ist der Nistplatz der Tauben, deren Exkremente sich, von den Gesimsen herabhängend, zu einer Art Tropfsteingebilde verhärtet haben.

Doch einsam und verlassen liegt das märchenhafte, träumerische Schloß und seine Höfe und Gärten, die es umfassen. Denn der Nizam ist ein von dem Geiste der Wanderlust erfüllter Mann, dem es anderswo besser gefällt als zwischen den Grenzpfählen seines Staates, dessen Geschick der englische Resident in Gemeinschaft mit den eingeborenen Ministern des Fürsten lenkt. Einst sah ich den Nizam im Süden des Landes. Eine eigenartige Erscheinung mit apathischen Gesichtszügen, auf denen sich Weltfremdheit und -verachtung ausdrückte. Seine Gestalt trug die mittelalterliche Tracht seines Landes, und auch der Hofstaat erschien in dem Gepränge exotisch-bunter Kostüme. Turban und Brustlatz waren mit schweren Diademen und Behängen von großen, blinkenden Edelsteinen geschmückt, und in den Ohren trug der Monarch haselnußgroße Smaragde und Diamanten. Sein Reichtum ist ebenso märchenhaft und wundersam wie seine Launen, mit denen er das Heer seines malerischen Stabes in ständigem Atem hält.

Der Nizam unterhält in seinem Lande ein eigenes Heer. Die Soldaten seiner Garde, in historischen Uniformen, mit bizarren Kopfbedeckungen und kunstvollen alten Waffen, bilden einen

mittelalterlichen lebendigen Bestandteil des Palastes. In den schattigen Gärten des Schlosses beschäftigen sich kleine Höflinge mit vielerlei grotesken Spielzeugen, unter denen sich große, holzgeschnitzte Tiere auf beweglichen Rädergestellen, Elefanten, Kühe und eine ganze Menagerie wilder Bestien mit fratzenhaften Gesichtern befinden. Der junge Prinz reitet auf einem munteren Zwergpony kriegerische Attacken auf die Reihen der hölzernen wilden Tiere, die er mit seiner langen Reitpeitsche bearbeitet. Livrierte Lakaien, mit langen Haarwedeln in den Händen, rennen schwitzend hinterher, um dem Angriff der Mücken auf das schmale Gesichtchen der kleinen Hoheit zu wehren. Ein echt indisches Idyll in stimmungsvoller Umgebung, welche die Gedanken an die Vergangenheit und Unberührtheit dieses Landes wach werden läßt. In den Anlagen, die zwischen den Kolonnaden liegen, leuchten aus grünen Beeten feurige Blumen. Rieselnde Fontänen plätschern im sonnenglitzernden Wasserbecken, an dessen Rand Pfauen ihr farbenprächtiges Rad schlagen und sich die Scharen weißer Tauben tummeln.

In der Nähe liegen die Staatselefantenställe, in denen sich die ewig schaukelnden, dunklen Körper einiger hundert Rüsselträger befinden. Eine Elefantenkolonne schleppt auf dem Rücken ungeheure Schilfrohrbündel, die Futtervorräte ihrer Genossen, herbei. Mit schnarrendem Trompeten und lebhaftem Winken mit den Rüsseln werden die Ankömmlinge, die wie wandernde Strohieten aussehen, begrüßt. Man zeigt mir herrliche, goldstrotzende Schabracken und reich verzierte Palankine von ungeheurem Wert, mit denen man bei festlichen Gelegenheiten gegen hundert dieser Tiere aufzuzäumen imstande ist. Auch einen kleinen zoologischen Garten nach europäischem Muster besitzt die Residenz des Nizams. Träge liegen die durstleczenden Tiere, prachtvolle Exemplare von Königstigern, Löwen und Panther, hinter den Gittern ihrer Käfige, über denen die glühende Sonne des indischen Sommers brennt. Der Garten,

der hohe, schlanke Palmengruppen und schattige, weitverzweigte Bäume mit duftenden Blüten beherbergt, ist öde und verlassen. Nur wenig scheinen sich die eingeborenen Bürger für diese Tiere zu interessieren, die der Nizam draußen in der Wildnis seines Staates in Gruben und Fallen einfangen ließ, um die Könige des Urwalds seinem Volke in der Nähe zu zeigen.

Draußen vor den Mauern des Parkes flutet das bunte Leben der Menschen vorüber. Durch einen ewig grauen Nebel von Staub und Dunst bewegt sich die hin und her wogende Masse hastiger Fußgänger, Reiter und Gefährte. Selten sah ich das Leben einer orientalischen Stadt in solch farbiger Mannigfaltigkeit und Bewegtheit wie in den von allen Reizen des blendenden Sonnenlichtes überfluteten Stadtvierteln. Was mich an diesem regen Treiben besonders erfreut und meine volle Bewunderung erweckt, ist die Ursprünglichkeit seines Wesens und die Echtheit dieser unverfälschten Art, in der sich das Volk hier frei und unabhängig von allen fremden Einflüssen zeigt. Noch immer scheint die Bevölkerung trotz aller Versuchungen, die in der Gestalt der lebensfremden Kultur drohen, die alte Tradition bewahrt zu haben, denn man sieht fast nichts, was einem an die Einflüsse des Abendlandes erinnern könnte.

Die Einwohner Hyderabad sind meist mohammedanischen Ursprungs und Glaubens, was auch besonders die vielen weißleuchtenden Moscheen, die teils mitten in der Stadt und an ihrer weitläufigen Peripherie liegen, zeigen. Ihre große, stämmige Gestalt unterscheidet sie von den Hindus, und viele von ihnen tragen lange, ehrwürdige Bärte nach Art der Moslems. Ihre Kopfbedeckungen bilden übermäßig große Turbane, während die Tracht aus weiten Pluderhosen besteht, die wie geraffte lange Tücher um die Beine wehen. Vielfach tragen die Männer bunte, kurze Westen oder weiße Überhemden, die bis zu den Knien herabhängen. Doch auch viele Hindus, Tamulen aus dem Süden, mit kahlen Schädeln und schwarzen Haarknoten im Genick,

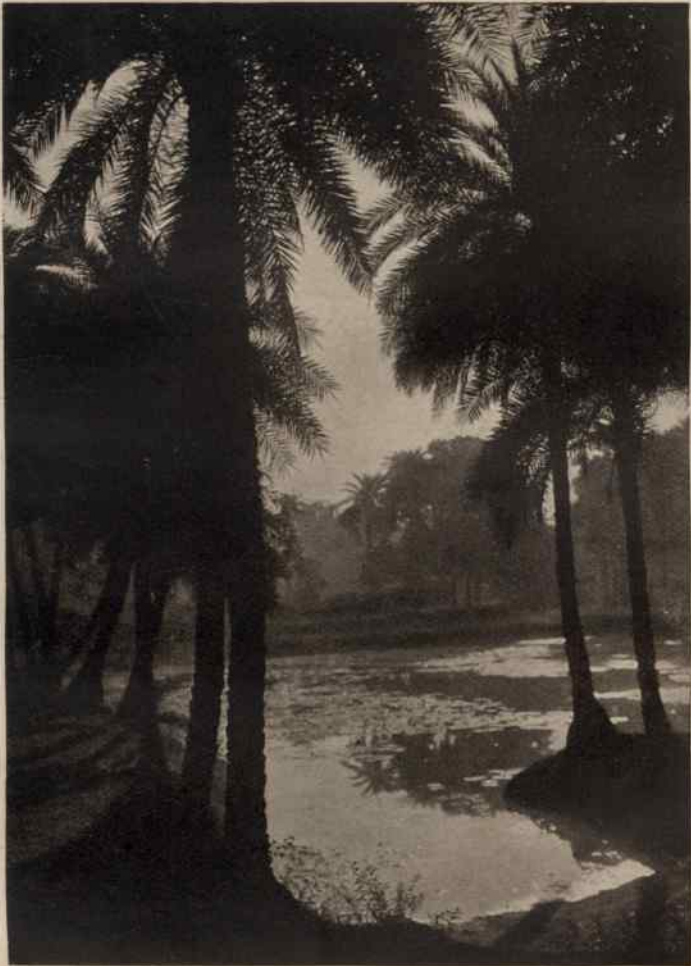
halbnackte Brahmanen mit entblößtem Oberkörper und den Zeichen Shivas auf der Stirne, Shiks, Radputen begegnen mir in dem tumultuarischen Treiben der Straßen. Überall, wohin das Auge blickt, findet es die starken Kontraste von blendendem Licht und tiefen purpurnen Schatten, das grelle Farbenspiel, mit welchem die Gewänder der Menschen, die bunten Fassaden der Häuser und die tausendfältigen Auslagen der Händlerbuden, die Straßen erfüllen. Das kribbelnde Leben, welches über die von feinem weißen Staub bedeckten Straßen wogt, wird zwiefach gesteigert durch die huschenden und flimmernden Schattenrisse, mit denen sich alles Lebendige auf dem kreidigen Gesicht der Straße widerspiegelt.

Im Zentrum der Stadt erhebt sich ein dekorativer, in strahlendem Weiß leuchtender Torbogen, der von minarettartigen Türmchen flankiert ist. Unter seinen schattigen Gewölben hocken die Gestalten fliegender Händler mit duftenden Backwaren und nackte Bettler, welche, ein mitleiderweckendes Lächeln auf ihren verdorrten Zügen, um Almosen jammern. Einer von ihnen, ein blinder bärtiger Greis, zum Skelett abgemagert, in Lumpen gehüllt, wackelt unaufhörlich murmelnd mit seinem kahlen, alten Schädel. Krampfhaft schließt er die weit vorgestreckte Knochenhand, wenn ein Kupferpies hineingleitet. Eingeborene Polizisten des Nizam, die turbanartige Tschakos und weiße Uniformen nach europäischem Muster tragen, laufen scheltend und gestikulierend hin und her, um die Ordnung der Straße aufrechtzuerhalten. Doch die Menge kümmert sich nicht viel um die Hüter des Gesetzes, die drohend ihre Knüppel über den Köpfen der vorbeiziehenden Menschen schwingen.

Ehe ich weitergehe in diese farbenschillernden Gassen, wo die Textilhändler ihre herrlichen Teppiche und die mit lebhaften Mustern und Farben bedruckten Stoffe zeigen, lasse ich das laut pulsierende Leben der Straße an mir vorbeiziehen. Wie sehr unterscheidet sich doch das freie und ungebundene Treiben der

von allen Reizen der Ursprünglichkeit erfüllten Stadt von der Einförmigkeit der südlichen Städte, deren Wesen den Charakter des Alltags trägt. Hier in der von quellendem Leben erfüllten Residenz des Nizams ist nichts, was das unruhevoll wandernde Auge ermüden könnte; denn reich ist die Fülle an wechselvollen Eindrücken, die in malerischer Farbigkeit an dem Beschauer vorüberziehen. Mitten in der Stadt scheint sich das gesamte Dasein eines großen Teils der Bevölkerung auf der Straße abzuspielen, denn man arbeitet, faulenz, ißt und schläft auf der Straße, und ich sehe viele Menschen, die dort am Tag und in der Nacht ihr ganzes Lebenswerk verrichten. Man kommt, geht, plaudert, handelt, feilscht und bettelt im Schatten der Häuser und unter den senkrecht herabfallenden Strahlen der Mittagssonne, die zitternd auf der weißen Staubschicht der Straße liegt.

Drüben am Rande einer langen, niedrigen Mauer kauern die Gestalten schlafender Lastträger, die, ohne von dem tosenden Lärm des Verkehrs gestört zu werden, ihre Mittagsruhe halten. Zwischen ihnen hocken andere Männer mit großen Turbanen und farbigen Gewändern, die von grünen Palmblättern Reis essen, Betel kauen und ein beschauliches Spiel mit farbigen, hölzernen Stäbchen machen. Eine Kamelkarawane rastet an der einen Seite der Straße, während die Treiber im Schatten ihrer wiederkäuenden Tiere und Lasten Siesta halten und mit den wasserschöpfenden Hindufrauen am Brunnen schäkern. Geschäftige Handwerker sitzen niedergekauert vor ihren offenen, kleinen Werkstätten über der Arbeit. Für das Leben, das um sie braust, haben sie weder Ohr noch Sinn. Auch die fetten, behäbigen Lebensmittelhändler hocken teilnahmslos, wie Statuen, auf ihren farbigen Polstern und saugen mit behaglichem Phlegma an dem Meerschammundstück der gurgelnden Hookah, die sie wie ein Heiligtum zu ihren Füßen bewahren. Fast werden sie erstickt von den gehäuften Stapeln ihrer Waren, die in wirrem Durcheinander oft die Hälfte der Straße bedecken. In den Basaren gibt



Abend in den Lagunen der Westküste



In den unterirdischen Höhlen-Tempeln von Ellora

es kein freies Fleckchen Erde, das nicht bevölkert und von den Händlern mit Beschlag belegt ist. Halbwilde, räudige Hunde, denen man Abfälle zuwirft, treiben sich in diesem Wirrwarr umher. Keuchende Ponys, deren faule Reiter mit ihren Fettwänsten fast das doppelte Gewicht des geduldigen Lasttieres haben, hoppeln im Trab vorüber. Ochsenkarren mit Lasten, Tragsänften, Juttkas, Soldaten des Nizams auf stolzen Arabern, Radfahrer und endlose Fußgängerkolonnen, Kamel- und Maultierkarawanen, mit ungeheurem Ballast bepackt, ziehen in buntem Wirbel an mir vorbei. Kaum ist es möglich, in diesem heißen Brodem, der von dichten Staubwolken und Myriaden aufgewühlter Bakterien geschwängert ist, zu Atem zu kommen. Doch so geht es vom frühen Morgen bis zum späten Abend, denn es ist die Hauptverkehrsstraße der Residenz, durch die sich das hin und her wogende Leben der Bevölkerung notwendigerweise drängt.

Weiter drinnen im Weichbild der Stadt sind die großen Märkte. Sie bieten ein reizvolles Bild von malerischer Wirkung, an dessen starken Kontrasten von Hell und Dunkel und einem schimmernenden Farbenspiel sich die Augen kaum satt zu sehen vermögen. Elefanten schleppen Säcke mit Reis und Getreide herbei. Von Karren lädt man Waren, die aus der Provinz zum Markte gebracht werden, und in großen, niederen Bretterverschlägen liegen viele Hunderte von Zentnern Hülsenfrüchte, Bananen, Mangostinen, Kürbisse und hunderterlei Früchte, über denen Wolken von Wespen und Mücken schwärmen. Auf diesen Märkten und auch im Basar sieht man auch öfter die tief verschleierten Frauen der Mohammedaner und ihre Sänften, die mit herrlichen, kostbaren Tüchern verhängt sind. Nur selten findet man ihre geheimnisvoll verhüllten Gestalten in den bewegten Straßen der Stadt. Um so mehr beobachtet man hinter den Fenstergittern der schmalen Häuser die schwarzen Glutaugen der Haremsfrauen, die neugierig aus den Zenanas auf das Treiben der Stadt herabblicken.

Bei den Stoffhändlern ist alles, was die Web- und Wirkkunst des Landes bietet, zu haben. Es ist, als ob dieser Teil der Straße zu einem festlichen Empfang geschmückt wäre, denn reiche Stoffe in allen Webarten, in zarten und leuchtend grellen Farben und selten schönen Mustern sind hier in bunter, malerischer Unordnung aufgestapelt. Ich bewundere die echten, farbenfrohen Dessins, welche zum Teil gewebt und gedruckt, die kostbarsten Stoffe schmücken. Auch seltene alte, handgeknüpfte Orientteppiche findet man neben zarten Musselinen in allen Nuancen, schwere Seidenstoffe und kunstvolle Stickereien, orientalische Kleidungsstücke, weite, bestickte Hosen, Westen und golddurchwirkte, breite Sarrongs, wie sie die vornehmen Frauen der Hindus und Moslems tragen. Weiter drüben locken mich die Buden der Waffenschmiede und Kunsthandwerker, unter deren geschickten Händen die Wunder herrlich gearbeiteter Gegenstände, dekorative Waffen, getriebene Metallarbeiten und Fayencen geboren werden. Nur selten sehe ich unter diesen Erzeugnissen Stücke, die einen unechten Charakter haben. Wohl finde ich auch in den übrigen Basaren die Massenprodukte einheimischer und abendländischer Industrien, doch im großen und ganzen scheint hier der traditionell gute Geschmack und die einheimische, ursprüngliche Wesensart der Menschen und des Landes erhalten geblieben zu sein.

Ich beobachte dies auch vielfach an der Art, wie sich die vornehmen Eingeborenen zu kleiden pflegen, und bin überrascht, daß innerhalb der Grenzen dieses Staates und seiner Stadt der Einfluß des Westens sich noch so wenig Geltung verschaffen konnte. Oft begegnen mir unter der Menge bärtige, finster dreinblickende Männer in mittelalterlich anmutenden, exotischen Trachten mit golddurchwirkten Turbanen und kostbaren, schweren Gewändern. Ihre wehrhafte Freiheit bekunden sie durch offen zur Schau getragene Waffen, Dolche und Pistolen, deren geschmückte Griffe drohend aus

dem Brustlatz oder Leibgürtel ihrer malerischen Kleidung hervorblicken.

Am nächsten Tage unternehme ich eine Fahrt nach Golkonda, einer alten Felsenfestung von mittelalterlichem Gepräge. Wie eine Insel ragt dieses kleine Gebirge von natürlich gewachsenem Fels aus der steinigen Wüste empor. Leider blieb mir der Eingang in die mit modernen Kriegsmitteln ausgestattete alte Zitadelle versagt, und ich fuhr hinüber zu den alten verwitterten Königsgräbern der alten Kalifen, die sich mit ihren weißen Kuppeln und Türmchen wie eine märchenhafte Stadt aus der Ödheit ihrer Umgebung erheben. Nachdem ich die Nacht dort im Rasthaus zugebracht habe, fahre ich am Morgen wieder zurück in das bunte Getriebe der Stadt und kehre am späten Abend erst nach Sekunderabad zurück. Diese Stadt ist öde und langweilig. Ihre Wichtigkeit besteht in einer starken englischen Militärbesatzung, die mit ihrer monotonen Umgebung in gutem Einklang steht und ihr wachsames Auge stets auf die Residenz des Nizam gerichtet hält. Nun befinde ich mich wieder im Indien von heute, während das Reich des Nizams, welches den reizvollen Charakter stolzer Vergangenheit trägt, schon weit hinter mir liegt.

DIE UNTERIRDISCHEN HÖHLEN VON ELLORA

In der nordwestlichen Ecke des Staates Hyderabad, nahe an der Grenze des von öden, verbrannten Steinwüsten erfüllten Dekhanhochlandes, liegen die wunderbaren Tempelhöhlen von Ellora. Diese hervorragenden Bauwerke, welche drei verschiedenen Perioden entstammen, bilden zweifellos das Großartigste, was buddhistische und brahmanistische Geschlechter früherer Jahrhunderte an plastischen Bildwerken aus der Masse

des gewachsenen Steins geformt haben. Schon in einem vorhergehenden Abschnitt meiner Schilderungen habe ich die im Süden Indiens gelegenen Höhlentempel der Sieben Pagoden beschrieben. Es sind ebenfalls Schöpfungen dieses Zeitalters, vielleicht derselben Künstlergeschlechter, welche die Verherrlichung ihrer Götter in diesen vollendeten Aushöhlungen des Gesteins zum höchsten Ausdruck ihres religiösen Empfindens gebracht haben.

Sämtliche Höhlentempel in Indien, die von Mamallapuram im Süden, die Elefantahöhle bei Bombay, die Höhlen von Ellora, Adjanta und Karla weisen ähnliche Merkmale in Darstellungen, Stil- und Formgestaltung auf, so daß sich ihr Ursprung wohl in demselben Zeitabschnitt vereinigt haben wird. Als die Zeit ihrer Entstehung nimmt man für die buddhistische Periode das dritte bis fünfte Jahrhundert, für die hinduistische das sechste bis zehnte Jahrhundert an. Ein besonderer Zug jener Zeit scheint es gewesen zu sein, die Orte der Götterverehrung in den gewachsenen Stein zu graben und die Altäre und Tempel tief unter die Erde zu versenken. Der Ursprung dieser negativen Formgestaltung liegt in der älteren, aufblühenden Kultur und Kunst der Buddhisten, welche als erste dem Fels die Stätten ihres religiösen Kultes einverleibten. So finden wir, wie in Ceylon, auch in Indien wieder jene befruchtenden Einflüsse buddhistischen Geistes auf die spätere brahmanistische Kultur, deren Denkmäler wir in den ähnlich anklingenden Formen neben den Schöpfungen ihrer von dem Kulte Shivas verdrängten Vorgänger in den Höhlentempeln Indiens beobachten können.

Ellora liegt abseits von der großen Eisenbahnlinie, die von Bombay nach Jubalpore führt. Man bringt einige Opfer, wenn man unter der furchtbaren Sonne des indischen Sommers zu diesen Wundern von Stein pilgert. Mit der Tonka, dem unverwüstlichen Gefährt von landesüblicher Art, fahre ich durch die öde, von einem graugelben Felsenmeer erfüllte Landschaft. Die Glut der Sonne flackert wie flüssige Lohe über dem steinigen

Boden, und mit ihren sengenden Strahlen hat sie das letzte Grün, das spärlich aus dem Staube und den Gesteinsspalten wächst, zu einem dürrn, leblosen Gestrüpp verwandelt. So weit das Auge reicht erblickt man nichts als wie ein endloses Meer einer von Staub und Stein bedeckten Wüste, in der gewaltige erratische Felsblöcke wie Inseln emporragen. Der Weg zu dem Dak-Bungalow erscheint mir endlos. Ein brennender Schmerz in meinen Schläfen wird durch das blendende Licht der Sonne und das ewige Rütteln der über Stock und Stein ratternden Kalesche zu scheinbarem Fieber gesteigert. Es ist am frühen Nachmittag. Die Sonne brennt unerbittlich, und die Hitze des Tages ist in dieser Felsenlandschaft zu zehnfacher Glut gesteigert. Kaum daß mir das schlotternde Dach des Wagens einen wirksamen Schutz vor diesem peinigenden Himmelslicht gibt.

Noch habe ich zwei Stunden auf dem martervollen Weg dieser fluchbeladenen Einöde zurückzulegen. Unterwegs begegnen uns Wanderer, Pilger und Heilige, lebendige Leichname mit Bettelschalen in den Händen. Ihr abgemagertes, skeletthaftes Aussehen verkörpert den leibhaftigen Hunger und die unfruchtbare Dürre dieses von den Qualen der Trockenheit heimgesuchten Landes. Sie kommen von den Höhlen, wo sie ihre Götter gesucht und ihnen geopfert haben, und kein Weg ist den Entsagungsvollen zu weit, keine Sonnenglut zu heiß, die ihnen das Bedürfnis ihrer dürstenden Seele nicht stillen könnte. Endlich hält der Wagen mit der klapprigen, erschöpften Rosinante vor dem Hause der Rast. Zwei Franzosen sind bereits dort abgestiegen, mit denen ich das dürftige Quartier brüderlich teile. Nachdem ich einige Stunden unter dem kühlen Dache des Bungalows geruht habe, gehe ich hinüber zu den unterirdischen Höhlen. Die Sonne steht schon tief, und die hohen Felsenblöcke und umhergestreuten Trümmer werfen lange blaue Schatten auf die in den rötlichen Schein des sinkenden Lichts getauchte Erde. Plötzlich befinde ich mich vor dieser unter die Erde versenkten Tempelstadt. Es

ist ein fast unübersehbarer klaffender Erdsplatt, der sich in seiner hauptsächlichsten Richtung von Norden nach Süden erstreckt.

Als ob eine fremde Welt von herrlichen Kostbarkeiten dort hinabgesunken wäre, sehe ich auf der Basis der Schlucht die Überreste großartiger Bauwerke, Tempel, Schreine, Figuren von Tieren und Göttern, die von einer eindrucksvollen Ruhe beseelt sind. Schon liegen Schatten des Abends über dem Abgrund der Schlucht, als ich in ihre gähnende Tiefe hinabsteige. Hier haben altindische Geschlechter der von hohem Geist und Glauben beseelten Völker eine übermenschlich große Leistung vollbracht. Der Anblick dieser steinernen Wunder ist von überwältigender Kraft. In jahrhundertelangem Bemühen haben unzählige von Menschen den Fels und die Erde ausgehöhlt und einen großen Teil des tief in ihrem Schoße ruhenden Gesteins freigelegt. Gewaltige Felsenmassen, welche auf diese Weise gewonnen wurden, sind von den Baumeistern und Bildhauern zu hervorragend schönen, architektonischen Schmuckstücken verwandelt worden. Dieses Bauen und Erschaffen entstand nicht durch das Aufeinandererschichten und Übereinanderordnen von Gesteinsformen, wie wir es bei den übrigen Tempelbauten der späteren hinduistischen und buddhistischen Perioden finden. Es war vielmehr ein Abtragen, ein negatives Bauen, das aus der bereits vorhandenen Materie der erdgewachsenen Felsen die massive Gestalt einer zusammenhängenden oder isolierten architektonischen Form, eines Gebäudes, einer Figur oder einer altarähnlichen Fassade schuf. Jene großen, genialen Baumeister waren zugleich auch Bildhauer, die das tote Wesen des Steins durch den geschickt geführten Meißel belebten und eindrucksvolle Gestalt aus leblos starrer Form bildeten.

Von hohem künstlerischen und wissenschaftlichen Interesse sind bei den Höhlen von Ellora die ineinanderklingenden Formen zweier Stilepochen. Nämlich die des Buddhismus und des Brahmanismus. Beide sind sich im Sinne ihrer Ausdrucksformen äh-

lich, obwohl sich die geistigen Richtungen dieser Welten stark voneinander trennen. Unverkennbar mächtig war jedoch dieser Einfluß buddhistischen Geistes und seiner Gestaltungsweise auf die nachfolgenden Geschlechter brahmanistischen Despotentums. Wir sehen dies auch besonders an den alten buddhistischen Kultstätten Ceylons, wo die Formenwelt der drawidischen Eroberer und Zerstörer ihre Inspiration von dem Wesen buddhistischer Kultur empfangen hat. Beide Äußerungen tragen jedoch die in den Seelen dieser Völker so sehr verschiedenen Merkmale ihres geistigen Lebens, die selbst dem aufmerksamen Laien in die Augen fallen werden. Hier diese in die Lehre Buddhas verkörperte Ruhe und das durchgeistigte Wesen einer hohen Empfindsamkeit. Dort das wirre, von wilder Phantasie und übersinnlichem Denken durchsetzte Innenleben der brahmanistischen Gefühlswelt, die unter den Einflüssen der buddhistischen Vergangenheit dem Ausdruck ihres wahren Gesichts manche fremden Züge verleiht.

In den Höhlen von Ellora sehen wir eine der bedeutendsten, geschichtlichen und kulturellen Entwicklungsphasen des alten Indiens vor uns. Für den Künstler und Wissenschaftler sind diese Stätten, in denen wir die Denkmäler verschiedener Glaubensrichtung noch in bester Konservierung vor uns sehen, Fundgruben, die einen köstlichen Schatz des wertvollsten kunst- und kulturgeschichtlichen Materials bergen. Außer den Bauwerken der fortgeschrittenen buddhistischen Kunst und Formenwelt finden wir hier die ersten Anfänge brahmanistischer Kultur und jene der verwandten jainistischen Geschlechter in engem Nebeneinander, ohne daß die wesentliche Harmonie des Gesamtbildes dadurch beeinträchtigt ist. Auf der Basis, ungefähr in der Mitte der Schlucht, erhebt sich das hervorragende Prunkstück des Kalaisatempels, der wohl das bedeutungsvollste Bauwerk der Höhle ist. Er stellt das Sinnbild des Himalajaberges Kalaisa dar, welcher nach der Sage der Wohnsitz des Gottes

Shiva gewesen sein soll. Der überaus kunstvolle, mit reichem, figürlichem und ornamentalem Schmuck versehene zweistöckige Bau ist aus dem erdgewachsenen Fels gehauen und bedeutet ein Wunderwerk hinduistischer Bildhauerkunst. In der Nähe erhebt sich eine mit vollendeter Profilierung und reichen Skulpturen geschmückte Säule, die von allen übrigen Bauwerken losgelöst, einem turmartigen Altar gleicht.

Die Felswände, die wie senkrechte Mauern die Höhle umschließen, sind mit endlosen Friesen reliefhafter Darstellungen aus dem Götterleben bedeckt. Kaum findet das Auge in diesem Reichtum von Linien und Formen einen Stützpunkt, denn wohin man blickt, sind Bilder und plastische Werke von vollendeter Schönheit über- und nebeneinandergereiht. Ganze Völker und ihre Generationen müssen an der Entstehung dieser fabelhaften Kunstwerke beteiligt gewesen sein, und es ist ein Rätsel, wie man wohl in jener Zeit die technischen Schwierigkeiten, die sich bei der Bearbeitung und Aushöhlung dieser harten Gesteinsmassen ergeben haben, bemeistert hat. Tief unter der Erde sind Höhlen und Galerien eingegraben, zu deren Ausmeißelung man Jahrhunderte gebraucht haben mag. Wie war es jenem rastlos arbeitenden Geist und den nimmermüden Händen dieser von hohem Glauben erfüllten Menschen nur möglich, diese ungeheuren Felsen zu lockern, sie zu durchbrechen und fortzubewegen? Zweifellos sind hier Tausende von Menschenhänden am Werk gewesen, um diese gigantischen Leistungen des Auf- und Abbaus im Innern des harten Gesteins zu vollbringen. Im Geiste sehe ich die Entstehung dieser Höhlenheiligtümer, in der sich die religiöse Inbrunst ganzer Völkerstämme verkörpert, vor mir. Einflußvolle, von dem Geiste ihrer Religion bewegte Könige und Priester wußten die Kraft des gesamten Volkes in den Dienst ihres von hohen Gedanken und Zielen getragenen Strebens zu stellen. Und alles, was man schuf, war von der Idee der Religion und des Glaubens erfüllt. Wie wäre es auch anders möglich ge-

wesen, diese ungeheuren, aus der Seele des Volkes geborenen Leistungen von fast übermenschlicher Kraft und höchster künstlerischer Eingebung zu erschaffen!

Oft spüren wir aus manchen diesen Motiven die Eigenart der erfinderischen und technischen Individualität, welche diesen Künstlern und Baumeistern zu eigen war, heraus, denn die Darstellungen und die technisch-geniale Form des Aufbaus sind oft in sich sehr verschieden und prägen den Sinn und Geist ihres Schöpfers deutlich aus. Ganze Felsplatten und große senkrechte Gesteinstafeln sind in figurenhafte Reliefs verwandelt. Sie ähneln denen, die ich in den südlichen Höhlentempeln von Mamallapuram gesehen habe. Ja es scheint mir sogar, als ob sie unter dem Meißel derselben Künstler entstanden sind, denn auch die Profile, Gesimse und Fratzen, diese karyatidenähnlichen Tierfiguren, welche Löwen und Elefanten darstellen, tragen verwandte Züge mit denen in den anderen Höhlen Adjantas, Elefantas und Mamallapurams.

Doch nicht allein die Kunst des Brahmanentums und der jainistischen Periode ist es, die uns hier mit allen ihren eigenartigen Schönheiten fesselt. Denn auch der Geist Buddhas hat in Ellora Werke geschaffen, die von vollendeter Größe sind. In den senkrecht aufsteigenden Wänden der Schlucht befinden sich etagenweise übereinander die tiefen Kammern dieser zellenähnlichen Klosterwohnungen der buddhistischen Mönchorden und die mit zahlreichen Buddhastatuen geschmückten Hallen, in denen die Gottesdienste und Versammlungen der Mönche und Gläubigen stattgefunden haben.

Geheimnisvolle Feierlichkeit liegt in den von kühler Luft durchwehten Gewölben, welche die unterirdische, zauberhafte Welt dieser Gottheiten umschließen. Auch die jainistischen Heiligtümer, welche sich durch einen ganz besonderen, an die brahmanistische Art anklingenden Formenreichtum auszeichnen, enthalten Werke, welche sich dieser Kunst Buddhas und Brahmas würdig zur Seite stellen können.

Wer die wundersame Welt der Ellorahöhlen eingehend studieren will, kann Tage und Wochen an dieser Stätte verweilen. Noch oft stieg ich aus der öden Steinwüste, welche sich rings um die Höhlen erstreckt, hinunter in die Schlucht, um diese aus dem Schoße einer glorreichen Zeit Indiens geborenen Werke zu bewundern und den tiefen Sinn ihres an bildhaften Darstellungen so reichen Wesens verstehen zu lernen.

BOMBAY UND DIE TÜRME DES SCHWEIGENS

Bombay ist eine der ältesten Siedlungen der Engländer in Indien. Es ist heute die vom Geiste der Neuzeit beherrschte Stadt, in deren Mauern, ähnlich einer kontinentalen Großstadt, nahezu eine Million Einwohner in enger Bedrängnis und lichtloser Dumpfheit unter dem Zwange räumlicher Einschränkung leben. Die Stadt liegt auf einer langgestreckten, schmalen Insel, die vom Ozean umgeben und mit dem Festland durch eine Brücke verbunden ist. Ihrer Übervölkerung und Ausdehnung hat das brandende Meer ein zeitliches Ziel gesetzt. Mit den Mitteln fortschrittlichen, westlichen Kulturgeistes sucht man jedoch heute diese hemmenden Faktoren einer in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht gestörten Fortentwicklung aus dem Wege zu räumen, um der Stadt das lebensnotwendige Wachstum ihrer Peripherien zu ermöglichen.

Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1661. Sie verdankt ihren Ursprung den Portugiesen, welche von diesem Punkte, Bom-Bahia genannt, ihre Handelsbeziehungen mit Indien zu festigen begannen. Doch schon einige Jahre nach ihrer Gründung ging die Siedlung pachtweise an die ostindische Handelskompanie in englischen Besitz über, und ein Jahrhundert später

ist sie ganz in den Händen Englands, welches von hier aus die Besitzergreifung seiner indischen Gebietsteile einleitet. Heute ist Bombay eine Weltstadt, die, wie so manche anderen großen Städte Indiens, ihr Emporblühen dem von dem wirtschaftlichen Interesse Englands begünstigten Einfluß des westlichen Geistes verdankt. Bombay besitzt den größten und bedeutendsten Hafen Indiens, und wer den Wald seiner Masten und rauchenden Schiffsschloten, das kribbelnde Leben seiner Piers und Kais gesehen hat, wird den überwältigenden Eindruck, den man von diesem gewaltigen Treiben empfängt, nicht vergessen. Aus der Monotonie des Südens kommend, werde ich plötzlich mitten in diese von dem Einflusse abendländischen Geistes und eines internationalen Weltverkehrs belebten Sphäre einer modernen Großstadt versetzt. Nachdem ich Madras und viele andere Städte im Süden gesehen hatte, war ich gewohnt, die übrigen Metropolen Indiens mit dem bescheidenen Maß, welches mir die Eindrücke dieser südlichen Städte mit auf den Weg gaben, zu messen. Doch meine Vorstellungen sollten durch das gewaltige Erlebnis, welches das Betreten Bombays und seiner grandiosen Anlage als Welt- und Großstadt für mich zu bedeuten hatte, bei weitem übertroffen werden.

Nach einer starken nächtlichen Abkühlung, die der letzte Teil meiner Fahrt von Madras nach Bombay durch das Passieren des westlichen Randgebirges brachte, erreiche ich in der Morgenfrühe Bombay. In der riesenhaften Bahnhofshalle des Viktoria Terminus herrscht bereits reges Leben. Der Postzug aus dem Süden brachte Hunderte von Reisenden. Überall die Anzeichen eines nimmerruhenden, gesteigerten Verkehrs, dessen Leben einen prickelnden Nervenreiz verursacht. Alles flutet zu und von den Ausgängen der gewaltigen Bahnsteige. Ein Heer von Kulis und Lastenträgern belagert die Hallen, die vor den Plattformen liegen. Auf vierundzwanzig Geleisspuren münden die Strecken, welche Bombay mit ganz Indien verbinden. Drüben wartet der Expresß-

zug nach Kalkutta, welcher den indischen Kontinent in der Breite einiger tausend Kilometer vom Westen nach dem Osten durchqueren wird. Reisende, die noch von den kühlen nordischen Sphären Europas umgeben, unmittelbar vom Deck des heute nacht eingelaufenen Ozeanriesen kommend, den Boden von Bombays Eisenbahnstation betreten, füllen die Plattform, auf der das rege Leben hastenden Verkehrs auf und nieder flutet. Weiß dominiert. Nur die Turbane und fliegenden Tücher der hin und her eilenden Boys und Gepäckträger sind bunt und tragen das farbenfrohe Leben der Straßen in die düsteren, von Rauch und Ruß geschwärzten Hallen des Bahnhofes.

Beim Betreten der Stadt trifft mein Blick breite, von großen monumentalen Gebäuden umsäumte Straßen. Das typische Bild der vom Westen nach dem Osten getragenen Großstadt. Saubere Stadtviertel nach europäischem Muster mit weiten, von Grün umgebenen Straßen. Herrliche Alleen und kultivierte Anlagen. Breite Plätze mit Denkmälern und subtropischer gepflegter Vegetation. Parks, Strandpromenaden mit internationalem, weltbummlerischem Verkehr. Doch sonst ist es nichts, was dem Wesen dieser Europäerstadt ein besonderes Gepräge verleiht, und wenn ich die Ursprünglichkeit und malerischen Reize einer solchen Stadt suche, so finde ich sie gewöhnlich nicht in den prunkenden Stadtvierteln des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Wohl haben auch diese manche Besonderheiten, die das Auge erfreuen und befriedigen können. Und gerade Bombay hat, wie keine zweite Stadt in Indien, diese augenfälligen Merkmale einer geschmacklich hohen Kultur, die es verstanden hat, die Vorteile einer herrlichen Natur mit der Großzügigkeit moderner Stadtanlagen reizvoll zu verbinden.

Die breite Strandpromenade, die mit ihren von Palmen begleiteten Reit- und Fahrwegen von Colaba in weitem Bogen der schäumenden Meeresbucht entlang nach Malabar-Hill hinüberführt, ist ein wertvoller Ausschnitt dieser naturbedingten Schön-

heiten der Stadt. Der Malabarhügel, eine niedrige, von herrlichen Baumbeständen bedeckte schmale Landzunge, die weit ins Meer hinausragt, ist das Paradies Bombays. Dort wohnen in ihren märchenhaften Palästen und Landhäusern die Krösusse des Ostens und Westens, die Industriemagnaten Bombays, unter denen die Parsen eine bedeutende Rolle spielen. Es sind eingewanderte Perser, die Anhänger der Lehre Zoroasters, die durch die fanatischen Horden des Islam aus ihrer Heimat vertrieben und, nach dem Osten wandernd, in Indien eine neue Niederlassung gefunden haben. Nach der Gründung Bombays sammelte sich hier ein großer Teil von ihnen unter dem Schutze Englands, wo sie sich zu einer starken Gemeinde zusammenschlossen und an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes einen regen Anteil hatten. Ihr ausgeprägter Handels- und Geschäftsgeist brachte ihnen bald die führende Stelle im Wirtschaftsleben Bombays. Die große Industrie der Spinnereien und Webereien Bombays in Tarteo, Parel und Warlee, wovon einzelne Werke bis zu zehntausend Arbeiter beschäftigen, ist ausschließlich in ihren Händen. Mit Hilfe ihres märchenhaften Reichtums haben sie sich durch ihre philanthropische Betätigung schon manches stattliche Denkmal gesetzt. Eine große Anzahl Einrichtungen, die der sozialen Fürsorge des Volkes und seiner geistigen Erziehung zugute kommen, sind durch die Millionenstiftungen der reichen Parsen ins Leben gerufen worden, und England hat mit Orden, Titeln und Adelsprädikaten nicht gespart, die menschenfreundlichen Werke zu belohnen.

Der Parse ist der vorherrschende Typ Bombays. Ohne ihn wäre das öffentliche Leben der Stadt heute nicht mehr denkbar. Überall in den Stadtvierteln der westlichen und östlichen Welt sehen wir die blassen, fahlgelben Gesichter der Männer, mit dem jüdischen Typus und den eigenartigen, tschakoähnlichen Kopfbedeckungen und die Frauen mit ihren malerisch geschlungenen, gemusterten Sarongs, unter denen sich oft diskret die modische

Eleganz und Charme europäischer Art verbirgt. Am Abend, wenn sich das elegante Treiben auf der Colaba-Seite des Korsos zu regen beginnt, sind es die reichen Parsen Bombays, die in ihren eleganten, von exotischen Kutschern und livrierten Indern besetzten Gefährten und Luxusautomobilen die Buntheit, welche am Strande hin und her wogt, durch die repräsentative Seite ihres Daseins beleben. Den grellen Gegensatz zu diesem schwulsthaften Leben der Wohlhabenheit und des farbigen Gepräges bilden die düsteren Viertel der Eingeborenen, die an dumpfer Enge und Übervölkerung kranken und ein dunkles Kapitel in der Chronik dieser Stadt bilden. Zwischen einem von den trüben Schwaden der Rauchwolken und einer stickigen, feuchtwarmen Atmosphäre belagerten Häusermeer drängen sich die Massen der werktätigen Bevölkerung, die von dem zermürbenden Geist einer modernen Kultur überschattet ist.

Ähnlich wie in anderen großen Hafenstädten des Ostens ist auch hier der vielseitige Internationalismus des Orients in einem gettoähnlichen, dumpfen Loche vereinigt. Gegen den dort sich häufenden Schmutz und Unrat kämpft die englische Gesundheitsbehörde einen Kampf der Verzweiflung. Täglich werden Tausende von Drahtfallen am Herde der Pest und Cholera, in den Vierteln der Eingeborenen und in der Nähe der Hafenspeicher, niedergelegt, um die Scharen von Ratten, die als Träger der Pest gelten, zu vernichten. Zwischen den Silos des Hafens und den engen Winkeln der Gassen sah ich diese Tiere, die in Haufen wie die Sperlinge auf den Straßen zu finden sind. Ihr Blut trägt den Keim der Beulenpest, der durch den Floh auf die Menschen übertragen wird. In den letzten zwanzig Jahren starben rund zehn Millionen Menschen an den Folgen dieser Seuche, die jedoch, periodisch auftretend, durch die sanitären Maßnahmen der Behörden immer mehr im Rückgang begriffen ist.

Der Betrieb in den Hafenvierteln wogt Tag und Nacht. Unaufhörlich sausen die Krane und Exhaustoren, welche den Bauch

der Schiffe füllen und entleeren. Eisenbahnzüge stehen auf den Piers, um den zeitraubenden Verkehr der Umladungen zu erleichtern. Über dem Chaos der Schiffsmasten und Schornsteine lagern die Schwaden gelbgrauen Rauches und dichter Dunstschleier. Eine drückende Atmosphäre erfüllt das gesamte Hafenviertel, und die für Hafenstädte so typischen Gerüche von Teer und Hölzern, von Früchten und scharf duftenden Gewürzen schweben ewig über dem Getriebe der Menschen. Verwesungsgestank, der aus den lagernden Speichern dringt, zieht Myriaden von Ungeziefer herbei. Die Heere von Kulis und schwarze Kohlentrimmergestalten bevölkern die Kais. Ewiges Rasseln und Tosen erfüllt die Luft. Dampfsirenen heulen, und in dem unaufhörlichen, geräuschvollen Gang dieses gigantischen, mah-lenden Räderwerkes klingt der monotone Chor menschlichen Lebens und Webens, der Tag und Nacht wie das Summen eines Bienenschwarmes über dem Hafen liegt. Immerfort, fast ohne Unterbrechung, klingt das eintönige Lied der eingeborenen Kohlenzieher, die drüben von den schwarzen Bergen wie eine endlose, lebendige Kette an den Brücken der Dampfer auf und nieder steigen und die leeren Bunker der Schiffe mit Kohlen füllen. Viele Tausende von Menschen finden hier an diesem grauen, düsteren Ort, weit entfernt von ihrer sonnigen, fried-vollen Heimat, das kärgliche Brot. Andere wieder verrichten geduldig in den feuchtheißen, zum Ersticken dumpfen Gefängnissen der Fabriken, wo tage- und nächtelang die Webstühle und Mil-lionen von Spindeln surren, ihre aufreibende und geistestötende Arbeit.

Bei einem Gang durch die dunkelsten Viertel der Hafenstadt zeigt mir das Schreckgespenst moderner Zivilisation seine ge-fährlichen, nimmersatten Fänge. Kaschemmen, aus denen der Dunst von Fusel und vergorenem Palmwein weht, säumen die Gassen. Versteckte Opiumhöhlen, Spielhöhlen und andere Stätten orgiastischen Treibens verschlingen ihre Opfer und speien sie im

Zustände fieberhafter Delirien und Trunkenheit wieder aus. In dunklen Winkeln treiben sich zerlumpfte Gestalten von Frauen und Männern mit dem Ausdruck niederster Instinkte und den Zeichen vertierter und lasterhafter Gesinnung umher. Überall Schmutz und Elend, Degeneration und Niedertracht. Es ist ein Bild schlimmsten, geistigen und moralischen Tiefstandes, der durch die unheilbaren Zustände sozialer Vernachlässigung in erschreckender Weise gefördert wird. Mitten in diesem Elend der Großstadt, unter Elenden und Hilfsbedürftigen, wirkt die Heilsarmee. Ich traf ihre Apostel in den übelsten Vierteln Bombays und bewundere die von hohen menschlichen Idealen getragenen Mühen und Opfer, mit welchen diese Männer und Frauen ihre schwere Mission erfüllen.

Welche Kontraste, wenn man dort hinüberkommt in die vom Licht der Sonne und der würzigen Luft der See umfluteten Viertel der Reichen und Mächtigen Bombays! Dieser Malabar-Hill, das Dorado Bombays, mit seiner von duftenden Hainen und herrlichen Gärten erfüllten Landschaft, mit seinen Palästen und feenhaften Anwesen, mit den Hanging-Gardens, in dem mir die Pracht einer subtropischen und tropischen Flora entgegenleuchtet. Dort ist durch den Atem dieser wundervollen Vegetation und die kühle Brise, welche die freien Ufer der Bucht umspült, durch die würzige Atmosphäre des Ozeans das Klima des indischen Sommers allmählich erträglich geworden. Am Abend ist es in den Monaten des trockenen, indischen Sommers sogar oft empfindlich kühl, und der an die Hitze gewöhnte Körper schaudert bei der so plötzlich gesunkenen Temperatur des Abends und der Nacht. Für den Fremden bietet Bombay und seine Umgebung eine Fülle interessanter Dinge. Die große Stadt selbst gleicht einem Museum, dessen Werte der Schönheit und des Wissens von unerschöpflichem Reichtum sind.

Auf einer kleinen Insel, welche in der Bucht von Bombay liegt, besuchte ich die Höhlentempel von Elefanta. Es sind be-

deutende Merkmale altindischer Tempelbaukunst, deren figuraler Darstellungsreichtum tief in den Fels versenkt ist. In geheimnisvollen Höhlen und Kammern, die unter der Erde liegen und mit unendlichem Fleiß aus dem Gestein herausgemeißelt sind, treten mir die kolossalen Götterbilder Shivas gespenstisch aus dem Halbdunkel entgegen. Der architektonische Aufbau und auch der Figureschmuck ist überaus streng in der Form und erinnert in seiner Gestaltung oft an die Gliederung der altägyptischen Tempel. Den Gott Shiva sehen wir in mannigfaltiger, plastischer und reliefartiger Darstellung, als Nataradjha, der Herr der Tänzer, in wilder Bewegung mit sechsfachen Armen, den Weltentanz darstellend. Als Ardhanarisha, das zweigeschlechtige Wesen, welches als Symbol der Verbindung mit seiner göttlichen Gattin Durga gilt. Viele dieser hervorragenden, mit packender Lebendigkeit gemeißelten Bildwerke und auch die archaischen Gliederungen der Architektur erinnern an jene Höhlentempel der Sieben Pagoden von Mamallapuram bei Madras. Leider sind sie durch Zerstörung, Verwitterung und Überschwemmungen in fragmentarischen Zustand versetzt. Hätte ich in Bombay noch vieles sehen und kennenlernen wollen, ich hätte wochenlang verweilen müssen.

Außer einer großen Anzahl wissenschaftlicher Institute, Museen, Bibliotheken und anderen öffentlichen Gebäuden, die dem Fremden in der tolerantesten Weise offen stehen, besitzt auch Bombay, wie alle übrigen Städte Indiens und der Welt, seine Eigentümlichkeiten, die dem Wesen der Stadt und ihrer Menschen ein besonderes Gepräge verleihen. Es sind Dinge von seltener Eigenart, die unserer abendländischen Geisteseinstellung oft fremd und absurd erscheinen, deren Merkwürdigkeiten jedoch zu tiefem Nachdenken zwingen. Manche Menschen mögen durch derartige Erscheinungen wenig berührt werden, weil sie sich der Gedanken- und Empfindungswelt eines fremden Landes und seines Volkes nicht zu nähern vermögen. Um so mehr konnte

ich es verstehen, daß sich viele solche Gemüter über Dinge lustig machen, deren Geschehen für sie lediglich ein sensationelles Ereignis bleibt und dessen tieferer Sinn ihrer Auffassung fernliegt. Indien, das Land der Wunder, ist überaus reich an derartigen Ereignissen und Einrichtungen, die uns ihrer Art nach wohl fremd sind, deren Sinn und Wesen wir jedoch, wenn wir die Seele des Volkes verstehen wollen, erfassen müssen. Man kann es aus diesem Grunde gerade in Indien häufig beobachten, wie wenig Verständnis und Empfinden der Fremde, und besonders der reisende Europäer, manchen Sitten und Bräuchen entgegenbringt, die aus der Seele des Volkes und seiner Rasseneigenart geboren werden. Bei vielem scheint man nur mit den nüchternen Sinnen und mit dem Maß des abwägenden Verstandes zu messen, während man an ursächlichen Inspirationen und Gedankentiefen, welche die Grundlagen alles menschlichen Geschehens bilden, interesselos vorübergeht. In diesen Äußerungen, die ich während meiner Reise in Indien bei den Trägern westlicher Kultur mehr als häufig beobachten konnte, liegt ein von dem Dünkel eines übertriebenen Selbstbewußtseins gestärkter Ausdruck der Verachtung für alles, was die oft engbegrenzte, geistige Sphäre des Westens tangiert. Diesen Ausdruck der Geringschätzung empfindet niemand mehr als diese Völker, deren von tiefstem Ernst und hoher Empfindung getragenes Leben den Menschen fremder, umherreisender Nationen nicht mehr als ein Schauspiel voll Ergötzlichkeiten bedeutet.

Nicht nur die großen, von dramatischem Ernst erfüllten Kultstätten der Hindus im Süden und Norden Indiens, sondern auch Bombay besitzt manches, was bei vielen Fremden, die es aus sensationeller Neugierde zu sehen wünschen, nur ein mitleidsvolles Lächeln erweckt. Eine dieser vielbesuchtesten „Sensationen“ der Fremden ist der Panjrapol, das Tierhospital für leidende und verkrüppelte Tiere. Was in dieser Idee der Inder verborgen liegt, wird vielen fremd bleiben. Man möge jedoch

den Sinn einer so eigenartigen Anschauung, die den Hindu zu diesem von tiefem menschlichen Mitgefühl inspirierten Willen und Gedanken geleitet hat, erkennen. Wenn es auch mit unseren abendländischen Begriffen über das Wesen rein menschlichen Empfindens in einigem Widerspruch stehen mag, so ist die Einrichtung des Panjrapols, der seine Entstehung den religiösen Gesetzen des Hindus verdankt, zu verstehen. In diesem von eingeborenen Wohltätern gestifteten und geleiteten Tierasyl finden kranke, krüppelhafte, verwundete und altersschwache Haustiere aller Gattungen Aufnahme und Pflege. Ich habe den Panjrapol besucht und war tief erschüttert über die Eindrücke, die ich dort von dem Schicksal dieser hilflosen Tierwelt empfing. Vielfach steht man jedoch dem Leiden der Tiere, denen man im Panjrapol das Leben und den Jammer ihres Daseins erleichtern möchte, mit der dem Hindu eigenen fatalistischen Lethargie gegenüber. Doch in dem Willen, diesen Freunden der Menschen zu helfen, liegt ein schöner Zug urwüchsiger und tiefer Gemütsart, die auch in den streng religiösen Gesetzen über die Heiligkeit aller tierischen Lebewesen und der Schonung ihres Daseins zum Ausdruck kommt. Bei den Hindus frommer Sekten findet diese Rücksicht auf das Leben der Tiere in der oft extremsten Form ritueller Handlungen Ausdruck. Man tötet nie ein Tier, genießt weder das Fleisch noch andere Bestandteile, die dem Körper des Tieres entnommen sind. Ja, in manchen strenggläubigen Kreisen befreit man sogar die Häuser, weniger aus Reinlichkeitstrieb als aus rituellen Gründen, von dem darin befindlichen Ungeziefer, damit dieses nicht durch unglückliche Zufälle getötet wird. Man filtriert das Trinkwasser, bindet Tücher vor Mund und Nase, um kleine und kleinste Lebewesen nicht einzuatmen oder auf andere Weise umkommen zu lassen. Und trotzdem wird in den breiten Volksschichten Indiens die Tierschinderei gegenüber allen Haustieren mit oft unerhörter Grausamkeit getrieben. Es ist dies einer der vielen merkwürdigen, krassen Gegensätze, die

wir im Leben des Inders so häufig beobachten, und deren Ursache in der naturbedingten Individualität dieses Volkes seiner in sich so sehr verschiedenen Lebens- und Glaubensauffassungen zu suchen ist.

Wenn wir die Eigenheiten dieses Landes und seiner Völker kennen, so kann uns in Indien nichts, was unseren Begriffen fremd erscheint, in besonderes Erstaunen setzen. Vieles, was ich auf meinen Reisen im Süden in den Tempelstädten und in orthodoxen hinduistischen Kreisen des Volkes sah, schien mir von diesem Wesen übersinnlicher Mystik und von den Gedanken einer fieberhaft-phantastischen Geistesanschauung getragen zu sein. Und alle diese erschütternden Erlebnisse, welche mir oft wie bizarre Träume erschienen, haben ihren Ursprung aus der Seele des Volkes, aus seinem tiefsten Innern, das in diesem Falle vor allem die religiöse Empfindung und der Glaube dieser Menschen bedeutet. Und wer vermag es, diese seit Jahrtausenden tief verwurzelte, mit allen Fasern seines Lebens verbundene Eigenart eines Volkes kraft einer scheinbar höheren ethischen und geistigen Einstellung im Grunde zu verändern! —

Auch die Parsen Indiens haben, trotzdem sie in geistiger und kultureller Hinsicht dem Wechsel und den Einflüssen der Zeit gefolgt sind, ihre Besonderheiten, die ihrer Gemeinschaft das Gepräge ureigenster Tradition geben. Ihr uraltes religiöses Leben ist, ungehindert durch Veränderungen, die sich im bewegten Laufe seiner Entwicklungsgeschichte vollzogen haben, das gleiche geblieben. Einer der sichtbaren Beweise des starken, religiösen Empfindens bei den Parsen zeigt uns Bombay in diesen weltbekannten Türmen des Schweigens. Es sind die Friedhöfe der Parsen, die, von einer geheimnisvollen Mystik umgeben, einen besonderen Reiz auf die fremde menschliche Phantasie ausüben. Eine für diese Zwecke besonders ausgestellte Erlaubnis des Parsi-Sekretariats ermöglichte mir den Besuch dieser eigenartigen Begräbnisstätte. Sie befindet sich weit draußen zwischen

den grünen Hainen des Malabar-Hills. Düsteres Schweigen liegt dort unter dem dämmerigen Schatten hoher Baumgruppen, die den Garten bedecken. Inmitten eines stillen Wäldchens liegt ein kleiner Tempel, in dem die Parsipriester die ewig lodernde Flamme des heiligen Feuers unterhalten. Von einer einsam gelegenen Terrasse genieße ich einen herrlichen Blick über die in flimmernden Dunst gehüllte Stadt, deren fernes Treiben wie das Brausen einer riesigen Kaskade herüberklingt. Am Fuße des Hügels liegt die blaue Meeresbucht. Es ist, als ob der Ozean das ewige Getöse dieses menschlichen Räderwerkes mit dem eintönigen Rhythmus seiner Brandung begleiten wolle. Ein Führer in der Tracht der Parsen begleitet mich in die Nähe der Türme, die hinter dichten Baum- und Palmengruppen verborgen liegen.

Schon von ferne höre ich das Krächzen der hungrigen Leichenwärter, der Aasgeier, die ihre Heimat in diesen dunklen, schauerlichen Gärten haben. Zwischen ewigem Grün leuchten die Mauern dieser sonderbaren Bestattungstürme. Auf ihren Zinnen warten Hunderte dieser Vögel auf den nächsten Leichenschmaus. Die Türme gleichen einem kreisrunden, nach oben geöffneten Becken. Sie haben einen Durchmesser von 12 bis 20 m und sind etwa 7 bis 10 m tief. Eine seitliche Öffnung, die mit einer Falltür verschlossen ist, führt in das Innere, in welchem sich drei übereinanderliegende Roste befinden. Hier werden die Körper der verstorbenen Parsen niedergelegt und dem Fraß der Geier überlassen, denn Feuer und Erde sind den Parsen, den Feueranbetern, heilig. Beides darf durch die Unreinheit des toten menschlichen Körpers nicht befleckt werden, und noch ehe die Überreste des Menschen die Erde berühren, müssen sie von der zersetzenden Fäulnis, welche der gestorbenen Materie anhaftet, befreit sein. Die leichenräubernden Vögel bilden bei dieser Parsibestattung die freiwilligen Helfer, indem sie den Körper der Leiche zerfleischen und so die Zersetzung beschleunigen. Der elementaren Einwirkung der Natur wird das übrige belassen. Die

Reste der Leiche sammeln sich in einem Behälter, in welchen die trichterförmig abfallende Plattform des Turmes mündet. Hier werden sie durch eine künstliche Filtrieranlage der Erde zugeführt. Wahrlich, ein merkwürdiger Brauch, den ich bei diesen feinsinnigen und für die westlichen Kulturanschauungen so sehr empfänglichen Parsen am wenigsten gesucht hätte. Doch es ist das Gesetz ihrer Religion und der Wille Zarathustras, dessen Lehre alle Regeln des Lebens und Sterbens bestimmt.

Mein Führer zeigt mir das Modell mit dem Querschnitt des Turmes und erklärt den Vorgang der Bestattung. Auch er ist ein Sohn Zoroasters, und auch ihn werden einst die mit Menschenfleisch gemästeten Geier in den Türmen zu Fetzen zerren. Doch er findet nichts Sonderliches bei diesem Gedanken, der sich fast täglich mit derselben Schauerlichkeit vor seinen Augen verwirklicht. In einer Stunde findet eine Beisetzung statt. Ich sehe den Leichenkondukt mit der Bahre voran, drüben an der Bucht heraufziehen. Ein langer Zug Trauernder folgt in paarweiser Reihe. Es sind lauter Männer, die sich während des Gehens beim Tragen der Leiche ablösen. Damit erweisen sie ihrem Toten die letzte Ehre. Lautlos erheben sich einige der Geier, die träge auf der Rampe der Türme sitzen und mit dem Instinkt ihres Geschlechts den neuen Toten wittern. Sie ziehen weite Kreise über der Bucht und begrüßen den Leichnam mit heiserem Krächzen. Auch die übrigen Vögel, die auf den Zinnen und den Ästen der Bäume lauern, werden von Unruhe gepackt. Keifend und balgend, mit den riesigen Schwingen schlagend und den Schnäbeln sich bekämpfend, sucht einer dem andern den vorteilhaftesten Platz auf der Mauer streitig zu machen.

Ich verlasse die Stätte des Grauens. Der Garten wird während der Bestattungsszene für Fremde geschlossen. Am Tore begegne ich dem Trauerzug, der, monotone Gebete murmelnd, an mir vorüberzieht und in der schweigsamen Dürsterkeit des Friedhofes verschwindet. Noch höre ich das Geschrei der zankenden

Vögel. Im Geiste sehe ich, wie man den Toten entkleidet und durch jene Falltüre, der ich vor kurzem gegenüberstand, in den Turm schafft. Keifend stürzen die Scharen der Geier herab. Es entspinnt sich ein heißer Kampf, bei dem die Federn fliegen und die gebogenen Schnäbel wütend aufeinander stoßen. Nicht auf die Stärke, auf die Schnelligkeit kommt es an. Wer zuerst zu der Futterstelle herabstößt, hat die bevorzugten Leckerbissen. Abgerissene menschliche Gliedmaßen, Fleisch- und Hautfetzen, Eingeweide werden im Kampf hervorgezerrt, auf die Mauern und in die Baumkronen geschleppt und oft in die Lüfte entführt. Mit den Resten im Turm begnügen sich die bescheidenen Krähen, die, von den Abfalltrögen der Stadt dem Leichenkondukt folgend, in Schwärmen dem Malabar-Hügel einen kurzen Besuch abstatten. Dann herrscht wieder Ruhe bei den Türmen der Toten, und eisiges Schweigen liegt unter den dichten, grünen Laubdächern, welche dem blauen, hellen Himmel des indischen Sommers dieses düstere Schauspiel verbergen.

TSCHITAH-JAGD

Wie das deutsche Mittelalter seine Falkenjagd hatte, die mittels eines zahmen, abgerichteten Falken ausgeübt wurde, so hat Indien heute noch den historischen Brauch der Tschitah-Jagd. Hier ist es der Leopard und Gepard, der die Stelle des Falken vertritt und seinem Herrn das Wild der Steppe erjagt. Der Tschitah ist eine besondere Leopardenart. Sein Körperbau ist von den übrigen, katzenartigen Raubtieren sehr abweichend, denn er gleicht mehr der Gestalt eines Hundes, hat sehr hohe Beine und einen auffallend schmalen, langen Leib. Mit dem etwas erhöhten Widerrist und dem dicklichen kleinen Kopf erinnert das Tier fast an die gefleckte Hyäne. Der Gepard

gehört zu den gewandtesten und blutgierigsten Raubtieren unter den Katzenarten, und seine Behendigkeit und der unendlich feine Spürsinn machen ihn besonders für den Zweck der Hetzjagd geeignet. Die Tschitah-Jagd, die zu dem sportlichen Vergnügen der Fürsten Indiens zählt, wird hauptsächlich im Norden des Landes ausgeübt. Dort bilden die flachen, sandigen Ebenen, in denen Gazellen und schwarze Böcke in großen Rudeln leben, die idealsten Jagdgründe der Tschitah-Hetze.

Gern zeigt man den Gästen, die an den Hof der Fürsten kommen, diese traditionellen Gebräuche von Jagd- und Sportarten, von denen ich in Indien im Staate Baroda vieles Interessante gesehen habe. Es wurden seinerzeit zu Ehren eines anwesenden höheren englischen Gastes pompöse Veranstaltungen von echt indischem Gepräge vorgeführt. Die Aufführungen zeichneten sich äußerlich durch einen guten Geschmack aus, der auch durchaus im Sinne der alten Tradition des Fürstenhauses lag. Ich sah dort die sportlichen Künste der Inder in ihrer höchsten Vollendung. Tollkühne Reiterspiele mit fabelhaften akrobatischen Leistungen auf dem Rücken galoppierender Pferde, Wettrennen von kleinen Jutkas, Gefährte, die mit flinken Zwergzebus bespannt waren, historische Umzüge und Paraden malerischer Kamelreiter in kriegerischer Tracht. Zweifellos jedoch waren die märchenhaften Elefantenprozessionen, bei denen die Tiere unter den herrlichen Palankinen kostbare Lasten mit sich trugen, von ganz besonders charakteristischer Eigenart. Den Höhepunkt dieser effektvollen Schauspiele bildeten jedoch die spannenden Kämpfe indischer Gladiatoren und wilder Tiere, die in einer großen Arena ähnlich den spanischen Stierkampfzirkussen aufgeführt wurden.

Eine vieltausendköpfige, malerisch-bunte Volksmenge füllte die Terrassen des Amphitheaters, in dem sich die Kämpfer in alten, grotesken Rüstungen gegenübertraten. Hitzige Turniere, Speer- und Schwerterkämpfe, die Überlieferungen altindischer

Geschlechter, erfüllten mit ihrem Getöse und Echo die hohen Mauern des Theaters. Wilde Tiere des Urwaldes wurden aufeinander losgelassen und mit Lanzenstichen und anderen Reizmitteln gegeneinandergeschetzt. Man sah, wie sich die Büffel der Wildnis zum Ergötzen der Menschen bis zur Erschöpfung bekämpften, wie sich Eber mit ihren spitzen Hauern zerfleischten, und die bis zum Wahnsinn gereizten Elefantenbullen wie die losgelassenen Lokomotiven eines Expreßzuges krachend gegeneinanderrannten. Mit den langen Stoßzähnen und hoch erhobenen Rüsseln begann ein Ringen auf Sieg und Vernichtung, und nur mit Mühe konnten die menschlichen Sekundanten mit den Spitzen ihrer Speere die Tiere auseinandertreiben. Den Reigen des Festes beschloß die Tschitah-Jagd, die andern Tags draußen in der Steppe stattfinden sollte.

Ein bunter Zug bewegte sich dort hinaus. Fürstliche Gefährte, Reitelefanten, Kamelreiter, mit weißen Zebus bespannte Wagen, die buntverhängte, turmartige Aufbauten tragen, unter deren Behängen die koketten dunklen Augen der Zenanafrauen hervorblitzten, bildeten das Gefolge zur Jagd. Fußvolk in allen Schattierungen, in tausendfältig farbenreichen Trachten, die das Mittelalter Indiens widerspiegeln und das Auge des Malers begeistern, und alles, was Beine hat, läuft in die glühendheiße Ebene, in der die staubigen, grauen Kaktushecken mit ihren flammenden Blütenfackeln und vereinzelter Dornengestrüpp die einzige Vegetation bilden. Wie eine unendliche Kuppel aus kristallblauem Glas liegt der tiefdunkle indische Himmel über der sengenden Glut, die über die Erde flimmert. Eine endlose Wüste, hinter der sich das Firmament in einer dunkelblau-düsteren, fast drohenden Färbung hinabsenkt, liegt vor unseren geblendeten Augen. Der Boden ist mit fußhohem, feinem und zähem Sand bedeckt, in dem der fremde Fußgänger nach hundert Schritten schon in Erschöpfung zusammenbricht. Vereinzelt ragen mimosenartige Bäume mit breiten, schattenspendenden Baumkronen

mitten aus der öden Ebene hervor. Unter ihrem kühlen Dach drängen sich Hammel- und Büffelherden, die in dieser Wüste Nahrung finden wollen. Es ist ein Land der trostlosen Dürre, in dem die Trockenheit und ein Versiegen des Regens das Gespenst des Hungers und Durstes hervorruft. Doch in diesem Jahr herrscht Segen und Fruchtbarkeit. Wir sehen dies an den spärlichen, grünen Stauden, die unsere Augen wie kostbare Seltenheiten in der versengten Wüste suchen müssen.

Und dort hinaus folgt uns die Bevölkerung, welche die prunkhaften Feste über alles liebt, auch wenn sie fast nichts davon zu sehen bekommt. Sie sind bescheiden in ihren ganzen Lebensansprüchen, diese Menschen, und gleichen den anspruchslosen pflanzlichen Lebewesen der ewig dürstenden Natur, die mit ihren Wurzeln und Blättern in den Einöden nach den Atomen der Feuchtigkeit lechzen und sich für einen Tautropfen in Dankbarkeit mit dem Gewande frischen Grüns schmücken. Außer den Reiterspielen konnte man der Menge, die draußen unter den glühenden Strahlen der Sonne harrete, nichts zeigen. Zur Jagd ging es zu Pferd weit hinaus in die einsame Steppe. Ein Troß von eingeborenen Reitern, mit langen Lanzen bewaffnet, folgt den beiden Wagen, auf denen je ein Tschitah mit verbundenen Augen liegt. Nachdem die Tiere entfesselt sind, nimmt man ihnen die Kappen von den Köpfen. Schnaubend zerren sie beutewitternd an den Halftern. Die Führer haben alle Mühe, sie festzuhalten. Vor uns befindet sich eine hügelige Erhöhung, die mit lockerem Unterholz bedeckt ist. Von den Treibern zu Pferd wird sie in großen Bogen umgangen.

Mit einem Hornsignal beginnt der Trieb, der sich auf uns zu bewegt. Da plötzlich schießt ein Gazellenrudel aus dem prasselnden Dickicht hervor. In langen Fluchten, gleichsam über dem gelblichen Sandboden schwebend, rast die Herde in eine Senkung hinab. Der Tschitah wird losgelassen, und mit unheimlicher Behendigkeit, wie ein Schatten über die Erde hingleitend, huscht

die blutlechzende Bestie hinter dem fliehenden Rudel her. Fast scheint es, als ob er Mühe hätte, die mit Windeseile dahinstürmende Herde zu erreichen. Von den seitwärts herbeistürmenden Treibern geschreckt, schlagen die Tiere einen Haken, wodurch der Leopard einen Vorsprung gewinnt. Jetzt ist er auf Sprungnähe herangekommen, und in blitzartigem Satz reißt er einen Nachzügler des Rudels zu Boden und schlägt dem regungslosen Tier die Fänge in die Halsschlagader. Man läßt ihn gewähren, denn das warme Blut des Opfers ist sein Lohn, und die Dressur verbietet seinen wilden Instinkten das Zerfleischen der Beute. Keuchend, mit bluttriefenden Lefzen, kauert der Tschitah über seinem Opfer, von dem er nur schwer zu trennen ist. Er soll sich nicht satttrinken, da es seine Gier beeinträchtigen würde, und die weitere Jagd dadurch nicht mehr den gewünschten Erfolg hätte. Weiter geht die Hetze. Das Rudel steckt in einer Dickung, in der es sich in seiner Todesangst verborgen hält. Die Tiere ahnen ihr Verderben und sind beim besten Willen der Treiber nicht herauszubringen. Man läßt den zweiten Leopard hinein, der sich wie eine Schlange ins Gestrüpp windet und die Tiere vor sich her treibt. Wie eine Furie schnellt er mitten unter die Herde und reißt einen kapitalen Bock mit graziösem, schlanken Gehörn. Es ist dasselbe grausame Bild menschlichen Blutwahns wie zuvor.

Unter Halali geht es weiter. Das flüchtende Rudel ist, von einer gelblichen Staubwolke verhüllt, entkommen. Nun gilt es, einen neuen Trieb zu arrangieren. In gestreckter Karriere geht es nordwärts. Ziel, eine mit Gebüsch bedeckte Hügelgruppe. Es dauert einige Zeit, bis die Wagen mit den Tschitahs nachkommen. Das Spiel beginnt von neuem, und ein weiteres Rudel wird aufgetrieben. Doch die Tiere sind frisch, während die Tschitahs gesättigt zu sein scheinen und ihre katzenhafte Behendigkeit zu erlahmen beginnt. Die Hetze wird langwieriger, doch um so spannender für die sportbegeisterten Teilnehmer. Bald ist die

Jagd beendet. Sie brachte fünf Gazellen, von denen vier Böcke, darunter ein kapitaless Tier mit gut entwickeltem Gehörn, waren.

Als das glühende Abendrot am westlichen Horizont sich langsam in eine opalfarbene Blässe verliert, zieht die Jagdgesellschaft, begleitet von der malerischen Eskorte der schwarzbärtigen, stattlichen Shiks, stolz auf ihren feurigen Berberrossen reitend, in die buntbelebte Stadt ein. Zum Schluß folgen die mit grotesken Türmchen gekrönten beiden Wagen, in denen die Tschitahs, vom Blutrausch gesättigt, träge auf ihren farbigen Polstern ruhen. Morgen wird das Fest mit friedlicheren Spielen am Hofe des Fürsten seinen Abschluß finden. Diese Tschitah-Hetze ist wahrlich ein bizarrer Sport, dessen Gesicht die verzerrten Züge blutrünstiger, mittelalterlicher Grausamkeit trägt.

EINHEIMISCHE INDUSTRIEN, TALMI- UND „FREMDENINDUSTRIE“

Unter der einheimischen Industrie Indiens verstehe ich zunächst die handwerklich-industriellen Erzeugnisse des Landes, die ohne Zutun und Beeinflussung der westlichen Kultur durch die handwerkliche Betätigung des Volkes hervor gebracht werden. Hierüber ließen sich Bände füllen. Diese „Heimatindustrie“ Indiens ist ein Stück seiner Kulturgeschichte und steht im engen Zusammenhang mit den hohen Kunstschöpfungen, die uns im Norden und Süden des Landes in Gestalt dieser monumentalen Baudenkmäler begegnen. Denn was waren diese Menschen der Vergangenheit Indiens, die jene fabelhaften Schöpfungen vollbrachten, anders als gottbegnadete Kunsthandwerker, deren Geist und Hand in geradezu genialer Weise erfand und formte! Was man an den überwältigenden Schönheiten architektonischer Kunst bewundert, ist vor allem das geistreich

kombinierte Stückwerk eines vollendeten handwerklichen Könnens, welches in Verbindung mit dem starken in der Seele dieses Volkes wurzelnden künstlerischen Empfinden die Kunst Indiens zu höchster Vollendung schuf. Die einzelnen Phasen dieser als hohe Volkskunst zu bezeichnenden Leistungen können wir an den Werken der verschiedenen Zeitepochen und innerhalb der Volksgemeinschaften deutlich erkennen und beurteilen. Wir sehen sie an den Schöpfungen der älteren und neueren Zeit in der primitivsten, jedoch auch in der vollendetsten Form und können aus beiden Äußerungen den bildnerischen Geist hoher künstlerischer Begabung und die vollendeten, technischen Fertigkeiten ihrer Urheber feststellen.

Diese hervorragenden Erzeugnisse unendlich vieler Geschlechter bilden einen interessanten Maßstab für die kulturhistorische Bedeutung und geistige Verfassung der Völker, aus deren Seele und Händen diese Werke hervorgegangen sind. Zu welcher hoher Blüte diese Genialität einzelner Volksgemeinschaften und Epochen gelangte, können wir daran erkennen, daß oft ganze Stämme sich an der Gestaltung und Errichtung dieser großen Städte füllenden Kunstwerke beteiligt haben und sich daher die geistig hochstehende Entwicklung und künstlerische Produktivität nicht nur auf einzelne, sondern vielmehr auf große Teile des Volkes erstreckte. Denn unmöglich können es die Arbeitsleistungen einzelner gewesen sein, welche die berauschende Fülle dieser Details, die wir besonders an den hinduistischen Tempeln des Südens finden, erschaffen haben. Und trotzdem klingen diese Einzelheiten, die unter den verschiedenen Händen, jedoch in demselben Geiste entstanden, in den Tönen einer wundervollen und ungestörten Harmonie ineinander.

Wie ich bereits in einem der vorhergehenden Abschnitte erwähnt habe, sind diese geistigen Werte und die ursprüngliche kulturelle Produktivität der indischen Völker in den letzten Jahrhunderten in stetem Schwinden begriffen. Die Ursachen dieses

Niederganges im tieferen Sinne zu erklären, dürfte bei aller Objektivität nicht leicht sein, und möchte ich die Beurteilung hierüber gerne Berufeneren überlassen. Wohl erscheint die Annahme naheliegend, daß fremde Einflüsse und die Besitzergreifung Indiens durch eine westliche Kulturmacht der Entwicklung einheimischer Kultur und Geistesbestrebung hinderlich im Wege stand. Es sind genügend Beispiele zur Hand, nach denen im Leben geistig hochstehender und künstlerisch produktiver Völker der Zerfall oder ein böses Schicksal die langsame Zersetzung geistiger Werte als eine Folge der Herabminderung physischer und seelischer Kräfte mit sich brachte.

In frühester Zeit, bis zum siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, sah die Welt in Indien den Aufstieg zu einer ungeahnten Blüte seiner Kultur- und Geisteswelt. Bald nach der fremden Eroberung durch den Westen begann dieser Reichtum an inneren Werten langsam zu verblassen, bis endlich um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts das Reich in sich zusammenfiel und wir nur noch in den äußeren Zeichen, die uns diese Zeit hinterlassen hat, die genialen und schöpferischen Eigenschaften seiner Völker erkennen. Freilich haben sich im Volke gewisse Reste dieser bedeutenden Individualität bewahrt, doch werden sie durch den Geist der neuen Zeit, seine vielen negativen Auswirkungen, durch die verderbliche Industrialisierung und anderes mehr, langsam aufgesogen. Zwar ist man in den Kreisen der Regierung bestrebt, einen der größten Kulturwerte Indiens, diesen handwerklichen Geist und das Können, die geistvolle Genialität, welche die begabten Erben großer Künstlergeschlechter im Volke bis zu einem gewissen Grade bewahrt haben, zu erhalten. Doch was bedeuten diese idealistischen Bestrebungen, wenn sie andererseits durch die Forderung der entgegengesetzten Strömungen immer mehr und mehr einer Auflösung entgegengehen! Denn langsam wird dieser gute und fruchtbare Boden, auf dem die Entwicklung volkstümlicher Werte in so hohem Maße ge-

deihen konnte, von dem wuchernden Geist der fremden Kolonisierung, ihrer Industrie und unter der Einführung wesenloser und wertloser Produkte entkräftet. Nicht umsonst kämpfen die Verfechter geistiger Ideale Indiens einen Kampf der Verzweiflung gegen dieses Gift, das die Einflüsse einer modernen Zeiterscheinung in die breiten Massen des Volkes streut und damit die inneren Werte der gesamten Volksgemeinschaft rasch vernichtet.

Mahadhma Gandhi ist es gewesen, welcher den zersetzenden Einflüssen westlicher Kultur nicht nur mit den Ideen freiheitlicher und völkischer Ziele entgegentrat, sondern es auch von jeher mit allen Mitteln versucht hat, dem Volk die Bedeutung seiner ethischen und sozialen Werte auch durch die Wiedereinführung heimischer Industrien klarzumachen. Seine Bestrebungen gipfeln in der Erhaltung und Wiedererweckung altindischer Geistestradiation. Zu ihr gehören die auf bäuerlicher, handwerksmäßiger Grundlage betriebenen Hausindustrien des Spinnens, Webens und vieler anderer werksmäßiger Tätigkeiten, welche die Bedürfnisse des Lebens in individueller und weitaus befriedigenderer Weise decken, als es die modernen Industrien des In- und Auslandes tun können. Gleichzeitig und vor allem sind es die großen geistigen und moralischen Werte, welche diese Heimatindustrien in sich bergen und die der allgemeinen Versklavung des Volkes vorbeugen und die schlummernde Erkenntnis für das Schöne und Gute in der Seele des Inders wiedererwecken sollen. Doch diese Anregungen, die zweifellos einer durchaus guten und wahren Erkenntnis entspringen, verhallen in dem donnernden Echo, welches aus dem ewig schwellenden Gang des Rädergetriebes einer modernen Weltwirtschaft bis in die entferntesten Winkel der Welt brüllt.

Hinter dieser stets wachsenden Erscheinung der neuen Zeit erhebt sich das Gespenst wirtschaftlicher und politischer Machtentfaltung, das drohend seine Faust ballt, um die Menschen in das Joch der versklavenden, mechanisierten Arbeit zu zwingen

und ihnen damit den letzten Hauch ihrer Eigenwerte und des befreienden Selbstbewußtseins zu rauben.

Was ich von dieser guten, einheimischen Industrie im Indien von heute sah, stand in keinem Verhältnis zu den im Volke schlummernden Fähigkeiten dieser Art. Stark ist es zum Teil schon mit den zersetzenden Einflüssen des Westens vermischt, was den Wert seiner Ursprünglichkeit bedeutend herabmindert und ihm den Stempel des Unpersönlichen und Wesenlosen aufdrückt. Wohl gibt es in Indien noch die den Charakter der Echtheit tragenden handwerkerlichen und gewerblichen Volksindustrien, die in dem Sinne traditioneller Art gepflegt werden. Sie fördern prachtvolle und unverdorbene Erzeugnisse auf dem Gebiete der Kleinkunst, wie Textilien, Metalle usw., die in kunsthandwerkerlich-meisterhafter Art und vollendeter Technik ausgeführt werden. Manche Zünfte befassen sich noch heute mit der Herstellung von prachtvollen Geweben, originellen Metallarbeiten, Töpfereien und anderen Dingen, die im täglichen Leben des Volkes gebraucht werden. Auch Hausspinnerei und Hanfweberei ist in weiten, ländlichen Kreisen der Bevölkerung noch vielfach zu finden. Kleinkunst und kunstgewerbliche Arbeiten im Sinne der alten Überlieferungen sind schon seltener. Doch habe ich eine große Anzahl solcher meist unsichtbar verborgener Werkstätten in den Städten des Südens und Nordens gefunden und ihre einwandfrei stilistisch-künstlerischen Produkte bewundert. So fand ich in den südlichen Städten Erzeugnisse hochwertiger Volkskunst oft in primitiven Formen gebildet: Stein- und Holzplastiken, die Götter, Menschen und Tiere in grotesker Gestaltung darstellen. Auch in Zentral- und Nordindien, Hyderabad, Delhi, Agra, Jeypur, Benares und anderen Orten sah ich diese Volkskunst, die noch den Zauber und die Reize des Ursprünglichen besitzt.

Ein interessantes Kapitel, welches den bedauerlichen Niedergang dieser traditionellen Eigenschaften, den Einfluß Europas

und den Zerfall der guten Wesensart des indischen Volkes typisch kennzeichnet, bildet die „Fremdenindustrie“. Diese Erscheinung im gewerblichen und handwerklichen Leben ist hauptsächlich den Inspirationen des kolonisierenden Westens zu verdanken. Sie trägt — o Ironie des Schicksals — hauptsächlich dazu bei, die Europäer, die nach Indien kommen, mit den zweifelhaften Erzeugnissen fragwürdiger Herkunft ihrer eigenen Länder zu versorgen. Die in Indien hergestellten „Kuriositäten“ sind hiervon bei weitem nicht die übelsten. Haben sie doch schon in ihrer stilistischen Eigenart und originellen Formgestaltung einen besonderen Reiz, der selbst den sicheren Blick des kritischen Kenners und Liebhabers oft besticht. Vielfach sind es jedoch Dinge, die nach gewissen Vorbildern von geübten Handwerkern in Massen hergestellt werden und dadurch den Reiz individueller Gestaltung meist verloren haben. Zwar fand ich auch unter diesen Erzeugnissen gute und den Charakter der künstlerischen Echtheit tragende Stücke, die einem geschickten Handwerker alle Ehre machen können. Besonders in Delhi und Agra sah ich die auflagenmäßig hergestellten Miniaturen nach antiken Gemälden, die von künstlerisch geübten Malern mit allen Feinheiten des Originals auf dünnen Elfenbeinplatten nachgebildet werden. Auch ziselierte und getriebene Metallarbeiten mit dem feinen Schmelz der alten Technik sieht man in guten Wieder-
gaben.

In den großen Städten Indiens sind die Kuriositätenbasare, welche den Sammelpunkt des reisenden, fremden Publikums bilden, gefüllt mit derartigen Dingen, die auf den Europäer einen unwiderstehlichen Zauber ausüben. Wer den Chanti-Chowk, die Straße der Kuriositätenhändler in Delhi gesehen hat, ist entzückt von all diesen gleißenden und funkelnden Erzeugnissen, die vielfach im Schoße dieser Heimindustrien, welche hauptsächlich für die Fremden arbeiten, entstanden sind. Selbst für den Kenner ist es oft schwer, die bestechenden und mit der Patina der Antike

raffiniert hergerichteten Gegenstände als Nachbildungen zu erkennen. Jedoch ist dies für viele Käufer ohne Bedeutung, zumal die Dinge von den Originalen oft nicht zu unterscheiden sind. Dem gründlichen Kenner kann es jedoch nicht entgehen, daß bei dem ungeheuren Kuriositätenkonsum, den Indien seit Jahrzehnten hat, die Vorräte an antiken Originalen sozusagen unerschöpflich sind. Und wer Gelegenheit hat, hinter die Kulissen dieser von Wohlhabenheit strotzenden Händlershops zu blicken, wird die Unerschöpflichkeit und die mysteriöse Herkunft dieses Volksgutes bald erkannt haben. Beizeiten haben berufene Kreise eines internationalen Kunstkenner- und Sammlertums dafür gesorgt, die unersetzlichen Werte und Echtheiten der Kunstschatze Indiens in Sicherheit zu bringen. Wer das Britische Museum, auch viele andere staatliche Sammlungen Indiens und der Welt kennt, weiß, wo eine große Anzahl der Kunstheiligtümer dieser Länder geborgen wurden.

Auch die Industrien des Westens haben, wie gesagt, bei der Massenproduktion auch auf dem Gebiete des Kunst- und Kuriositätenhandels ihre Hand im Spiele. Es ist bezeichnend, daß gerade in diesen Leistungen die deutsche Industrie vor dem Kriege ganz Besonderes hervorbrachte. Abgesehen von den allgemeinen und vielseitigen industriellen Produkten, mit welchen Deutschland vor 1914 den Markt Indiens überschwemmte, hat sich unsere deutsche Industrie mit den zahlreichen gewollten und ungewollten Nachbildungen, die der indische Kuriositätenhandel in immer mehr gesteigertem Maße gefordert hat, in den Augen der mit allen Wassern gewaschenen Händler Indiens ein besonderes Verdienst erworben. Ich fand Edelsteine und ihre Nachbildungen aus dem biedereren oldenburgischen Städtchen Idar, indischen „Silber- und Goldschmuck“ einer bekannten badischen und schwäbischen Industrie, Elfenbein- und Bernsteinimitationen, kunstvolle Ringe, Käämme und Haarspangen aus Zelluloid und Galalith und „echten“ Korallenschmuck, der bei

der Berührung mit einem brennenden Streichholz in Flammen aufging. Ja sogar Textilien, die raffinierten Nachbildungen echt indischer Stücke, mit den neuesten Produkten leuchtender Anilinfarben gefärbt, aus westfälischen, rheinischen und auch englischen Fabriken stammend, sollten das Auge der Käufer täuschen. Hier hatte der Kreislauf der Dinge eine höchst merkwürdige Form angenommen, denn vielfach sahen die von Indien importierten Waren auf schnellstem Wege ihre europäische Heimat wieder.

Auch ich wurde einst das Opfer einer solchen interessanten Täuschung, obwohl ich mir in der Wahl meiner Erwerbungen sehr viel Mühe gab und diese grundsätzlich nur unter vertrauenswürdigen Umständen erstanden habe. Nie suchte ich die Dinge, für die ich Interesse zeigte, in den Basaren und bei den berufsmäßigen Händlern, die meist Schwindler waren. Vielmehr wußte ich die Wege zu den versteckten Vierteln der Eingeborenen und Handwerker selbst zu finden, um dort in dem Trödel von Eingeborenenmärkten und in den Werkstätten von Handwerkern unter antiken Habseligkeiten die Dinge, die ich suchte, zu entdecken. Auch wurden mir viele und alle erdenklichen Gegenstände von Eingeborenen gebracht und zum Erwerb angeboten. Darunter befand sich u. a. ein sehr schönes altes Tablett, das aus Papiermaché bestand und mit einer typisch chinesischen Reliefverzierung ornamentiert war. Das Stück schien seiner Beschaffenheit nach echt zu sein. Eine grünliche Patina des Alters erhöhte den Reiz des rotgoldenen Ornaments. Doch später, nach Jahren, als ich wieder den Boden meiner Heimat unter den Füßen hatte, bekam ich den Besuch eines Bekannten, dem ich meine Schätze aus Indien zeigte. Nachdenklich betrachtete er das ominöse Tablett chinesischen Ursprungs aus Indien und erkannte es als einen alten Bekannten, der vor Jahren in neuem Kleide aus den Lagerbeständen seines lothringischen Papiermachéwerkes nach Indien ausgewandert war. Nach erfolgter Antikisierung und mit

der künstlichen Patina indischen Schmutzes behaftet ist das Stück, dem „Kreislauf der Dinge“ folgend, wieder in seine Heimat zurückgekehrt, wo ich es diesmal als wirkliche Kuriosität aufbewahrt habe.

Der gesamte Handel in Indien ist seit 1914 unter Ausschluß Deutschlands fast vollständig von den übrigen Märkten der Welt beherrscht. Voran marschiert England, das aus rein wirtschaftlichen Interessen die Versorgung Indiens mit allen lebensnotwendigen Waren und Produkten übernommen hat. In vielen Dingen ist Indien noch immer auf die europäischen Industrien angewiesen gewesen. Diese Abhängigkeit hat sich besonders bei Ausbruch des Weltkrieges gezeigt, denn vieles, was die deutschen Industrien für Indien erzeugt haben, war nur unter großen Schwierigkeiten in der übrigen Welt aufzutreiben. Diese und ähnliche andere Erfahrungen legten England den Gedanken nahe, Indien als Selbstversorger seiner eigenen und vielseitigen Bedürfnisse zu erziehen. Was stünde dieser Idee hinderlich im Wege, oder was gäbe es in Indien auch nicht, das dieser Entwicklung ungünstig im Wege stand! So hat sich die Großindustrie Indiens seit 1914 in geradezu unglaublicher Weise vermehrt und vergrößert, und die Produktionsziffern der Halb- und Fertigfabrikate sind ungeheuerlich gestiegen. An den Kriegslieferungen nahm die indische Industrie lebhaften Anteil. Millionen von Sandsäcken aus Jute, Baumwoll- und anderen Erzeugnissen der Textil- und Lederindustrie wanderten auf die Kriegsschauplätze. Eine gesteigerte Ausfuhr an Materialien versorgte die Heere der Alliierten mit allen erdenklichen Mitteln, welche die europäischen Industrien in ihrer Ohnmacht nicht in den notwendigen Erfordernissen hervorbringen konnten. Nach Ronaldshay hatten 1917 die Ledervorräte Indiens einen Mindestbestand, mit welchem man achtzig Millionen Schuhe mit Oberleder versorgen konnte. Mit den während zweier Jahre aus den Jutespinnereien einer einzigen indischen Stadt gelieferten Sand-

säcken hätte man beispielsweise eine zwei Meter hohe Brustwehr um den Äquator errichten können.

Die großen Jute- und Baumwollspinnereien in Bombay, Madras, Cawnpore und Kalkutta nahmen einen ungeheuerlichen Umfang an. Die Zahl der Webstühle mit 124 000 und 7 Millionen Spindeln war um das vierfache des Friedensstandes vermehrt worden. Von den 260 Spinnereien und Webereien Indiens besitzt die Präsidentschaft Bombay allein 180. Aber nicht nur die älteren und ursprünglichen Industrien waren es, die in solchem Maße an Ausdehnung gewonnen haben. Viele andere Industriezweige, die in dem wirtschaftlich so fruchtbaren Boden Indiens Wurzel schlugen, entfalteten sich unter dem Geiste und den immer dringlicheren Bedürfnissen der neuen Zeit. Gießereien, Eisen- und Stahl-, Werkzeug- und Maschinenfabriken, landwirtschaftliche Geräte- und Lederbearbeitungswerke, chemische Industrien und Farbstofffabriken schossen wie Pilze aus dem Boden hervor und vermehrten die Arbeiterheere, die sich in den überfüllten Städten drängten. In Bombay, dessen Stadtviertel auf einer schmalen Landzunge zusammengepfercht liegen, weiß man nicht, wie man die brennende Frage des Übervölkerungsübels zu lösen gedenkt. Schon vor dem Kriege waren dort die Viertel der Eingeborenen stark übersetzt und glichen einem wimmelnden Ameisenhaufen.

Die Regelung der durch die veränderte Lage geschaffenen Mißstände wird der Regierung noch viele Schwierigkeiten bereiten. Langsam sucht man diesen in sozialer und hygienischer Hinsicht so sehr schädigenden Übelständen abzuhelpfen. Man schafft ausgedehnte Kolonien zur Unterbringung der oft nur periodisch zur Industrietätigkeit herangezogenen Bevölkerung und sucht auf diese Weise den Menschen, die meist vom Lande hereinkommen, die ungewohnten Lebensverhältnisse in den überfüllten Industriebezirken erträglich zu machen. Doch unter den Arbeitern bleibt es ein ewiger Wechsel von Kommen und Gehen, und Indiens Industrie besitzt fast keinen festen Stamm

an brauchbaren und zuverlässigen Arbeitskräften. Wer den Wert und Unwert dieses, die Leistungsfähigkeit großer und gefestigter Industriebetriebe so sehr beeinflussenden Momentes beurteilen kann, wird die unendlichen Hemmnisse, welche der Zukunft der indischen Industrie im Wege liegen, zur Genüge erkennen. Der Inder liebt die Freiheit seiner eigenen Welt, und wenn sie noch so klein ist, so sehr und ist mit der naturgegebenen Art seines Agrartums so innig verknüpft, daß es schwer fällt (was zu den hauptsächlichsten Schwierigkeiten anglo-indischer Industrialisierungsbestrebungen gehört), ihn in das Joch systematischer und mechanisierter Arbeit zu spannen. Und wenn ihn auch der Mammon des für seine Begriffe fürstlichen Verdienstes zu den tosenden Betrieben der Fabriken lockt, so wird doch bald wieder das Weh nach seiner eigenen Scholle die Seele ergreifen und ihn zur Flucht hinaus in die Freiheit seiner Heimat treiben.

Vielerlei Probleme, welche durch die Errungenschaften auf dem Gebiete der modernen Technik in Indien den Geist des Abendlandes beschäftigen, befassen sich mit dem Ausbau und der rationellen Führung der großen Industrien, welche durch die vorhandenen Möglichkeiten ungeahnter Werte vor einer großen Zukunft stehen. Bald werden die schwer zu beschaffenden schwarzen Diamanten auch in Indien durch die weiße Kohle ersetzt sein. Denn in den Flüssen und Strömen, welche das Leben Indiens erhalten, schlummern elementare Kräfte, die, von dem starken Willen des modernen Geistes erfaßt, ungeheure Werte zur Entfaltung bringen können. In künstlichen Staubecken, Seen und Talsperren, Kanälen und Wehren sammelt man die Quellen der Erde und des Himmels. Nicht nur zur Fruchtbarmachung verödeter Länder sollen sie jetzt dienen, sondern man führt sie heute auch diesen im Werden begriffenen kräfteverzehrenden Industrien zu und beginnt, diese mit elektrischen Energien zu speisen. Vielleicht werden diese zyklischen Kräfte einst im Zeitalter des Übermenschentums die

widerspenstigen Arbeitstiere der Eingeborenenwelt ersetzen und die Weltwirtschaft mit dem strotzenden Reichtum eines unerschöpflichen Landes beglücken! — Was die Inder dazu sagen?! — Sie geben ihre Antwort in Form stiller, jedoch immerhin wirkungsvoller Proteste. Ihr erster Grundsatz ist die Non-violenz. Mit ihrer Hilfe suchen sie dem Zwange der modernen Versklavung durch die Industrie zu weichen. Erst die neue Zeit, der vermehrte und gesteigerte Einfluß des Abendlandes hat diese geistige Bewegung im Volke geschaffen. Gegen die immer mehr fühlbare Last und die Zerstörung innerer Werte, welche durch die industrielle und kapitalistische Vorherrschaft des Westens hervorgerufen wird, wehren sich allmählich die natürlichen Instinkte dieses Volkes, dessen Führer den tieferen Sinn dieser Zeiterscheinung längst erkannt haben.

Gandhis Einfluß auf die Massen ist nicht ohne Wirkung geblieben. In seiner stark fühlbaren Non-Cooperation-Bewegung gipfelt die ganze Empörung des indischen Volkes über die stark um sich greifende Abhängigkeit der Massen. Sie ist eine Lehre der Moral und keine Tat der Gewalt. Gandhi sagt selbst, daß sich dieser Protest nicht gegen das Abendland richtet, sondern nur die materialistische Zivilisation und die zunehmende Ausbeutung der Schwachen bekämpft. Daß diese „materialistische Zivilisation“, welche dem stets wachsenden Bedürfnis der Weltwirtschaft und politischen Machtstellung vorherrschender Nationen entspringt, die Ursprünglichkeit und das geistige Wesen des indischen Volkes ungünstig beeinflusst, kann man im Indien von heute zur Genüge beobachten. Denn fast überall finden wir leider schon die wesenlosen Massenprodukte maschineller Arbeit, die das Volk Indiens überschwemmen, ihm den fremden Willen aufzwingen und es seiner ureigensten Art berauben. Doch noch fehlt der breiten Masse des Volkes der klare Blick, die positiven und negativen Ergebnisse fremder Kultureinflüsse abzuwägen und in richtigem Sinne zu beurteilen. Und noch ist die Ein-

wirkung seiner geistigen Führer zu gering, um in ihm das Bewußtsein seiner Eigenwerte zu wecken. England blickt mit Sorge auf alle diese Regungen, die sich im tiefsten Innern der Volksseele langsam zu vollziehen beginnen. Unendliche Schwierigkeiten gab es im Laufe der Jahrhunderte seiner Herrschaft in Indien zu überwinden, und noch viele Brücken wird es über die gefährlichen Abgründe schlagen müssen, die ihm den Weg zu seinen Zielen ebnen werden.

DELHI UND AGRA

Die Städte Delhi und Agra bilden den Mittelpunkt einer glanzvollen geschichtlichen Vergangenheit Indiens. Ihre Reste finden wir in den zahlreichen älteren und neueren Bauwerken, die im Geiste des Islam im Verlaufe von etwa sieben bis acht Jahrhunderten im nördlichen Indien geschaffen wurden. Von den hervorragendsten Kulturmerkmalen dieser Zeit hat Delhi und Agra eine große Zahl aufzuweisen. Beide Städte waren die Residenzen der alten Kaiser von Delhi und der nachfolgenden Mogul-Dynasten. Sie waren in der Blütezeit des islamitischen Mittelalters das Herz Indiens, dessen mächtig pulsierender Schlag in den entlegensten Gebieten des großen Reiches zu spüren war. Doch der Einfluß des Islam blieb auf das nördliche und zentrale Indien beschränkt, und hauptsächlich die nordwestlichen Einbruchgebiete, der Punjab, Radjputana und die nordwestlichen Provinzen blieben bis zum heutigen Tag die Heimat der Anhänger Mohammeds. Eigentümlicherweise findet man auch in den entgegengesetzten östlichen Gebieten, besonders in Bengalen, eine relativ große Zahl Mohammedaner, die wahrscheinlich in ältester Zeit, der Stromebene des Ganges folgend, schon im frühen Mittelalter dorthin vorgedrungen waren.

Doch nirgends ist das Wesen des Islam, seine Macht und der Einfluß seiner geistigen Strömungen deutlicher zu erkennen als in diesen beiden alten Herrschersitzen, deren Denkmäler das Kostbarste und Bedeutendste sind, was islamitische Kunst in Indien aufzuweisen hat. Hier haben geistvolle Herrscher mit dem Aufwand märchenhafter Mittel Kunstwerke und Schätze geschaffen, die in der Geschichte des Sarazentums einzigartig dastehen. Um das Jahr 1000 schon wurden im alten Delhi, von dem wir heute nur noch eine Stadt der Ruinen finden, die Grundsteine zu dieser, stets im Wachsen begriffenen, hohen Kultur geschaffen. Mit rücksichtsloser Kraft hat der Geist Mohammeds den Widerstand des Hinduismus gebrochen, und die hohe Zahl der zum Islam bekehrten Hindus (80 000 000) zeigt uns, mit welcher Macht die vom Westen hereinbrechenden Horden der Moslems die Lehre ihres Glaubens verbreitet haben.

Delhis erster mohammedanischer Kaiser war Kutub-ud-din. Er war es, der dem späteren großen Kaiserreich Indien den fruchtbaren Boden schuf. Unter der vom Glaubenseifer entfachten Despotie seiner Herrschaft hat sich das Reich des Propheten in Indien in immer größerem Umfange entfaltet. In den hervorragenden Kunstwerken des alten und neuen Delhi sehen wir deutlich die Entwicklungsgeschichte der mohammedanischen Kultur in Indien. Wir finden dort die großartigen Bauwerke aus den frühesten Epochen bis zur höchsten Blüte und zum allmählichen und endgültigen Niedergang des glanzvollen Mogulreiches. Die ursprünglich schwerfällige und zu massigen Formen neigende Bauart ist, wie wir an den späteren Ausdrucksformen des Mittelalters erkennen können, verfeinert worden, was wohl auf den Einfluß hinduistischen Geistes zurückzuführen sein dürfte.

Doch im alten Delhi, das weit draußen vor den Toren der heutigen Stadt liegt, ist von einer Kultivierung des vom Westen herübergebrachten Stiles noch wenig zu merken. Die inmitten

einer von der Sonne verbrannten Stein- und Trümmerwüste gelegenen Ruinen der Paläste, Moscheen, Grabdenkmäler und ganzen Städteanlagen atmen noch den Geist der alten, wilden Chasnaviden-Dynastien. Zwischen den Ruinen der Zerstörung erheben sich mächtige Kuppeln, die auf schweren quadratischen Unterbauten und Sockeln aus widerstandsfähigem Granit und Sandstein ruhen. Es sind große Mausoleen und Denkmäler, die über den Gebeinen von Dynasten oder zum Andenken von Großen und Heiligen des Reiches errichtet wurden. Ihre massigen Formen haben der Wut feindlicher Vernichtung und den zersetzenden Einflüssen der Zeit Widerstand geleistet, denn sie sind größtenteils noch in ihrer ursprünglichen Form erhalten, ohne irgendwelche nennenswerten Spuren der Zerstörung zu zeigen. In der Mitte des Trümmerfeldes liegt auf erhöhter Basis der mit Steinfliesen bedeckte Hof eines ruinenhaften Tempels, die Kutub-Moschee, die das Zentrum des alten Delhi bildete. Sie ist von einer kolonnadenartigen mit reich profilierten, hinduistisch anmutenden Säulen geschmückten Mauer umgeben. Ringsumher ragen diese monumentalen Bauwerke der Moscheen und Paläste empor, während die übrigen Reste der alten Stadt unter einem Wirrwarr von Steinen und Schutt begraben sind. Alles gleicht jetzt einer trostlos dünnen Einöde, in der die spärliche, braungebrannte Vegetation zwischen einem hoffnungslosen Staub- und Steinmeer ihr kümmerliches Dasein lebt.

Von überwältigendem Reiz ist die Einsamkeit dieser verbliebenen Stadt während der Zeit des Sonnenunterganges. Gigantische, purpurne Schatten schleichen dann über dieses von der rötlichen Glut der Sonne überflutete Trümmerfeld, und jene formlosen Felsen und monströsen Bruchstücke werden zu phantastischen Gebilden belebt. Aus dem Stein- und Ruinenfeld erhebt sich, wie ein immerwährendes unzerstörbares Wahrzeichen einer glanzvollen Vergangenheit, der Kutub Minar, der zum Andenken des ersten Kaisers von Delhi, Kutub, erbaute Siegesturm,

der wie das gewaltige Minarett einer riesenhaften Moschee den alten, zerfallenen Kutub-Tempel überragt. Der 68 m hohe, von fünf ornamentierten Etagen und reicher vertikaler Profilierung geschmückte, säulenartige Bau ist zweifellos das Bedeutendste, was die alte islamitische Baukunst Indiens hervorgebracht hat. Ein harmonisches Farbenspiel, das durch die verschiedenen Gesteinsarten hervorgebracht wird, gibt der regelmäßigen Struktur der graziös aufstrebenden Säule den eigenartigen Reiz malerisch komponierter Architektur. Sechs horizontale Ringe, die wie ein schmiegsames Band über den Wulst- und Eckenprofilen liegen, tragen die reliefhaften Schriftzeichen des Korans. Von den Balkonen klang einst die monotone Stimme des Muezzin, die den Gläubigen des Propheten die Stunde des Gebetes und des Gottesdienstes anzeigte. Im Geiste erwachen in mir alle die bedeutsamen Bilder dieser Vergangenheit, von deren Größe uns heute nur noch die Ruinen dieser Stadt erzählen.

In Neu-Delhi haben die Nachfolger dieser Geschlechter eine ganz andere Welt geschaffen. Doch auch aus ihr sind manche dieser großen Formen der alten islamitischen Periode wieder zu erkennen. Wir können dieses vor allem in den monumentalen Formen des alten Forts, einem aus rotem Sandstein erbauten Festungsmauergürtel, erkennen, dessen kolossale Ausmaße der Gesteinsmassen den Eindruck der unbesiegbaren Wucht hervorrufen. In Wirklichkeit hat man diese Bastionen zu uneinnehmbaren Bollwerken einer gewaltigen politischen und religiösen Macht geschaffen. Zudem hat man in ihrem Innern die Schätze des Glaubens und weltlichen Lebens gegen die feindlichen Horden wohl bewahrt und geborgen. Drohend überragen diese, von tiefen Bewässerungsgräben umgürteten Wälle die heutige Stadt, deren lautes Getriebe wie ein brandendes Meer um diese Mauern braust. Ich durchschreite eines der gewaltigen Tore, die wie ein Tunnel unter den Wällen der Festung hindurchführen, und trete plötzlich diesen veredelten Formen der alten sarazenischen Bau-

kunst gegenüber, deren prunkhafte Herrlichkeit meine ganze Bewunderung erweckt. Innerhalb dieser befestigten Mauern beginnt nun jener Zeitabschnitt, den man in der Geschichte des Islams in Indien als das Reich der Moguln bezeichnet.

Diese geschichtlich und kulturell so bedeutsame Epoche, in welche der Beginn der Blütezeit des mohammedanischen Indiens fällt, nimmt ihren Anfang um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts unter dem Sultan Babur, dem die Gründung des Mogulreiches zugesprochen wird. Es ist eine lange Kette der Macht- und Prachtentfaltung, eine Zeit großer historischer Ereignisse, die in der gesamten geschichtlichen Entwicklung Indiens hervorragend ist. Inzwischen ist jedoch der Geist des Hinduismus auf diese Kulturperiode des Islam nicht ohne Einwirkung geblieben. Reichtum, Macht und geistige Größe haben sich in den Ideen dieser Dynasten zu glanzvollen Leistungen, ganz besonders auf dem Gebiete der Künste, entfaltet. Mit Hilfe der Kraft und der zu höchstem genialen Können entwickelten Begabung des Volkes sind Werke von erstaunlicher Größe und Erhabenheit geschaffen worden. Die märchenhaften Schöpfungen dieser glänzenden Epoche sehen wir in den Bauwerken, die wohlbewahrt in den beiden Festungsgürteln Delhis und Agras geborgen liegen, vor uns.

In Delhi ist es vor allem der große Palast, ein marmornes Wunderwerk von unerhörtem Prunk, welches uns in den Geist dieser Zeit versetzt. Über einem Wald von inkrustierten Marmorsäulen wölben sich goldornamentierte und mit Edelsteinen übersäte Decken, welche die mit filigranhaft-feinen Ziselierungen und Durchbrechungen geschmückten Wände der großen Halle und Säle überspannen. Sämtliche Räume liegen zu ebener Erde und sind ringsumher von grünen Gärten und blühenden Hainen umgeben. Breite Marmorstufen führen zu der Audienz- und Thronhalle. Sie ist mit feingliedrigen, stilisierten Ornamentierungen aus Achaten und anderen leuchtenden Halbedelsteinen bedeckt.

An der rückwärtigen Längswand erblickt man im Halbdunkel ein leuchtendes und überaus kostbares Kleinod. Es ist der breite, kanzelartige Kaiserthron, der auf breitem Marmorsockel ruht, und dessen Rücklehne das schimmernde Edelsteinmosaik eines Pfauenbildes darstellt. An Stelle der Fensteröffnungen und auch in den Wänden, welche die Räume voneinander trennen, hat man mit symbolischen Ornamenten geschmückte, durchbrochene Gitter aus durchsichtig dünnen Marmorscheiben eingesetzt. Allein diese Arbeiten sind Wunderwerke feinsinnigster Kunst und meisterhaft handwerkerlichen Könnens. Auch die Gemächer der Frauen, die Zenanas und die Bäder, haben diese köstlichen Gitterwerke aufzuweisen. Und trotz der Fülle und des Reichtums an linearem Zierat liegt über diesen Räumen die klassische Ruhe, von welcher der Geist jener Zeit getragen war.

In einzelnen Räumen und auch an der Fassade des Palastes ist man damit beschäftigt, manche dem Zerfall nahe Details im Sinne der vorhandenen Vorbilder zu ergänzen und zu ersetzen. Eine besondere Kommission der englischen Regierung befaßt sich mit den Renovierungen dieser alten Bauwerke Indiens, um sie den nachfolgenden Generationen erhalten zu können. Doch auch vieles von den Kostbarkeiten, die enorme Werte darstellen, ist zerstört und entwendet, so daß manches, was man dem Schein nach für echt und antik hält, nur noch eine wertlose Nachbildung unserer an Nachahmungen so leistungsfähigen Zeit ist. Auch draußen in der Stadt Delhi, inmitten des bunten Bevölkerungsgetriebes, finden wir die Bauwerke, die aus dem späteren Zeitalter der Moguln stammen. Ganz in der Nähe des Forts steigt man die majestätisch hingelagerten Freitreppen zur Jumna-Musjid, der größten und schönsten aller Moscheen Indiens, empor. Es ist ein von drei riesigen Kuppeln gekrönter Bau, dessen eindrucksvolle Innenfassade durch den weiten Hof der Beter eine wirksame Steigerung ihrer überwältigenden Monumentalität erfährt. An den vier Ecken der arkadenartigen Um-

fassungsmauer, die den Tempel umschließt, erheben sich schlanke Minaretts, von deren Balkonen der Muezzin die Stunde des Gebets verkündet.

In der Moschee befinden sich einige mit großer Inbrunst verehrte Reliquien, die von Heiligen stammen und deren ehrwürdigste und wertvollste, ein Barthaar des Propheten, sichtbar in einem Glasschrein aufbewahrt wird. Muselmännische Beter füllen während des Freitagsgottesdienstes und an den Feiertagen die unter den mächtigen Kuppeln liegenden Hallen und den gewaltigen Hof der Moschee, und es ist ein eindrucksvolles Schauspiel, die Gebetsübungen von der Höhe des Minaretts aus zu beobachten. In langen Reihen haben sich die Gläubigen eng nebeneinander auf die Knie niedergelassen. Wie ein wogendes Meer wallen die in bunte Gewänder und Turbane gehüllten Gläubigen auf die Stimme des Iman auf und nieder, mit der Stirne nach Mekka gewendet oder den geheiligten Fußboden der Moschee berührend. Ein eigenartiges Bild, dessen stiller packender Rhythmus und Feierlichkeit von unvergeßlichem Eindruck auf den Beschauer ist. Auch der Blick aus der Vogelschau, den ich von den hohen Türmchen aus über die Stadt genieße, ist von einem überwältigenden Gefühl begleitet. Tief unter mir, bis weit hinaus an das Ende des Blickfeldes, zieht sich dieses Meer von flachbedachten Häusern, die wie weiße Spielzeuge dort unten in der blendenden Sonne liegen.

Vibrierendes Leben, dessen Echo in einer ewig schwingenden Tonskala heraufschallt, bewegt sich hastig zwischen den engen, wirr durcheinandergleitenden Häuserreihen und Straßen, die teilweise unter den dichten, grünen Baumreihen versteckt liegen. Eine Stadt mit ausgesprochenem orientalischen Gepräge, doch weniger an Indien, als vielmehr an das westliche Asien erinnernd. Auch ihre hellhäutigen Bewohner mit dem scharfgeprägten Ausdruck hohen Intellekts auf den bärtigen Gesichtern, die stattlichen Gestalten, deren Größe durch den hohen Turban ins

Groteske und Riesenhafte gesteigert ist, zeigen, daß der Boden dieser Stadt nicht ihre Urheimat ist. In den Eingeborenenvierteln Delhis ist der Typus des Mohammedaners mit den weiten, faltigen Pluderhosen, dem losen Kaftan oder der bunten, kurzen Weste, dem großen Turban, Fes oder goldgesticktem Käppi, vorherrschend. Doch alle Rassen Asiens wimmeln auch hier, wie in einem Völkerbabel, durcheinander, und das Kunterbunt der Menschen ist ebenso international wie in allen übrigen Großstädten des östlichen Orients.

Delhi ist eine Stadt mit erstaunlichem Fremdenverkehr. Hier auf hat sich der mit angeboren geschäftlicher und händlerischer Begabung behaftete Mohammedaner eingestellt. Überall sieht man ihn schachern und feilschen, und stets hat er im Nu die wechsellvollen Bedürfnisse seiner Mitmenschen und die Konjunktur des Fremdenmarktes erfaßt. In dem Herz seines Reiches herrscht nur er, während der Hindu dort eine mehr untergeordnete Rolle spielt und so aus dem wirtschaftlichen Leben ausgeschaltet wird. Man erhält diesen Eindruck der wirtschaftlichen und geistigen Vorherrschaft des Mohammedaners besonders im öffentlichen Leben der Stadt, beim Besuch der Märkte und der Basare, welche die Eingeborenenstadt ausfüllen. Hier ruht der ganze Handel und Wandel, Wohlstand und Reichtum in den Händen der Moslems. Farbenfroh und kontrastreich ist das Leben zwischen den engen, hohen Häuserreihen, durch die sich ein buntes Menschengewimmel schiebt. Für Fremde gibt es dort seltsame und berückende Dinge, und ein großer Teil rühriger Leute in Delhi lebt ausschließlich von dem Aderlaß der Leichtgläubigen, die zu der historischsten aller Städte Indiens pilgern. Außer den Erscheinungen der modernen Großstadt, die den gesellschaftlichen Bedürfnissen eines gewissen unterhaltungslüsternen fremden Publikums zu erwachsen scheinen, den geheimnisvollen Harems, Zenanas, türkischen Bädern und den tanzenden Tempelbajadern bietet die Stadt alles, was man eigent-

lich im Falle eines fortschrittlichen, zeitgemäßen Geistes in ihren Mauern sucht und wohlweislich vermutet. Denn der ungläubige Fremde aus dem Westen ist gläubig wie kein anderer, und Allah hilft stets und besonders, wenn er in Zweifelsfällen als Kronzeuge herabbeschworen wird.

Im Chandi-Chowk, dem Viertel der Kuriositätenhändler, wo uns die gleißende Pracht Alt- und Neuindiens entgegenstrahlt, öffnet sich das Herz, die Augen und die meist wohlgefüllte Börse des Fremden. Dort werden Miniaturen Baburs, Akbars und Jajehans in allen Größen und Maßstäben für hundert — achtzig — fünfzig — zwanzig — ja zuletzt sogar noch für fünf Rupien dem Begeisterten zu Füßen gelegt. Münzen, Schmuckstücke und alte Waffen, die — bei dem Barte des Propheten — aus den ältesten Funden Indiens stammen und die Lenden der grimmigen Chasnavidenhäuptlinge des elften Jahrhunderts gegürtet haben, sinken, wenn man Miene macht, das Interesse an ihrem Erwerb zu verlieren, auf ein Viertel — ein Achtel — ja ein Zwanzigstel des ursprünglichen Angebots. Bei Allah — „echte“ Edelsteine aus dem Schoße der indischen Erde, Textilien und Teppiche aus Kurdistan, Bochara und Afghanistan bilden in der unerschöpflichen Sammlung der Chandi-Chowks die Augenweide für die Welt des Westens. Doch dieses will nicht besagen, daß man es in Delhi ganz und gar auf die harmlose Unwissenheit der Fremden abgesehen hat, denn wer offene Augen und ein tieferes Verständnis für das Wesen dieser Dinge hat, findet auch bei den Howkern Delhis vieles, das den Sinn und das Herz des Menschen erfreuen kann.

Etwa einhundertzwanzig Kilometer südlich von der heutigen Stadt erhebt sich dessen historisches Gegenstück, die Stadt Agra, Kaiser Akbars Reich, dessen wunderbar erhaltene Überreste aus der Zeit der Moguln diejenigen Delhis noch um einiges übertreffen. Agras Gründung durch den Mogulkaiser Akbar fällt in das Jahr 1566. Die Stadt, die einen ähnlichen Charakter wie

Delhi trägt, liegt an dem Flusse Jumna, dessen Spiegelbild die schimmernde Pracht seiner marmornen Bildwerke in zitternden Umrissen wiedergibt. An einem glühenden Sommertage erreiche ich Agra. In blaßblauer Transparenz steigt die Monotonie des tropischen Himmels über die Flußebene empor. Träge schleicht der zum Rinnsal gewordene Strom in der Sohle seines Bettes dahin, und seine vertrockneten Ufer tragen noch die letzten Spuren reißender Wasserfülle. Riesige Schilfmassen, angeschwemmte Schlammbanken und faulende Baumstämme, die der weit über seine Ufer getretene Strom mitgeführt, liegen drüben in der toten Ebene, um die der Fluß einen weiten Bogen zieht. Ja, sogar vor der Ehrwürdigkeit des erhabenen Tadsch ließ sich die elementare Gewalt des Wassers nicht schrecken, denn hart an seinen marmornen Sockeln schäumte damals die gelbe, wogende Flut, wie ich an den Schlammspuren der dunklen Grundmauer erkennen kann. Und heute schmachtet hier alles wieder in Dürre und Trockenheit, in Durst und Hunger. Die Vegetation liegt in den letzten Zügen, denn sie ist von der Glut der Sonne verzehrt, abgemagert und zu haltloser Schwäche erstorben. Nur drüben in dem feenhaften Garten, der wie das hingelagerte, leuchtende Spiegelbild einer märchenhaft-architektonischen Fassade anmutet, schimmert das dunkle, schwermütige Grün dieses herrlichen Parkes, der das „schönste Bauwerk der Erde“, den Tadsch-Mahal, das Grabmal einer indischen Kaiserin, wie ein Juwel umfaßt.

Der Tadsch gilt als das Wunder aller islamitischen Baukunst in Indien. Wie ein traumhafter Zauber steigen seine lichten Umrisse aus der Melancholie des dunkeln Zypressenhaines, der wie ein dunkler Teppich vor der eindrucksvollen Fassade des Tadsch liegt. Jah-Jehan, einer dieser Sultane, dessen Ahnen das Reich des Propheten nach Indien trugen, ist der geistige Schöpfer dieses makellosen, herrlichen Denkmals, dessen Andenken seiner Gemahlin, der schönen geistreichen Mumtaz-i-Mahal, gewidmet ist.

Der aus reinstem weißen Jeypurmarmor errichtete Bau entstand im Jahre 1632 nach den Plänen eines französischen Baumeisters, der sein von dem Geiste der Renaissance getragenes künstlerisches Können mit dem Wesen sarazenischer Formen und Stilempfindung seines indischen Mäzen vereinigt hatte.

Unter der Wölbung der mächtigen Kuppel, die gleich einer mattweißen Schaumblase über dem dämmerigen Raume schwebt, breitet sich vor meinen Augen eine wundersame Welt der Kostbarkeiten aus. Licht, fast durchsichtig, scheinen diese von reliefartigen, pflanzlichen Ornamenten geschmückten weißen Wände des Marmors. Wertvolle Edelsteininkrustierungen erfüllen die Fliesen des Kuppelbaues. Nirgends sehen wir die Patina des Alters. Alles ist unter dem Schutze dieses riesenhaften Marmorchimmels in reinster, elfenbeinerer Blässe und unveränderter Form geblieben. Die Sarkophage, das Heiligtum des Tadsch, sind von einem unendlich reichen Marmorgitterwerk umgeben, dessen gespinsthafte zarte Gewebe von unerreichter Schönheit ist. Ein herrliches Kabinettstück hervorragendster Bildhauerkunst, das in seiner vollendeten Feinheit nirgends in Indien ein auch nur annähernd ähnliches Gegenstück besitzt. An den Eckpilastern, welche das feine Netzwerk stützen, hat man ein Rankenwerk von Edelsteinen in den Marmor eingelassen, und schon allein die kostbare Materie dieses Schmuckes stellt das Vermögen eines Volkes dar. Eigenartiger Dämmererschein erhöht die feierliche stimmungsvolle Ruhe, die unter dem Gewölbe herrscht. Hundertfach bricht sich die spärliche Quelle des Tageslichtes, das zwischen den durchbrochenen Marmorfenstern hereinflimmert, an dem blütenweißen Gewande des Innenraumes. Andächtige Moslems kommen und beten lautlos am Grabe des verbliebenen Herrscherpaares, deren Persönlichkeit den Nimbus der Heiligkeit trägt. Soweit sie Schuhe tragen, haben sie diese draußen am Aufgang zum Grabmal gelassen. Täglich ist der Tadsch ein Sammelpunkt großer Scharen frommer muselmänn-

nischer Pilger. Auch Hindus und Andersgläubige wallfahren zu ihm und stehen in stiller Ergriffenheit vor diesem herrlichen Wunderwerk klassischer Kunst des indischen Mittelalters.

Von geradezu überwältigendem Eindruck ist der Anblick dieses schimmernden Bauwerkes, das von den Reizen einer von hohem Stilempfinden angelegten Parklandschaft umgeben ist. Ein langes, von bunten Sandsteinintarsien umsäumtes Wasserbassin teilt den dunklen von hohen Mauern umfaßten Garten in zwei Hälften. In seinem Spiegel schimmert das Bild des Mausoleums in leuchtenden Farben. Auf niedrigem Marmorsockel erhebt sich der Bau wie eine traumhafte Erscheinung. Seine weißen Kuppeln, Zinnen und schlanken Minaretts steigen wie phantomhaft zarte Gebilde in das ätherische Blau des Himmels empor. Die durch eine blendende Sonne hervorgerufenen Schatten scheinen sich auf dem lichten Gestein in einen Hauch aufzulösen, ja selbst in den Nischen der von leichten Spitzbögen überwölbten Balkone und unter dem großen Gewölbe, das den Eingang zum Grabe überdacht, sind die Schlagschatten in ein flimmerndes Dämmerlicht verwandelt. Von einem der turmhohen Minaretts, die sich wie stumme Wächter am Ende der Plattform erheben, genieße ich den Blick hinüber auf die mächtige, von plastischen Marmorfriesen umgürtete Kuppel. Kleine, durchbrochene Altane vermitteln in wunderbarer Weise den jähen Aufstieg dieser transparent erscheinenden Bekrönung, die wie ein steingewordenes Wunderwerk aus dem flachen Dachgeschoß emporsteigt. Tief unter mir im Spiegel des träge dahinfließenden Jumna löst sich dasselbe schimmernde Bild märchenhafter Pracht aus der geheimnisvollen Dunkelheit der Wasseroberfläche. Träge Krokodile und große Schildkröten sonnen sich auf den Sandbänken, die aus dem Flusse herausragen. Auf dem anderen Ufer blicke ich in dieses dürre, graugelbe Land, welches das lichte Wunder des Tadsch wie ein drohendes Gespenst belagert. Drüben in der Ebene bei Sikandra schimmern die stolzen Bauwerke

aus der Zeit der Moguldynastien. Das Mausoleum von Kaiser Akbar, des Gründers von Agra, das bedeutendste Bauwerk seiner Zeit, und eine große Anzahl anderer Grabstätten, in denen die Gebeine von Heiligen und großen Männern jener Zeit ruhen, bedecken die einsame Gräberstadt jenseits des Flusses.

Das alte Fort Agra gleicht in seiner Bauart den beherrschenden Formen der Delhifestung. Fast unerschöpflich ist die Reihe dieser prachtvollen Bauwerke, der Paläste, Moscheen und Grabmäler, welche, ähnlich wie in Delhi, von gewaltigen Festungsmauern eingeschlossen werden. Wie ein Triumph der Schönheit ragen dort die graziösen Türmchen und Zinnen der marmornen Bauwerke über den gigantischen Sandsteinmauern der Festung empor. Auch Agra besitzt eine Jumna-Musjid, seine große Moschee. Sie ist in ihren Ausmaßen weit geringer, doch architektonisch immerhin reizvoller als das schwere und wuchtige Bauwerk Delhis. Agra und die alte Residenz Kaiser Akbars, Fatehpur-Sikri, hat noch unzählige solche Merkmale aus der Blütezeit dieser Moguldynastien. In ihrer wohlerhaltenen Pracht zeigen sie uns den Sinn einer hohen geistigen Kultur, mit welcher diese Geschlechter in dem Zeitraum eines halben Jahrtausends den Boden Indiens befruchtet und sich in diesen herrlichen Hinterlassenschaften Denkmäler der Unsterblichkeit errichtet haben.

BENARES

Was dem gläubigen Katholiken Rom, dem Moslem Mekka, das ist dem Hindu die heilige Stadt Benares. Sie ist für den Inder der geistige und körperhafte Inbegriff alles Göttlichen, der Heilsort kranker Seelen und Körper, deren Erlösung den Gläubigen in Benares durch das Wohlwollen der

Götter zuteil wird. Benares, „die Stadt des heiligen Wassers“, ist die Sehnsucht der Lebendigen, der Kranken und Siechen, der Hoffenden und Bittenden, der Sünder und der mit dem Tode Ringenden. Sie alle kommen, um die Gnade der Götter zu erlangen, welche ihnen das reinigende Wasser des Ganges als ein sichtbares Geschenk des Himmels, als ein göttliches Wunder sendet. Die Stadt birgt in ihren Mauern eine große Zahl prächtiger Tempel der verschiedensten Glaubensrichtungen und Sekten Indiens. Denn Benares ist nicht nur die heilige Stadt des Brahmanen, sondern auch des Buddhisten und Jainas, die alle an den Ufern des geheiligten Stromes die Erlösung von seelischen und körperlichen Gebrechen suchen. Benares oder Kashi ist uralte. Seine Grundsteine liegen schon seit Jahrtausenden an den Ufern des Ganges, und die Phasen seiner Entwicklung bilden bedeutungsvolle Glieder in der langen Kette der Zeit, welche die religiösen und kulturgeschichtlichen Ereignisse Indiens miteinander verbindet.

Schon lange vor unserer christlichen Zeitrechnung finden wir Benares in der frühbuddhistischen Epoche als den Brennpunkt der weltweisen Lehre Buddhas, die später den Einflüssen des brahmanistischen Hindutums erlag. Die Wellen ewiger Glaubenskämpfe, die Indien seit Jahrtausenden erschütterten und seine Völker in stetem Unfrieden ließen, schlugen zehrend und vernichtend an die Mauern der Stadt. Noch heute finden wir dort die Überreste der Zerstörungen, welche durch die Stürme, die Benares im Verlaufe einiger Jahrtausende heimsuchten, hervorgerufen wurden. Doch inzwischen ist viel neues Leben aus den Trümmern der Stadt emporgewachsen, und Benares macht keineswegs den Eindruck großen, kulturhistorischen Geschehens, da die Stadt, wie wir sie heute sehen, kaum älter als 300 Jahre ist. Deutlich erkennt man in Benares wie nirgends in Indien die Gespaltenheit des religiösen Lebens, die sich uns nicht nur in den geistigen Gegensätzen, ja, mehr noch in ihren äußeren Aus-

drucksformen, welche die verschiedenen Glaubensrichtungen zeigen, äußert. Neben den jainistischen Heiligtümern des Mahawira finden wir die Stupenform der buddhistischen Dagobe, die steingewordenen Symbole der Lehre Gautamas, den drawidischen Tempel des Südens und die Moschee des Moslems in friedlichem Nebeneinander. An den Ufern des Stromes huldigt der Brahmane, der Buddhist und der Jaina der Heiligkeit seiner rituellen Gebräuche, die ihm die Lehren seines Glaubens oder die Sekten und Kasten vorschreiben. Und alle vereinigt sie in Benares das Ziel der segenvollen Gnade, die Reinigung von der Sünde und die Erlösung durch die göttliche Kraft des sündentilgenden Wassers zu erlangen.

Ich komme von Cawnpore und fahre im Gangestal stromabwärts über Prayaga-Allahabad, wo ich das große, jahrmarktmäßige Fest der Mela, das alle Jahre am Zusammenfluß des Jumna und Ganges stattfindet, bewundern konnte. Voll Erwartung setze ich meinen Fuß auf den heiligen Boden von Benares, der verehrungswürdigsten aller Städte hinduistischen Religionskultes in Indien. Was ich in Indien an fremdartigen Absurditäten des religiösen Volkslebens sah, erreichte durch die Eindrücke, die ich in der Stadt des heiligen Wassers empfing, seinen Höhepunkt.

Gemächlich und träge bespült der heilige Strom die aufgetürmten steinernen Ufer der Stadt. Wo er sie berührt, ist sein Wasser von der reinigenden Kraft der göttlichen Gnade durchdrungen, und es gibt nichts im Leben des Hindu, auf das die Einwirkung des Wassers des Ganges nicht von segenspendendem Einfluß wäre. Nie sah ich die suggestive Kraft des seligmachenden Glaubens in diesem Maße zutage treten, wie es der geistige Einfluß zwingender Religiosität innerhalb der Mauern der heiligen Stadt zeigt. Die vielen Wunder, die das Wasser des Stromes und die Einflußsphäre des heiligen Ortes zu wirken vermögen, wohnen unverlöschlich in der imaginären Seele des Hindu. Der

Glaube an die Erfüllung seiner frommen Wünsche, der Wille zur Gesundung des Leibes und der Seele bringen in dem Wesen dieser Menschen viele merkwürdigen, wunderlichen Symptome hervor, die imstande sind, das Zutrauen und den Glauben an die überirdische Kraft in der Seele des einzelnen und der großen Masse des Volkes zu bestärken und zu festigen. Der Gläubige, der den heiligen Boden am Ganges betritt und sich von seinen Wassern bespülen läßt, erlangt Ablass und Buße, Heilung von seinen geistigen und leiblichen Übeln und die ewige Seligkeit, wenn er seinen müden Leib zum Strome schleppt, um in der Stadt seinen Geist aufzugeben. Benares ist deshalb die Sehnsucht jedes frommen Hindu, der keine Mittel scheut, das Heil, welches in dieser Stadt wohnt, zu erlangen oder in ihren Mauern und Tempeln zu verweilen und an den Ufern des Stromes zu sterben. Millionen wandern jährlich aus den fernsten Gebieten Indiens nach Benares. Ja, ganze Familien, religiöse Gemeinschaften, große Dörfer und Städte senden ihre Bevölkerung zu den allein-seligmachenden Gestaden des Ganges. Wer Indien, seine Wunder und die Eigenarten seines religiösen Übermenschentums, die Paradoxie des an Wahnsinn grenzenden Glaubenseifers seines Volkes, die Kultur seiner vergangenen Geschlechter, doch auch die tiefsten Schatten des an Wirrsalen reichen Geistes- und Seelenlebens kennenlernen will, der suche sie in Benares, in der Stadt des heiligen Wassers.

Trübe Fluten wälzt der Strom durch die unter glühendem Sonnenbrand schmachkende Ebene des Gangestales. Das breite Schlammbett des Ganges windet sich, in unzähligen Armen und in toten Sandläufen verebbend, durch die erstorbene Landschaft, deren zähe Vegetation langsam in der Trockenheit des sengenden indischen Sommers vergeht. Öde Sand- und Schlamminseln, der Tummelplatz der Krokodile, ragen mit ihren flachen Rücken über der Oberfläche des Wassers empor. Leichenteile und verkohlte Überreste toter, in den Strom versenkter Menschenleiber

werden seit Jahrhunderten an diesen Inselgestaden angeschwemmt und von den Scharen lauernder Kaimane und krächzender Raben verzehrt. Auf dem nördlichen Ufer erhebt sich die heilige Stadt, die wie eine gigantische, langgestreckte Terrasse den Lauf des Stromes begleitet. Hochragende Fronten monumentaler Palast- und Tempelarchitekturen drängen sich dicht an das Ufer heran und fallen wie steile Mauern zu dem ewig unruhvollen Strand herab. Ein dichtes Menschengewimmel erfüllt die Straßen und Gassen der Eingeborenenviertel. Dort begegnet man den in religiöser Verzückung lebenden Pilgern, welche die Stadt und ihre Tempel bevölkern. Zufriedenheit und Menschenglück, tiefstes Leid und erbarmungswürdiges Elend wohnen hier in ewiger Gebundenheit nebeneinander. Die Tempel und Opferstätten sind überfüllt von den Massen unersättlicher Glaubenseiferer, von Priestern, Asketen, Heiligen und Hilfsbedürftigen aus allen Ständen und Volksschichten Indiens, denn ein wahres Völkerbabel, wie ich es nie in Indien sah, strömt hier zusammen. Lamas aus dem Innern Tibets, Brahmanen, mit den furchterweckenden, religiösen Bemalungen auf Stirn und Oberkörpern, Hindus aus allen Kasten, Jainas und unzählige von Sektierern teilen hier einträchtig das Glück, welches ihnen die Lehre ihres Glaubens beschieden hat. In den Tempeln bringt das Volk seinen göttlichen Idolen die kostbarsten Geschenke dar, die der jeweilige Stand und die ehrfurchtsvolle Gläubigkeit erheischt. Gold und Silber, Lebensmittel, lebendige Tieropfer, Früchte, Blumen, Blütenkränze und vielfältigen Tand schleppt man zu den Altären, um die Gunst der Götter zu erwerben und sich das Heil der Seele zu erringen. In Benares findet man die Gottheiten der gesamten religiösen Kulte Indiens vereinigt, und jeder der Suchenden und Bittenden findet das Ideal seiner religiösen Verehrung und Anbetung. Um Tausende von starren, wesenlosen Steinbildern bewegt sich das Leben der Gläubigen in den Tempeln. Lingams und Yonis, welche die Inkarnationen des großen

Gottes Shivas, die Fruchtbarkeit und schöpferische Kraft des Lebens versinnbildlichen, werden von wallfahrenden Frauen und Männern mit geschmolzener Butter begossen, und überall, wo man die Bilder und Statuen des dickwanstigen, elefantenköpfigen Ganesha antrifft, der den Menschen die Erfüllung ihrer Sehnsüchte und Wünsche verspricht, sind sie von einer Flut von Blumen, geröstetem Reis und vielerlei eßbaren Opfern überschüttet.

In dem Affentempel der Durga, in dem sich große Scharen dieser langgeschwänzten Tiere zwischen den Galerien und Steindenkmälern der Götter herumtreiben, legen die Verehrer der blutrünstigen Göttin und des grotesken Affengottes Hanuman ihre Opfer nieder. In kindlicher Ehrfurcht spenden Pilger den lebendigen göttlichen Inkarnationen Früchte und Lebensmittel und bitten sie um das Geschenk der Huld. Heilige Pfauen, Zebus, Elefanten und Affen sind die dekorativen lebendigen Bestandteile der Tempel. Man ersteht den heiligen Kuhmist zu Heilzwecken als ein wertvolles Medikament, legt ihn den Kranken auf und beschmiert damit die heiligen Merkmale und steinernen Götzen. In den ernsten, von monumentaler Ruhe umgebenen Dagoben der Buddhisten sitzen Priester in gelben Gewändern, meditierend, vor dem Rad der Welt und den ruhevollen Statuen Gautamas des Erleuchteten. Durch ihre Hände gleiten unaufhörlich die großen, abgenutzten Holzperlen ihrer Gebetsketten. Betäubende Gerüche glimmender Opferfeuer schweben unter den Gewölben der düsteren Tempelhallen. In der Stadt durchziehen Bitt- und Dankprozessionen die Straßen und die Höfe der Tempel. Jeder Flecken Erde von Benares ist heilig, ja, selbst der bakteriengeschwängerte Staub seiner Straßen, die giftigen Pfühle seiner Brunnen und Teiche haben neben der unversiegbaren Kraft des Gangeswassers eine besondere Heilkraft, obwohl täglich Myriaden von furchtbaren Krankheitskeimen in sie versenkt und die Bakterien in der Dumpfheit

und brütenden Hitze in Reinkultur gezogen werden. Doch was schiebt dies den Sinn der Gläubigen, die infolge ihres blinden religiösen Eifers alle Gesetze der Vernunft verachten und ihr Leben nach den Dogmen fatalistischer Denkungsweise einrichten.

Von geradezu erschütternder Tragik ist das grenzenlose menschliche Elend, welches die Mauern von Benares seit Anbeginn in sich beherbergen. Getragen von jener hingebungsvollen Geduld, von dem starken Willen, den der Glaube eingibt und der dem siechen Körper neue Kräfte verleiht, in den hoffnungslos Verlorenen und Sterbenden den letzten Lebenstrieb erwachen läßt, schleppen sich Unzählige von Kranken, Krüppeln und Elenden zur Stadt des heiligen Wassers. Jene Orte des Grauens gleichen einem Inferno, in dem die zu fürchterlichen Qualen verdammten, entstellten und zu schaudererregenden Wesen verwandelten Menschen auf ihre Erlösung warten. Selten sah ich an andern Orten des Elends in Indien solche Bilder des Abscheus und Entsetzens, wie sie sich die kühnste Phantasie des Menschen kaum vorzustellen vermag. Ein Heer von erbarmungswürdigen Geschöpfen, denen weder Menschen noch Götter zu helfen vermögen, hat sich an den Ufern der großen Mutter Ganga eingefunden. Sie suchen die Stunden ihres gepeinigten Daseins am heiligen Orte zu verlängern, glauben an Genesung und Heil, oder wünschen sich die Stunde herbei, in welcher der erlösende Tod im Menschen wahre Tantalusqualen verursacht. Manche dieser Heimgesuchten haben weder Ähnlichkeit mit Mensch noch Tier. Sie gleichen spukhaften, gespenstischen Wesen, deren Anblick Furcht und Grauen erweckt. Viele Leprakranke, Aussätzige und mit unheilbaren Krankheiten heimgesuchte arme Teufel, deren Körper oft zu unkenntlicher, schwiefiger Masse verwandelt ist, säumen in ihrer Hilflosigkeit, klagend und bettelnd, die Straßen und Ufergassen, die zum Strom hinabführen. Es sind die Wege des Entsetzens mit menschlichem

Elend und martervoller Höllenpein gepflastert, die leibhaftige Verdammnis auf Erden, die traumhafte Erscheinung einer von fiebererregter Phantasie hervorgerufenen Wahnvorstellung, die sich hier den Blicken in qualvoller Langsamkeit und ewiger Wiederholung darbietet. Und alle diese Armen sind mit dem lebenerweckenden Trieb der Hoffnung gekommen, schleppen sich hinab zum heiligen Strom, lassen sich zu seinen Ufern hinuntertragen, um dort im Angesicht des Stromes ihre Erlösung zu finden.

Breite Terrassen, von gewaltigen Freitreppen unterbrochen, führen zum Wasser hinab. Hier gleicht der Andrang der Menschenmassen dem summenden Leben eines Bienenschwarmes. Kaum können die Steingalerien und Plattformen das Leben, welches sich Tag und Nacht auf ihnen bewegt, fassen. Man hat notdürftige Pfahlbrücken aus Holz gebaut, die in den Strom hineinragen und das Treiben der Menschen unmittelbar über die Wasserfläche tragen. Auf diesen Pfahlbauten sitzen in stummer Hingebung meditierende Brahmanen und Hindus aller Kasten und aus allen Bevölkerungsklassen. Sie haben breite Bastschirme über sich ausgebreitet, lesen aus heiligen Büchern und Schriften, beten, psalmodieren und waschen sich abwechselnd mit dem Wasser, das sie mit blanken Messingschalen aus dem Strome schöpfen. Frauen und Männer mit triefenden Haaren und Gewändern steigen aus dem heiligen Wasser und schreiten langsam und bedächtig in feierlichem Ernst die Treppen empor. Auf ihren Köpfen und in ihren Händen tragen sie behutsam die Gefäße, in denen sie das heilige Wasser aufbewahren, um es später in ihre Heimat zu bringen. Greise in märchenhaftem Alter, mit mumienhaften Zügen und zum Skelett abgemagertem, asketischem Körper, sitzen wie bildhafte Statuen regungslos, mit lispelnden Lippen, ihre kahlen, alten Schädel der unerbittlichen Sonne preisgegeben, auf den Treppenstufen, wo, unbekümmert um diese Merkwürdigkeiten, das rege Leben des Volkes sich bewegt.

An den ansteigenden Steinufern einer kleinen Bucht, die wie eine Lagune zwischen den Mauern der Straßen und Häuser endigt, hat sich eine Gruppe dieser merkwürdigen Heiligen, welche man Sadhus und Sanyasis nennt, niedergelassen. Es ist fast belustigend, doch zugleich erschütternd, ihr unglaubliches, geräuschloses Treiben zu beobachten. Kaum kümmern sie sich um die gaffende Menge, die sie unaufhörlich belagert und diese tragikomischen Gesten der „Heiligen“ bewundert. Einer von diesen seltsamen Männern hat allerdings wenig Ähnlichkeit mit einem Büsser und Asketen. Sein Körperrumfang gleicht einer Tonne, und trotzdem nennt er sich Märtyrer seines Fleisches, und die frommen Menschen glauben ihm. Alle andern, die um den regungslos verharrenden, in Meditation versunkenen Dicken umhersitzen, liegen, hängen und in unmöglichen Haltungen verweilen, gleichen lebendigen Leichnamen und Hungergespennern, die zudem ihren verdorrten Körper und die abgestorbenen Gliedmaßen mit Aschenschminke entstellen und so den Eindruck versteinelter Leblosigkeit erwecken. Ein Büsser mit wirr herabhängenden, verfilzten Haaren hockt mit hocherhobenen, atrophischen Armen, an deren Hände die Fingernägel zu einer fußlangen Krallen gewachsen sind, auf einem Aschenhaufen. Mit starren Augen, in denen die Sehkraft erloschen zu sein scheint, blickt er in die Sonne, die sich in grellen, zitternden Reflexen auf dem Spiegel des Wassers unter ihm bricht. Das Volk kommt und geht bewundernd und legt ehrfurchtsvoll Gaben an Esswaren und Münzen vor den Heiligen nieder.

Oben in den Straßen und engen, lichtlosen Gassen, in denen der Verkehr auf und nieder flutet, wiederholen sich diese bizarren Bilder in einer jahrmarktsmäßigen, bunten Vielfältigkeit. Meist erwecken jedoch diese immer wiederkehrenden Szenen den Eindruck eines oft gewerbsmäßigen und schwindelhaften Treibens, dessen sich jene unzähligen, faulen und vagabundierenden Elemente bedienen, deren Zahl in Indien in die Millionen geht. Es

sind solche, die das psychologische Moment im Volke richtig erkannt und von dem blinden Glauben einer eifernden Frömmigkeit, von dem Mitgefühl der Mitmenschen leben und die Schwächen ihrer Brüder zu nutzen wissen. Mit erstaunlicher Fertigkeit und allen Mitteln raffiniertester Nachahmung kopieren sie das Leben und Tun jener Fakire und Märtyrer, die peinvolle Qual der Siechen, das krüppelhafte Wesen der Armen und Elenden und die verheißungsvolle Geste irgendeines Wundertäters, der Kranke heilt und die Gunst der Götter verspricht. So ist es oft kaum möglich, die „Originale“ von den Nachbildungen ihrer Art zu unterscheiden. Ich sah in den düsteren Ecken der Straßen Krüppel, die sich mit der akrobatischen Gelenkigkeit ihrer verrenkten Glieder zu solchen machten, Blinde und Lahme, die in der Abenddämmerung plötzlich gesundeten und mit der gefüllten Bettelschale schleunigst das Weite suchten.

Auch viele unter diesen Heiligen und Yogis sind vom Geschlechte der jahrmarktmäßigen Gaukler, die mit dem Talent eines Komödianten dem Volke ihre Kunststücke und Heiligkeit suggerieren. Für sie ist Benares das Paradies, in dem ewig der Weizen ihres gerade nicht alltäglichen Handwerkes blüht. Aber auch die Schausteller weltlicher Künste sind dort vertreten, denn das Volk liebt das Gaukelspiel und noch mehr die Mystifikationen und das Fremdartige über alles. Und wenn eine Ringergruppe indischer Athleten ihre kraftvollen Schaustellungen gibt, Schlangenhändiger die Kobras tanzen lassen, Dresseure ihre abgerichteten Tiere zeigen und geheimnisvolle Zauberer in wenigen Sekunden aus dem Staub der Straße einen Mangobaum ersprießen lassen, so sind sie stets von einer dichten Menge provinzialischer Schaulustiger umlagert. Eine ganze Industrie, ein wirtschaftlicher Wohlstand hat sich, gefördert durch die Zugänglichkeit der Pilger und den regen Fremdenverkehr, den Benares von Anbeginn des Seins aufzuweisen hat, zu hoher Blüte entwickelt. Diese Erscheinung ist auch in psychologischer Hinsicht sehr

interessant und zeigt, wie es erstaunlich viele Schichten der indischen Bevölkerung gibt, die den Geist ihres Volkes und der Zeit erfaßt haben. Man spekuliert, feilscht, handelt, wuchert und betrügt an den Ufern des heiligen Stromes wie fast nirgends im Lande. Mit feinem Spürsinn folgt man den Instinkten der naiven, gläubigen Masse und sucht in oft skrupelloser Weise Nutzen aus ihr zu ziehen. Mancher Hindufamilienvater, der nach Benares kam und mit mehr oder weniger gutem Erfolg sein Bad im Ganges nahm oder die Götter in geistigen oder leiblichen Bresten in den Tempeln um Hilfe anrief, verfällt mit Leib und Seele den Verführungen, welche in dunklen und geheimnisvollen Winkeln der Stadt auf die fremden Unerfahrenen lauern. Denn auch die heilige Stadt hat neben ihrem Leid und den göttlichen und himmlischen Erfüllungen auch zeitliche, weltliche Freuden und Lüste, die dem überschwenglichen Herzen der Pilgergäste und ihrem gefüllten Beutel schwere Wunden schlagen.

Für den europäischen Fremden ist es nicht schwer, den Geist dieser Nepperei in allen Winkeln der Stadt zu beobachten. Ja, selbst vor den Pforten der altehrwürdigen Tempel, in ihren Gängen und Höfen macht sich dieser faule Zauber breit. Mönche und Priester betteln ebenso wie das niedere Volk der Straße. Für klingende Münze kauft man von ihnen Reliquien, die in tausendfacher Auflage das Licht der Welt erblicken, zeigt die Wunder und Geheimnisse, welche die steinernen Götter zu wirken vermögen, heilt die Leiden eingebildeter Kranker und feilscht mit heiligem Kuhmist und andern volkstümlichen Medikamenten. Auch sagt man wallfahrenden Frauen, die bei den Göttern um die Frucht ihres Leibes bitten, die Erfüllung ihrer Wünsche zu und wirkt andere merkwürdige Wunder, die nur auf dem heiligen Boden von Benares Früchte zu tragen vermögen. Allein die „Reiseandenken“ dieser wundersamen Stadt könnten ein ganzes Kapitel an interessanter Aufzählung füllen. Denn in Benares und seinen Basars, in den vielen Kasten und

Läden der fliegenden und zu Tausenden herumlungern den Händler sind es besonders die göttlichen Nippes, die kleinen Krishnas, Shivas und Swamis und viele andere Götter und phantastische Geister, die in der profanierten Form von Öllämpchen, Spielbällen, bunten Gläsern und Spiegeln, in Gestalt von Kinderspielzeugen, aus gebranntem und bemaltem Ton und anderer bildsamer Materie das Auge der Neugierigen reizen. In langen Straßenreihen, in denen sich eine Händlerbude neben der andern befindet, hält man notwendige und überflüssige religiöse Requisiten, unzählige Kleinigkeiten, die das Auge und den Sinn des kindlichen Eingeborenen erfreuen, feil.

Diese durcheinandergewürfelten, farbenreichen Auslagen ermuntern die Kauflust der hier vorüberströmenden Menschenmenge, ohne daß es die von Fett und Faulheit triefenden Händler, die teilnahmslos hinter ihren Waren hocken, nötig haben, die gaffenden Schaulustigen, welche ewig die Shops belagern, zu ermuntern. Spelunken von Händlern und Pfandleihern, maleurische Viertel mit farbenprächtigen Textilien, Handwerkerbuden mit geschäftigen Bastlern und endlose Reihen von Lebensmittelverkäufern, in deren Gassen die Duftschwaden und Dünste zerlassenen Fetts und in Öl gebackener Teigwaren einen anziehenden Geruch verbreiten, lehnen sich in enger Gedrängtheit aneinander. In Straßen und in den stinkenden Winkeln zwischen Häusern und Mauern treiben sich halb wilde, aasfressende Hundeköter und Scharen von Krähen herum, die sich an den Abfällen laben und eine wertvolle Unterstützung der Munizipalitätsbehörde bilden. Auch die fetten, aufgetriebenen, heiligen Kühe machen täglich ihre Bettelrunde bei den Früchte- und Gemüsehändlern und holen sich ihren Tribut aus der Menge des ausgelegten Grünzeugs.

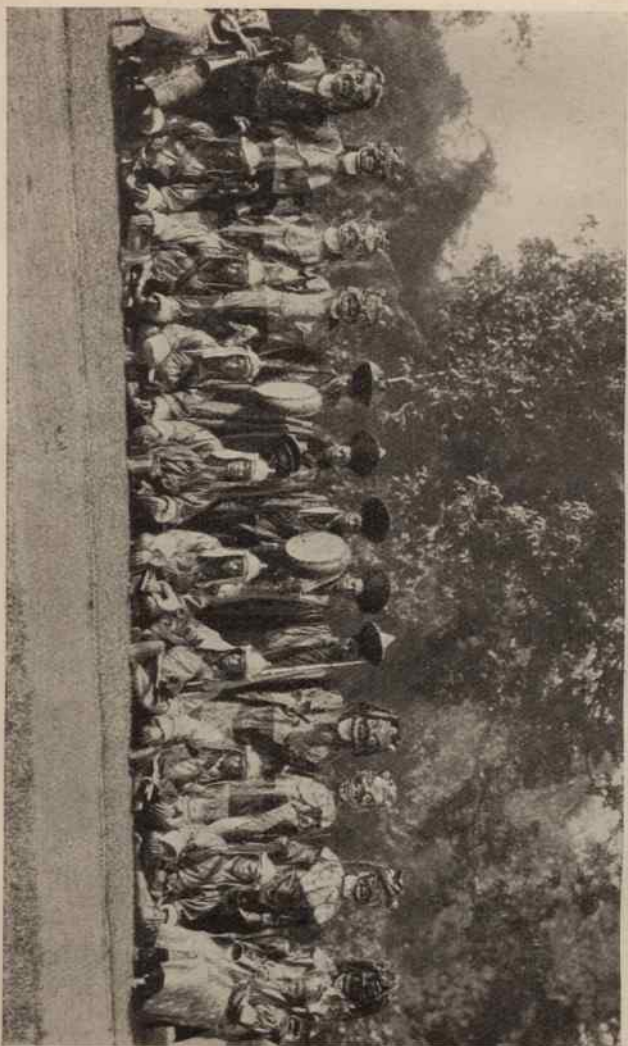
Doch auch andere Merkwürdigkeiten besitzt Benares in seinen Mauern. In dem Viertel der Hindupaläste, die sich die alten orthodoxen Fürstengeschlechter in der heiligen Stadt erbauen

ließen, zeigt sich der geistige Einfluß des Westens in eigenartiger Verbindung mit dem des Ostens. Dort residiert die theosophische Vereinigung mit ihrer geistigen Führerin Miß Annie Besant. Ein großer Stab leitender und ausführender Organe dieser von östlicher und europäischer Geistesbewegung getragenen Institution hat sich um die betagte, tatkräftige Dame versammelt, und man ist hier und auch in den andern Hauptquartieren der Theosophen in Madras und Kalkutta eifrig dabei, die religionsphilosophischen Ideale, welche die Idee der „Theosophical Association“ bewegen, in die Welt zu tragen.

Zweifellos findet man jedoch die interessantesten Bilder des religiösen Treibens von Benares an den abgestuften Ufern des Ganges, in der Nähe der sogenannten Ghats, von denen Benares im ganzen fünf besitzt. Um das eigenartige Treiben am Strome mit Ruhe beobachten zu können, besteige ich eines dieser schwerfälligen Eingeborenenboote, um den Anblick dieses wechselvollen Uferlebens in langsamem Stromabwärtstreiben von der Wasserseite aus zu beobachten. Wie auf einer mächtigen Schaubühne, deren Prospekt die gewaltigen Szenen der monumentalen Tempel- und Palastbauten bilden, erhebt sich das stufenweise ansteigende Leben der Pilger und Gläubigen, die, unbekümmert umeinander und ohne daß sie sich gegenseitig in ihrem Vorhaben stören, in Ausübung der rituellen Handlungen begriffen sind. Gigantische Quader und Säulenstümpfe, die Überreste zerstörter antiker Tempel und Paläste, ragen zwischen den bewegten Gruppen der Menschen empor. Die alten Steinkolosse sind teilweise fast ganz in dem nachgiebigen Grunde des Ufers versunken. Sie zeigen ungeheure Abmessungen, gegen welche die jüngeren Bauten von Benares wie miniaturenhafte Spielzeuge erscheinen. Große Tempeltürme mit kunstvoll gegliederten Abdachungen, riesige Mauern und reliefgeschmückte Kolossalfassaden ragen wie Trümmer einer Erdbebenkatastrophe aus dem unterspülten Grund des Gestades empor. Grell liegt das Licht der Sonne auf



Die Ghats der Leichenverbrennung am Ganges in Benares



Tibetanische Teufeltänzer

den hellen Flächen des Gesteins der anstrebenden Mauern und Häuser, die mit ihren kubischen Formen und flachen Dächern eine Fortsetzung dieser Uferterrassen bilden. Hoch aufragende alte Palastfronten mit vertikal profilierten, monströsen Eckpfeilern, Hindu- und Jainistentempel, die tiarenförmige Turmhauben tragen, und eine graziöse Moschee des Mogulkaisers Aurungsebs beherrschen das Gesamtbild, welches sich dem Beschauer vom Strome aus zeigt.

Fast vergißt man über dem überwältigenden Eindruck, den die packende Gewalt dieser zyklischen Architekturen auf den Beschauer ausübt, das eigenartige Treiben, welches sich an den Ufern und am Fuße der Stadt abspielt. Als wir uns den Bade- und Verbrennungsghats nähern, sind wir nur wenige Meter vom Strand entfernt. Tausende plätschern dort, oft hart neben unserer Bootswand, im Wasser des Stromes. Dunkle Gestalten mit eiternden Geschwüren und von brandigen Wunden bedeckte entstellte Menschenkörper tauchen im heiligen Wasser unter. Kranke, mit unheilbaren ansteckenden Hautkrankheiten behaftet, werden dort von dem trüben Wasser des Stromes gespült, und neben ihnen schlürft man das Wasser des Ganges mit Inbrunst oder füllt es in Gefäße, um es den Angehörigen als huldvolles Geschenk der Götter aus Benares mitzubringen. Durch das Gewühl der lebendigen und geräuschvollen Volksmenge schleppt man Sterbende die Stufen herab. Man trägt sie auf den Armen oder auf Bahren herunter, wodurch sie schon mehr Toten gleichen, läßt sie in das Wasser hinabgleiten und taucht die Teilnahmslosen im Zustande des Fiebers und des beginnenden Todeskampfes in den Strom. Denn der Glaube lehrt, daß, wer in Benares stirbt, erlöst wird und makellos in das Reich der Ewigkeit eingeht. Alle Sünden des Lebens sind den Gläubigen vergeben, sobald sie den heiligen Boden der Stadt betreten und ihre Seele den müden Körper in der Nähe der alles vergebenden Mutter Ganga verläßt. So ist es kein Wunder, wenn die Ghats stets eine

Unzahl Sterbende und Tote beherbergen. Ohne Unterbrechung bringt man mit Tüchern verummte, fiebernde Menschen und in weißes Linnen gewickelte Leichen von der Stadt herunter, murmelt Gebete und Beschwörungen und segnet sie mit dem Wasser des Stromes. Alles Leben an den Gestaden kehrt in dem wellenbewegten Spiegelbild des Ganges wieder, und oft hat es den Anschein, als ob das Treiben der Menschen zum Teil unter die trübe Oberfläche des Wassers versunken wäre.

Auf Plattformen und Kanzeln der unteren Gestade glimmen schwelende Scheiterhaufen und verkohlte Aschenreste, denn man verbrennt dort ohne irgendwelche besondere Anteilnahme der Hinterbliebenen die Toten inmitten der Lebhaftigkeit eines unruhvollen Getriebes. Langsam treiben wir stromabwärts. An manchen der Uferstellen lasse ich das Boot halten, um mir von diesen fremdartigen Szenen photographische Aufnahmen zu machen. Es ist mir peinlich, die frommen, in Andacht versunkenen Männer zu stören, und viele dieser verächtlich blickenden Brahmanen, die drüben an den Treppen unter den großen Bastschirmen hocken, drehen mir, während ich dort hinüberblicke, ostentativ ihre Kehrseite zu oder machen sich durch Herabsenken ihrer Schutzdächer unsichtbar. Eine Flut weißer Blüten treibt auf der Oberfläche des Wassers. Man hat sie neben dem Unrat und den Überbleibseln, die ewig auf dem Strome herabtreiben, als Opfer von den Holzbrücken ins Wasser herabgeworfen. Weiter unten an den Sandbänken liegen lauernd die Krokodile, die unterschiedslos alles verschlingen, was ihnen in den gefräßigen Rachen treibt. Der heilige Strom mit seinen treibenden Menschenkadavern bildet das Dorado dieser unheimlichen Flußbewohner, in denen der Hindu den Geist seiner Götter und Dämonen verehrt.

Allmählich haben wir Manikarnikhaghat, die Hauptverbrennungsstätte der Toten von Benares, erreicht. Tag und Nacht steigen dort schwarze Qualm- und Dunstsäulen in die Luft

empor. Ohne Unterbrechung schürt und heizt man auf den Steinplattformen und Kanzeln die Leichenscheiterhaufen, schleppt Feuerungsmaterial und getrocknete Kuhmistfladen herbei, türmt Stöße von Holzscheiten übereinander und kehrt Leichen- und Aschenreste zusammen, die wie alles, was Abfall bedeutet, in den Strom wandern. Ein halbverkohelter Brustkorb, der verstümmelte Teil eines menschlichen Skeletts, kollert mit den glimmenden Resten des Holzstoßes, auf dem man ihn nur unvollständig verbrannt hat, in unserer Nähe in das aufspritzende Wasser, taucht unter, um bald darauf wieder an der Oberfläche stromabwärts zu treiben. Früher warf man die Leichen unverbrannt ins Wasser und überließ sie den Krokodilen und der Zersetzung, die unter der Sonne Indiens rasch vor sich ging. Seit die Engländer in Indien wirksame Gesetze erlassen, hat man diesen tief in das religiöse Leben des Hindu einschneidenden Brauch verboten. Man legte den Indern wohlwollend nahe, ihre Toten, ehe sie in ihr nasses Grab versenkt werden, zuerst in Asche zu verwandeln. Doch der Hindu ist oft der Meinung, daß derartige Gesetze der Fremden da sind, um umgangen zu werden, besonders wenn sie die religiöse Seite seines Lebens in einer oft für ihn unverständlichen Weise betreffen. Und wo der Arm und das Auge des Gesetzes in den riesigen Gebieten des indischen Reiches nicht hinreicht, huldigt man in verstohlener Weise nach wie vor den verehrungswürdigen Überlieferungen und alten, frommen Bräuchen.

Besonders in den abgelegenen Distrikten ist das Indien von heute noch immer das an Merkwürdigkeiten seiner Sitten so reiche Indien der Vergangenheit. Ein Distriktoffizier des Gamjamgebietes erzählte mir von zwei Fällen der Sati (der Witwenverbrennung), die sich erst vor kurzer Zeit in seinem Verwaltungsbereich zugetragen haben. Die fanatischen Urheber, welche Priester und Sadhus waren, wurden durch Angeberei in den Bereich der englischen Gerichte gebracht und zu lebenslänglicher

Deportation verurteilt. Hier muß England unwillkürlich, so schwer es ihm fallen mag, mit seinen Rechten und Gesetzen tief in das religiöse Leben des Inders eingreifen und damit den empfindlichsten Nerv des Volkes treffen. Denn es geht hierbei nicht nur allein um die Wahrung des Prestiges menschlicher Rechte und sittlichen Empfindens, sondern um die Geltendmachung seiner autoritativen Stellung als gesetzgebende und beherrschende Macht seiner Dominions. Die stete Herabminderung der statistischen Zahlen auf dem Gebiete ritueller Verbrechen, die Morde und Grausamkeiten in sich schließen, und die immer seltener werdenden Fälle, in denen menschliches Leben dem religiösen Glaubenseifer zum Opfer fällt, zeigen deutlich, daß die englischen Gerichte und die britische Machtentfaltung in Indien Mittel und Wege finden, ihren Einfluß selbst in den entlegensten Winkeln des Reiches geltend zu machen. Beauftragte und freiwillige Späher, religionsfeindliche Volksgenossen und andere hilfsbereite Elemente sorgen dafür, daß die Regierung über alles Wissenswerte und manche Verfehlungen auf dem laufenden bleibt und die Missetäter ritueller Verbrechen rasch zu fassen bekommt. Doch ist man bei geringfügigen Vergehen dieser Art auch tolerant genug, sie nicht wahrnehmen zu wollen, da man ja allein in Orten wie Benares Folianten mit derartigen Übertretungen füllen könnte. Denn viele dieser toten Überreste, die man dort dem Ganges übergibt, entsprechen nicht der „gesetzmäßigen“ Auflösung durch das verzehrende Element des Feuers, und eben versenken sie in meiner Gegenwart wieder einen dieser halbverkohlten Mumienleiber, dessen hocherhobener, schwarzer Knochenarm aus dem Wasser emporragt und schaukelnd auf dem Wellenstrom abwärts treibt.

Am Ufer, wo die trübe Brandung plätschert, liegen reihenweise Leichname, in Tücher eingehüllt, nebeneinander. Nur die abgekehrten, fahlen Gesichter der Toten sind sichtbar, während man den übrigen Teil des Körpers vom Wasser des Stromes be-

spülen läßt. Man streitet förmlich um die Reihenfolge der Leichenverbrennung, denn der Andrang mit den Toten ist ungeheuerlich, und obwohl man auf allen Kanzeln und Terrassen unaufhörlich schürt und röstet, wird man der Aufgabe, täglich oft Hunderte zu verbrennen, nicht Herr. Man hat auch in unsern Tagen bei den Hindus in Benares noch keine neuen Mittel eronnen, dem Vorgang der Verbrennung eine andere Form zu geben und hält an dem alten Brauch der Einäscherung mittels getrockneten Kuhdüngers und dicker Holzschwellen fest. An einem der Scheiterhaufen kann man beobachten, daß das junge und feuchte Holz nicht brennen will. Die Hinterbliebenen hocken ratlos in der Nähe, während die Knechte in das Feuer pusten, Wind fächeln und neues Holz und Reisig herbeischleppen. Endlich züngeln die Flammen an der Leiche empor. Der Tote zwischen den Scheiten krümmt sich, richtet sich auf, als ob er wieder zu leben begänne. Qualm und Lohe verhüllen das schauerliche Schauspiel, und wenn oft mehrere Scheiterhaufen auflodern, dann ist die Plattform ein Feuer- und Rauchmeer, in dessen Wolken die Männer sich wie spukhafte Höllenkobolde bewegen. Reich und arm, jung und alt wird auf der Schwelle des Manikarnikhaghat zu Asche verwandelt. Manchen legt man ein Vermögen auf die letzte Stätte. Wohlhabende bringen ihren Toten wohlriechende Feuerhölzer und Essenzen und opfern Blumen, die man in das Feuer streut. Andere, arme Teufel, Heimatlose, Unbekannte, im Tode mittel- und namenlos, legt man auf die glimmenden Aschenreste der Reichen.

Reicht die Glut nicht aus, so wirft man den Körper halbverbrannt hinab und überläßt das Weitere der Sonne, dem Strome und den Krokodilen. Nicht weit unterhalb der Ghats stehen Männer und Frauen im Wasser, in demselben Wasser, in dem man die Leichname versenkt und sich die Aussätzigen baden, schlürfen es, um den brennenden Durst ihrer lechzenden Seelen zu stillen, baden und plätschern im Strome der Siechen und Toten.

Wir lassen uns langsam bis zur Eisenbahnbrücke hinabtreiben. Ein Pilgerzug rollt donnernd über uns hinweg. Unzählige von Kupfer- und Silbermünzen und ein Regen von Blüten schwirrt schimmernd von dort oben herab auf die Oberfläche des Stromes. Es sind die Frommen und Gläubigen, die bei ihrer Ankunft in Benares aus Freude über den Anblick der heiligen Stadt der Mutter Ganga ihr erstes Opfer bringen.

IM HIMALAJA

Im Norden der von den vergangenen Monsunregen erfrischten Stromebenen des Ganges und Brahmaputra, deren gewaltige, angeschwollene Wasserläufe sich mit einem weitverzweigten Flußnetz dem südlichen, tropischen Meere entgegenwinden, erhebt sich plötzlich wie die gigantische Felsenmauer eines Titanenreiches der Gebirgswall des Himalaja. Keinem Land der Erde ist von der elementaren Kraft der Natur eine solche unüberwindbare Grenze geschaffen, wie sie Indien und die angrenzenden Ländergebiete im Norden und Nordwesten in der gewaltigen Gebirgskette des Himalaja und dem nordwestlichen Grenzgebirge des Pamir besitzt. Mit ehrfürchtigem Stolz und religiöser Scheu tragen die Inder und alle jene Völker, deren Heimatgebiete von den schneebedeckten, zyklischen Gebirgswällen umschlossen sind, das Bild der mit mystischem Zauber umgebenen Bergwelt des Himalaja in ihrem gläubigen Herzen. Und jene, die unmittelbar in der Nähe seines dämonischen Bereiches, in den von lieblicher Flora bedeckten Vorgebirgen, den tiefgefurchten, einsamen Schluchten, in Felsentälern und an steilen Gebirgshängen wohnen, sind von dem Bann seiner urwüchsigen und bezwingenden Kraft erfüllt. Geheimnisvolle Scheu lebt in dem Herzen dieser Menschen, deren Gedanken und Seele von den über-

wältigenden Eindrücken dieser so packenden Naturerscheinung erfüllt sind. Sind es doch besonders die ewig schöpfenden und vernichtenden Kräfte und Gewalten der Natur und die durch sie geschaffenen, wunderbaren Erscheinungen, welche im Gemüte dieser östlichen Völker, auf ihr gesamtes Leben, Denken und Empfinden einen überwältigenden Einfluß haben. Alles, was die Natur an segenspendenden und zerstörenden Kräften hervorbringt, ist den von kindlichem Glauben und religiöser Scheu erfüllten Menschen heilig. So ist es auch besonders der Himalaja, der in der Vorstellungs- und Gedankenwelt dieser Völker lebt und mit ihrem Glauben und Götterkult aufs engste verknüpft ist.

Geheimnisvoll ist der Mythos, der mit einem phantastisch-poesievollen Rankenwerk diese göttergleiche Gebirgswelt phantasienvoll verherrlicht. Von den Urgewalten der Erde erzeugt und in titanischem Ringen von den Göttern erobert, wurde der Himalaja im Glauben jener Völker der Sitz Indras, des Götterkönigs. Aus dem himmlischen Schoße der Berge in der Nähe des heiligen Sees Manasarowar und des Götterthrones Kailas werden die Wasser der drei heiligen Ströme Indus, Ganges und Brahmaputra geboren. Vom Fuße der schneebedeckten Höhen rinnen unzählige Flußläufe hernieder, deren segenspendende Wasser die gewaltigen Gebiete des nördlichen Indiens befruchten und sich wiederum mit den heiligen Strömen vereinigen. Während der Ganges und der Brahmaputra sich in nahezu parallelem Lauf auf der südlichen und nördlichen Seite des Gebirgsstockes nach Osten wenden, bahnt sich der Indus kraftvoll seinen Weg durch die steilen, öden Schluchten der nordwestlichen wilden Bergketten. Vor den steilen Wällen des Hindukusch windet sich sein Lauf in jähem Winkel nach Südwesten, sein Bett durch die flachen Sandwüsten des öden Punjab und Sind grabend, dem Arabischen Meere zu. Wie eine gleichlaufende Welle folgt die Grenze des Britisch-Indischen Reiches im Nordwesten den Höhenzügen der nach dem Meere zu fliehenden Gebirgsmassive

des Pamirs, während die Landesgrenzen im Norden, jenseits des Indus, in zackigen Linien oft weit über die trennenden Berge nach Tibet hinübergreifen, um dort einen Weg in die Gebiete Innerasiens zu öffnen.

Von der ungeheuern Ausdehnung der Indien begrenzenden Hochgebirgsmauern des Himalaja vermögen Zahlen nur einen trockenen Begriff zu geben. Die Länge des Hauptgebirgsmassivs beträgt 2500 km. Rechnet man die östlichen Ausläufer, die Assam durchqueren, und die im Nordwesten hinter dem Punjab bis zum Arabischen Meere aufgetürmten Bergmassive des Hindukusch und Belutschistan hinzu, so ergibt sich die doppelte Strecke, die ungefähr der fünffachen Ausdehnung des Hauptzuges der Alpen entspricht. Zu Hunderten reihen sich Gipfel an Gipfel, welche die höchsten Bergriesen der Alpen nahezu um das Doppelte überragen. Unzählige von niedrigeren alpinen Bergspitzen und Grate zwängen sich zwischen die starren Riesenleiber der beherrschenden Bergkolosse und verbinden ihre Glieder zu einer eis- und schneebedeckten Kette, die Indien gleich einem unüberwindlichen Festungswall umschließt. Von urwüchsiger Kraft und bezwingender Größe ist diese Landschaft der Berge, der ewig vereisten Gletscher und öden Steinmoränen, die gewaltigen, tief in die Felsen der Vorberge gefurchten Schluchten und Täler, durch die sich die von den Hängen herabwälzenden wilden Wassermassen der jungen Ströme ihr Bett graben. Primitive Verkehrswege, die sich die Menschen geschaffen haben, führen durch die Einöden dieser unendlichen Felsenwüsten. Sie winden sich in schmalen Pfaden gleich Wildwechseln an den Felswänden empor, führen über graue, einsame Geröllhalden, klimmen an jäh hinabstürzenden Abgründen empor und überqueren die reißenden Bergströme und Schluchten, über die sich die kühnen, wetterharten Gebirgler an primitiven Holz- und Seilbrücken hinüberschwingen. Die Stromtäler, Joche und Pässe benutzend, wandern die Menschen der Berge nach Beendigung der Monsun-

stürme aus den Grenzbezirken, die weit im Hochgebirge liegen, herab in die fruchtbaren, milden Täler, um dort mit den Völkern in den von üppiger Fruchtbarkeit erfüllten Vorgebirgen und Flußebenen Tauschhandel zu treiben.

Im mittleren und östlichen Himalaja ist der mongolisch-tibetanische Rassentyp der Ureinwohner vorherrschend, während westlich von Nepal und in Kaschmir die indo-arische, vom asiatischen Westen eingewanderte Rasse beheimatet ist. Durch die engen Pässe des Pamir wanderten einst jene Völkerfluten, die Indien mit ihren Massen überschwemmten. Selbst die wehrhafte Mauer des Hindukusch vermochte die Wogen dieses gewaltigen Ansturms der Eindringlinge nicht zu dämmen. In endlosen Zügen strömten die Völker und drängten die Heere der Eroberer aus dem Westen ungehindert durch die Pforten des „Daches der Welt“ in das Land der Verheißung. Doch auch die geistigen Strömungen des Westens fanden durch jene Tore ihren Eingang und wirkten, von den Menschen getragen, befruchtend auf die Urstämme des gewaltigen, indischen Kontinents. Fast ein Jahrtausend später, nachdem Alexanders Heere das Bollwerk des Pamirs nahmen, um auf dem Indus und Hydaspes der Alten, dem Chilam, nach Indien einzudringen, wälzten sich die zermalmenden Wogen des Islam unter Mohammed Gasni denselben Weg und gaben mit ihrem machtvollen Eindringen Indiens Geschichte einen veränderten Lauf. Während das zentrale Gebiet des Himalaja durch seinen unbezwingbaren Wall Indien gegen die Invasionen nördlicher Völker schützte, blieben die nordwestlichen Bergketten bis auf die heutige Zeit die gefährvollsten Einbruchstellen des Landes. Als der britische Leu seine Ländermarken bis zu jenen historischen Grenzgebieten erweiterte, fand er an diesen sturmumbrandeten Klippen die verwundbarste Stelle seines mächtigen indischen Kolonialreiches. Unaufhörlich bedroht die zweideutige Haltung nachbarlicher Grenzstaaten das verhängnisvolle Einfallstor Indiens. Aufrührerische Stämme und Überfälle

auf die friedliche Bevölkerung halten die Garnisonen des nordwestlichen Indien in ständigem Atem, und mit Sorgen und Zweifel blickt man hinüber nach dem Westen, an dessen wetterumwölktem Himmel sich wie eine gespenstische Erscheinung das rote Haupt des zwiespältigen, russischen Kolosses erhebt.

Doch im Norden, in den Grenzgebieten des mittleren Himalaja, herrscht im Schutze der glänzenden Firnenwelt, des gewaltigsten Grenzwalles der Erde, weltlicher Friede und auch die geistigen Gegensätze und religiösen Strömungen, welche die Rassen und Völker jener Gebiete trennen, haben an der unüberwindlichen Grenze, die eine fürsorgliche Natur den Menschen gab, ihr Ende erreicht. Nur die elementaren Gewalten der unbezähmbaren Natur sind es, die hier noch einen ewig wechselvollen Kampf kämpfen, dessen Tosen und Brausen während der Zeit der Nordweststürme mit unerhörter Gewalt an dem grauen, unerschütterbaren Reich der Bergriesen rüttelt. Dichte, regenschwangere Wolkenmeere jagen vom Arabischen Meer herüber und fluten wie eine sturmgepeitschte Brandung gegen die Riffe des Himalaja. In weiser Voraussicht hat dort die Natur einen Wall errichtet, dessen steile Hänge den Segen des Himmels bannen und seine Wasser in ungeheuren Massen zu Tal senden. Kraftvoll rüttelt der Orkan an den wehrhaft blickenden, schneeuwirbelten Häuptern der Bergriesen, und es ist, als ob sich die Götter auf ihren Wolkenthronen erheben, um die Welt der in der Tiefe wohnenden Menschen zu vernichten.

Während ich im Paradies des Nordens, in Kaschmir und in Srinagar, dem Berg-Venedig Indiens, den herrlichsten Frühling in den nordwestlichen Ausläufern des Gebirges erlebte, fand ich einige Monate später weiter östlich, am Oberlauf des Ganges, eine brodelnde Hölle in dem vom Monsun aufgerührten Hexenkessel des Himalaja. Wie die wirbelnden Dünste im feurigen Schlunde der Erde wogten die Nebel geisterhaft über den Abgründen, und in den Tiefen schwollen die brausenden Wasser

der zu elementarer Kraft erwachten Bergströme. Meere regenschwangerer Wolken winden sich wie Ungeheuer durch die tiefgefurchten Täler. Regengüsse, sintflutartige Wolkenbrüche, die herniederrauschen, ersticken die Atmosphäre und stürzen in sprühenden Kaskaden und reißenden Wildbächen an den Felsenhängen herab. Donnernd prasseln Steinschläge und Gerölllawinen von den wetterzermürbten Wänden des Felsgebirges hernieder. Im Strom wälzen sich Baumleichen und Trümmer der vom Unwetter zersplitterten Bergvegetation zu Tal. Hoch oben im Gebirge wirbeln Schneestürme und eisige Winde um die Häupter der Riesen. Doch dieses Verderben, das im Gebirge wie der Kampf unsichtbarer Götterheere wütet, bringt den erstorbenen Ebenen Indiens die Erlösung und Fruchtbarkeit, nach der die Sehnsucht der Menschheit seit langer Zeit brennt. Dankbar wenden sich die Blicke und Gedanken nach Norden zu jener segenspendenden Welt der Gottheiten, deren Gunst und Wille das Leben der Menschen nicht nur allein mit Vernichtung schlägt, sondern es auch mit Wohltaten und Segen zu erfüllen vermag.

Je weiter man im Norden Indiens nach den östlichen Himalajagebieten kommt, desto größer werden die Mengen der Niederschläge, die in der nordöstlichen Länderecke, in Assam, ihren Höhepunkt erreichen. Die dort gemessenen Regenmengen erlangen oft jährlich einen Durchschnitt von 13—15000 mm. Denn in dem spitzen Winkel, den die Bergkette bei der Wendung nach Süden in Oberbirma bildet, sammeln sich die wallenden, grauen Massen, um an den steilen Hängen dieser mächtigen Schleuse niederzubersten. Nur spärlichen Resten der feuchten Nebelmeere, die der Passat herüberführt, gelingt der Durchbruch zum nördlichen Vorwerk des Transhimalaja und dem Hochland von Tibet. Auch im nordwestlichen Teil des Gebirges sind die Regen des Monsun geringer, was sich auch in der verminderten und völlig andersgearteten Vegetation, die vielfach

an die dunkle, schwermütige Welt unserer nordischen Gebirgsflora erinnert, äußert. Mit reicher und geradezu paradiesischer Üppigkeit an strotzendem Pflanzen- und Baumwuchs sind dagegen die östlichen Gebirgsgebiete gesegnet. Dort klettern die Ausläufer einer wechsellvollen und üppig wuchernden Vegetation, die Wälder herrlicher Himalajazedern und -tannen, duftender Rhododendren, Fichten und Kiefern und eine unerschöpflich reiche alpine Kleinflora zu einer Höhe von 4000 m empor, um sich allmählich in den bescheideneren Beständen anspruchsloser Stauden und Sträucher, die bis zur Schneegrenze hinaufreichen, zu verlieren. Eine bunte und unglaublich vielfältige Pflanzenwelt, ein traumhaftes Reich der Blumen, ein Dorado des Botanikers bedeckt die Täler und Hänge der Gebirgsbasis.

Zum dritten- und letztenmal unternahm ich, von Benares, den Ufern des heiligen Stromes kommend, einen Vorstoß zum Himalaja. Nachdem ich seine von wildromantischer Urwüchsigkeit erfüllten Reize im hohen Nordwesten, in den Bergen von Kaschmir, in Simla, im Tale des Satledj und am Oberlauf des Ganges kennengelernt hatte, zog es mich in die Nähe dieses von der Gloriole der Heiligkeit und einer magischen Pracht der Natur umstrahlten „Gipfels der Welt“, dem Mount Everest. Von Darjeeling, einer englischen Gebirgsstation in den Vorbergen des Himalaja, wollte ich einen Blick hinüberwerfen auf die von dem Glanze der Hochgebirgswelt umgebene Gruppe des gewaltigsten aller Himalajaberger.

Aus der flachen, monotonen, im Brande der indischen Sonne erstickten Stromebene des Ganges führt der Weg zu den Terrassen des Vorgebirges durch die sumpfigen Niederungen des Terai. Es ist ein schmaler Sumpfwaldgürtel, der sich nahezu in der ganzen Länge des Hauptgebirgsmassivs am Fuße der Berge entlangzieht. Das Terai ist eines der wildesten und interessantesten Urwaldgebiete Indiens. Es ist der Dschungel Indiens. In

den östlichen Gebirgsvorländern wuchert das Terai am üppigsten. Ich sah es auch im Nordwesten und bewunderte die dämonische Gewalt seiner bezwingenden Urwüchsigkeit. Selten fand ich während meiner Wanderungen in den Urwäldern der südlichen, zentralen und nördlichen Staaten eine von dem Zauber der Ursprünglichkeit so sehr erfüllte Wildnis, wie sie der Sumpfwald des Himalajavorlandes aufzuweisen hat.

Bodenlos scheint der Abgrund dieser morastigen Wälder. Wie jene über seinem Dickicht ansteigenden Höhen und schneebedeckten Gipfel von dem reinen Äther einer klaren und würzigen Atmosphäre erfüllt sind, so schwebt über diesen Urwäldern des Terai der giftige Hauch des schleichenden Fiebers. Wenn die monatelangen Regengüsse des Monsuns ihre Fluten über dem Wipfelmeer dieser Wildnis ausschütten, so wird sie zur Hölle für den Menschen. Ja, selbst manche Tiere flüchten dann vor der stickigen Atmosphäre und den Schwärmen giftigen Gezüchts, das aus den Sümpfen der Wälder aufsteigt. Das Terai ist von Menschen fast unbewohnt. Doch bildet es um so mehr die schützende Heimat einer unendlich mannigfaltigen, tropischen Tierwelt, die sich in den undurchdringlichen Dickichten der Gras- und Baumschungeln versteckt hält. An jagdbarem und wehrhaftem Großwild beherbergt das Terai einen reichen Wildstand, der fast alle Tiergattungen und ihre Abarten enthält, die man in den übrigen Dschungelgebieten Indiens antrifft. Außer Elefant, Rhinoceros und Büffel ist besonders der König der indischen Wälder, der Tiger, und sein gefleckter Artgenosse, der Panther, im Terai sehr zahlreich; und brütete der dunkle, giftige Schoß des Sumpfschungels nicht ewig das schleichende Gespenst tödlichen Fiebers, es wäre wohl das Paradies des Großwildjägers in Indien. Große Affenherden, die oft während der Regenzeit nach dem höher gelegenen Norden ziehen, und eine exotische Vogelwelt belebt die turmhohen Baumkronen der eng ineinander verschlungenen Urwaldriesen.

Ein schmaler Hohlweg windet sich durch das Terai und führt an steilen Hängen hinauf in das Bergvorland des Himalaja. An einem herrlichen Herbstabend, kurz nach Beendigung der Regenzeit, erreiche ich Darjeeling, die englische Bergstation am Fuße der östlichen Gebirgskette. Herrlicher Duft der Blütenmeere und der ozonreiche Atem der Wälder schwebt über den Höhen und Tälern des Vorgebirges. Nach einer interessanten Fahrt, die an steilen Abgründen und hohen Felsklippen vorbeiführt, erreiche ich die 2700 m hoch gelegene Bergstation. Wie eine Halbinsel schiebt sich das Vorland in das Dunstmeer der unter uns versunkenen Täler von Sikkim. Ein großer Teil der Europäerwelt des nördlichen Indien verlebt auf diesen von einem wundervollen und milden Klima erfüllten Höhen den indischen Sommer. Aus schattigen Hainen mächtiger Deodarzedern und den dunkeln Wäldern von duftenden Fichten und Rhododendren, die hier in diesem Paradies der Erde eine erstaunliche Höhe erreichen, blinken die hellen Giebelchen und farbigen Dächer der Bungalows. Ein Blick herab von den südlichen Anhöhen Darjeelings auf die terrassenförmig ansteigende Kolonie und das in der Ferne, in unermeßliche Weite sich verlierende weiße Wunder der Berge ist von bezaubernden Reizen und unvergeßlichen Eindrücken begleitet. Allmählich steigert sich die Skala schwebender Linien und Farben einer unendlichen Perspektive, über geheimnisvolle Länder und Täler hingleitend, zu jenem Phänomen der Natur, das in dem Menschen den Gedanken und den Glauben an das Göttliche erweckt. Ungehindert schweift der Blick hinüber zu der vom schimmernden Licht der Sonne verklärten majestätischen Welt der gewaltigsten Gipfel und Firne der Erde. Die leise wallenden Dunstschleier schweben gespenstisch über den schattenhaften Umrissen des düsteren Vorgebirges, das allmählich in einem grauen Nebelland versinkt.

Leuchtend und klar ist der Tag, der mir diesen überwältigenden Anblick einer traumhaft feierlichen Welt beschert, und wie ge-

bannt ruht das Auge auf diesem Wunder göttlicher Größe und Erhabenheit. Greifbar nahe, und doch in den verlorenen Raum unendlicher Fernen gerückt, liegen die gigantischen Bergriesen, zu einer weiß schimmernden, endlosen Kette verbunden, vor meinen Blicken. Ein unnahbares, sagenhaftes Reich gewaltigster Erdenschöpfung, der Olymp, dieser menschlicher Kraft und Willen trotzbenden Götterwelt der Berge, zu deren ätherumflossenen Regionen sich die ehrfurchtsvollen Blicke und Gedanken vieler hundert Millionen gläubiger Menschen erheben. Von rötlich-goldenem Widerschein ist das Licht der Morgensonne, das sich auf den schimmernden Firnen bricht, während die westlichen Grate und steilen Stürze von purpurnen Schatten begleitet in die verschleierte Abgründe unsichtbarer Tiefen hinabgleiten. Hinter dieser geisterhaften Bergwelt steigt die perlmutterne Folie blendenden Himmelslichts empor, und langsam steigert sich die durchsichtige Färbung des Äthers im Zenit zum leuchtenden Blau einer reinen atmosphärischen Pracht. Weltenfern, verklärt steigt dort drüben über den wallenden Nebeln der Gipfel des „Tschomo-lungma“ (Mount Everest 8880 m), „die Göttinmutter des Landes“, umgeben von den stummen Trabanten, dem Gaurisankar im Westen, Makalu und Kantschinschinga im Osten, vor meinen Augen empor. Es ist das dämonische Reich der Götter, das mit seinem faszinierenden Zauber auch den westlichen Menschen unserer Zeit in seinen bezwingenden Bann lockt und ihn zum Kampf, zur Eroberung und Enthüllung seiner mystischen Geheimnisse herausfordert.

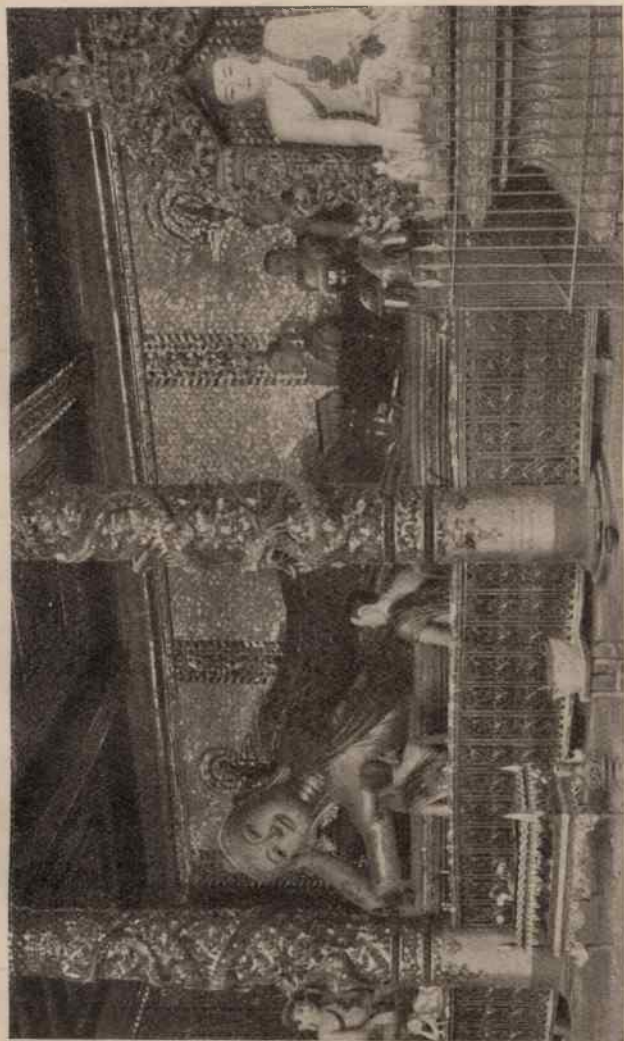
Am Fuße der Berge, im Bereich der gewaltigen Bergtitanen, in Darjeeling, rüstet sich wieder eine Gruppe dieser kühnen Männer, die sich in jahrelangem Kampf die Bresche zum Gipfel der Welt schlugen. Doch noch hat des Menschen Fuß die höchste Spitze des Erdenballs nicht erreicht. Mit heroischem Mut, von den Augen der gesamten Welt gefolgt, versucht man von neuem den Ansturm an den wehrhaften Hängen des Königs der Berge,

dem in erhabener Ruhe und überirdischem Glanz prangenden göttlichen Beschützer des großen indischen Reiches und seines gläubigen Volkes.

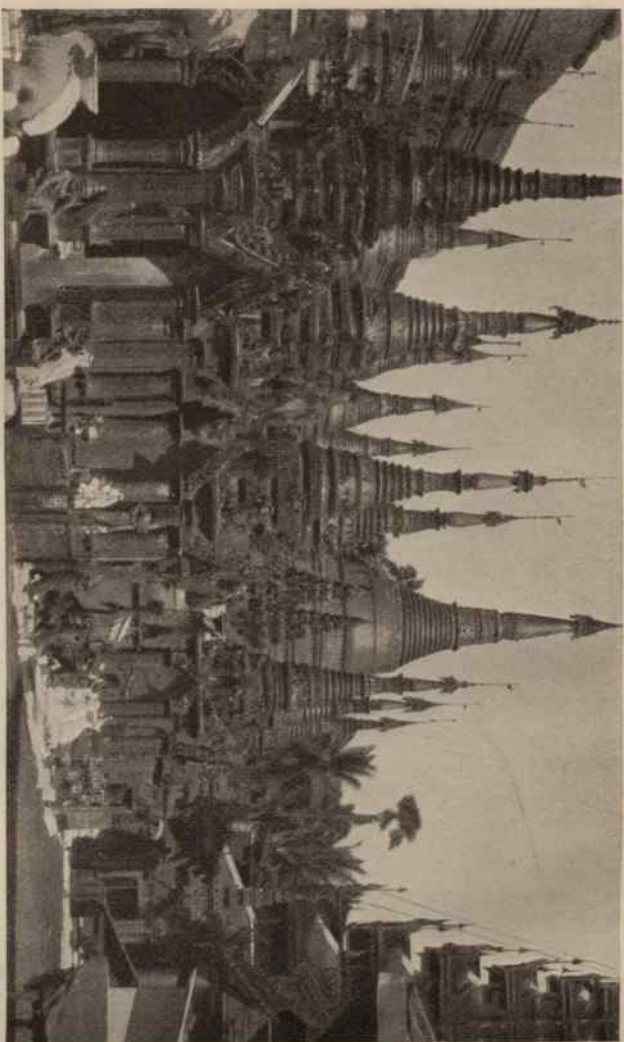
ÜBER KALKUTTA NACH BIRMA

Ich reise nun wieder gen Süden dem Meere zu nach Kalkutta. Immer weiter entfernen sich im Norden die gewaltigen, schneebedeckten Bergriesen des Himalaja, bis sie endlich plötzlich wie ein Trugbild in der zitternden Atmosphäre der heißen Tiefebene von Bengalen verschwunden sind. In rasender Eile fährt der Postzug durch ein gesegnetes Tiefland, dessen Fruchtbarkeit die Nähe dieser unzähligen Flußarme und Bewässerungskanäle verrät, die das Gebirge der schmachttenden Ebene schickt, in der sie sich später mit den beiden Strömen Ganges und Brahmaputra wieder vereinigen. Längst hat eine unermeßliche und dichte Tropenvegetation die dunkle Flora des Gebirgsvorlandes verdrängt, und wir befinden uns jetzt inmitten der Wildnis, die, je weiter wir nach Süden vordringen, um so dichter zu werden scheint. Gegen Abend, noch vor Sonnenuntergang, überquere ich zum letzten Male Indiens heiligen Strom, den Ganges, der im Westen unter dem blutroten Schimmer des hinabsinkenden Sonnenballs wie ein stiller Meeresarm die Landschaft erfüllt. Eine drückend schwüle Nacht liegt über dem oberen Gangestale, dessen Stromgebiet mit vielen Nebenarmen viele Hunderte von Quadratmeilen nach Norden und Nordwesten reicht.

In der Dämmerung des Morgens erreiche ich Kalkutta, die größte Stadt Indiens, die am östlichen Ufer des Hugli, dem breiten Arme des Ganges, liegt. Kalkutta ist eine altindische Siedlung, die schon im Jahre 1700 in den Besitz der Engländer



Liegender Buddha (Birmesische Tempelstatue)



Birmesischer Tempel in Rangoon (Große Pagode)

kam. Die Stadt hat heute über 1 200 000 Einwohner und war lange Zeit der Sitz des Vizekönigs von Indien, dessen Residenz man später nach Delhi verlegt hat. Kalkutta gehörte, wie die übrigen zwei Großstädte Vorderindiens Madras und Bombay, zu den ersten und wertvollsten Stützpunkten, die England als den Anfang seiner Herrschaft auf indischem Boden gewonnen hatte. Fast bietet es dasselbe Bild wie es die Rivalin im Westen, Bombay, zeigt. Ein großes, betriebsames Hafen- und Handelsviertel, eine weit ausgedehnte luxuriöse Europäerstadt mit prunkenden Gebäuden und wohlgepflegten Anlagen, und dicht daneben die übervölkerten Viertel und Basars der Eingeborenen. Vorherrschend ist in Kalkutta der Typ des Bengali, des geistig geweckten Sohnes des nordöstlichen Indiens. Doch findet man auch in dem Gewirr der Rassen und Nationen häufig genug die hinterindischen Stämme, die Birmesen und den malaiischen Inder der östlich angrenzenden Länder. Kalkutta besitzt, wie Bombay, eine durch den Weltkrieg in riesigem Maße geförderte Baumwolle- und Juteindustrie, die sich in der Hauptsache mit der Verarbeitung des in Bengalen und Assam gepflanzten Faserproduktes befaßt. Außerdem bestehen die Hauptezeugnisse und Ausfuhrartikel von Bengalen hauptsächlich in Opium, Tee, der aus den nördlichen Provinzen stammt, Leinsaat, Häute und Seide. In dem Howrahviertel erhebt sich ein Säulenwald von qualmenden Schornsteinen, und unaufhörlich faucht dort der keuchende Atem der Großindustrie Indiens. Tausende von Webstühlen und Hunderttausende von Spindeln sausen in den gigantischen Betrieben, in denen ein großes Arbeiterheer sein Brot findet. Doch Kalkutta leidet nicht, wie Bombay, an diesem Übel der zwangsläufigen Einengung seiner stets wachsenden Bevölkerung, denn die Stadt hat die Möglichkeit, sich nach allen Seiten hin frei und unbeengt auszudehnen.

In seinem Wesen entspricht die Stadt vollkommen dem Charakter der Neuzeit, der sich besonders in seinem ungeheuren

Verkehr und in den repräsentablen Europäervierteln, welche zugleich den behördlichen Mittelpunkt der Stadt bilden, ausprägt. Historisch ist Kalkutta unbedeutend. Altindische Tempel gibt es in der Stadt nur zwei, von denen der eine der blutrünstigen Göttin Durga geweiht ist, während der durch eine Stiftung entstandene Jainistentempel einem neuzeitlichen profanen Palastbau ähnelt, doch manche interessante architektonische Merkmale besitzt. Beide Tempel können als die einzigen historischen Überreste aus Kalkuttas Vergangenheit bezeichnet werden. Sie finden durch die Fremden, welche die Stadt besuchen, häufig gar keine Beachtung, weil sie im Vergleich zu den übrigen Kultstätten Indiens recht unbedeutend erscheinen und im Lichte der gewaltigen Eindrücke, die man aus Indiens hervorragenden antiken Kultstätten gewonnen hat, wie matte, ferne Sterne verblassen. Wenn man in Kalkutta weilt, sind jedoch die wundervollen Tempelbauten, die man in Orissa, in Bhubaneswar, Puri und Konarak findet, nicht mehr allzu weit entfernt, und wer sie nicht auf seiner Reise nach dem Süden berührt, wird durch diesen kurzen Abstecher zu den bedeutungsvollsten Bauwerken früherer hinduistischer Kulturperioden Indiens die reiche Fülle seiner Eindrücke um ein reiches Erlebnis vermehren.

Da ich meine Reise nach Hinterindien über Kalkutta fortsetzen und vorderindischen Boden verlassen will, fahre ich vor meiner endgültigen Weiterreise zu dem etwa 400 km weiter südlich liegenden Kandaghiri und Bhubaneswar. Dort finde ich, ähnlich wie in Ellora, tief in den Felsen versenkte, gewaltige Höhlentempel althinduistischen Ursprungs, mit herrlichen Steinreliefs geschmückte, unterirdische Klosterwohnungen jainistischer und buddhistischer Mönche aus dem dritten und vierten Jahrhundert. Schon von ferne blicken mir die gewaltigen, vertikal gegliederten Türme des Lingaradjtempels von Bhubaneswar entgegen. Bar jedes figürlichen Schmuckes, erheben sich die aus wagerechten Wulstprofilen übereinander geschichteten, vasen-

förmigen Pagoden in das tiefe reine Blau des tropischen Himmels. Die niedrigen Sockelbauten und Steinfliesen der Heiligtümer in Konorak sind wahre Wunderwerke altbrahmanistischer Tempelarchitektur, deren bis zu gespinsthafter Feinheit getriebene Steinbildhauerei ungemein reich an figürlicher und ornamentaler Plastik von erhabener Schönheit ist. Gewaltige, phantastische Tierfiguren aus Stein flankieren die Eingänge. Reliefs und Steinziselierungen füllen die Tempel aus, reich gegliederte Profile mit endlosen Tierfriesen und heiligen Symbolen schmücken die Wände dieser oft ruinenhaften, alten Bauwerke. Ihre Entstehung fällt in das Jahr 1000 bis 1200. In Puri sind dieselben Gestaltungen dieser wuchtigen Tempeltürme und ähnliche Bildwerke zu finden.

In ihrem Innern ruhen plumpe, aus Holz geschnitzte Götterfiguren, die in wahlloser Weise mit Farbe bemalt sind. Über ihnen erheben sich riesige Steinbaldachine, die in diesen merkwürdig geformten, massigen Gopurams endigen. Wie unendlich verschieden sind doch diese Kultidole des Hindu in Indien. Hier in Puri sind es grobe Darstellungen göttlicher Verkörperungen, deren Ausdrucksformen so sehr an die Primitivität niederer Völker erinnern. Im Süden Vorderindiens der späteren Zeit finden wir dagegen jene von einer phantastischen Mystik und von starkem stilistischen Formempfinden getragenen Bildwerke, deren Züge das Merkmal des Übersinnlichen tragen. Mehrere Tage konnte ich dem Besuch dieser Tempel von Orissa widmen, ehe ich wieder zu der Nüchternheit dieser „Stadt der Paläste“, wie der Engländer stolz Kalkutta nennt, zurückkehrte.

Ein Besuch in dem stark an die westlichen Einflüsse des Abendlandes anklingenden Eingeborenenviertel Kalkuttas brachte mit zwei immerhin nicht alltägliche Erlebnisse, die sich durch ihre Eigenheiten meiner Erinnerung stark eingeprägt haben. Ein Opferfest, welches man zu Ehren der Göttin Kali in dem Tempel Kalighat Kalkuttas feierte, fand mich als ungebetenen Gast mit-

ten unter der Menge, die der grausamen Durga zuliebe an Stelle dieser notdürftigen Tieropfer, die ihnen die Gesetze der Fremden aufdrängten, am liebsten wieder zu den traditionellen Menschenopfern zurückkehren würden. Viele Pilger, die aus der Provinz herbeiströmten, füllten den Hof des Tempels, in dem die Priester die Opfernden erwarteten. Die Gnadeheischenden brachten Schafe, Lämmer und Zicklein, die während der religiösen Handlung geschlachtet werden sollten. Im Hintergrund vor einem Altare, der die fürchterliche Gottheit auf der Brust Shivas tanzend darstellt, hocken die zelebrierenden Priester, und ein wahrer Blutausch hat das Volk im Tempel erfaßt. Man schleppt blöckende und jammernde Tiere, welche die Pilger zum Opfern gebracht haben, aus einem düstern Verlies hervor, trennt ihnen mit einem Streich den Kopf vom Rumpf und bespritzt mit dem warmen Blut die Altäre und Götterbilder, die von Blut triefen. Ein widerlicher, dumpfer Geruch erfüllt die Hallen und Gewölbe des Tempels.

Nach dem Schauspiel dieses wilden hinduistischen Schlachtfestes im Durgatempel des Kalighats besuchte ich am Abend ein großes Hindutheater im Eingeborenenviertel, in dem ich mein seelisches Gleichgewicht wiederzuerlangen hoffte. Man sandte Einladungen und Repertoireverzeichnisse in die Hotels und Quartiere der Fremden und hielt, in Erwartung von Gästen der westlichen Welt, stets einige Logen „for European ladies and gentlemen“ bereit. Als ich das Theater betrat, welches sich an die Giebelseite eines Lichtspielhauses anlehnte, befand ich mich in einem von spärlichem Ampellicht erleuchteten Milieu, einer ehemaligen Lagerhalle, deren Wände und Fußböden von weißen Ameisen unterwühlt waren. Als Bühne hatte man einen kastenartigen Verschlag errichtet, zu dessen beiden Seiten im Halbdunkel die Musikanten eines merkwürdigen Orchesters unaufhörlich in indischen Dissonanzen wimmerten. Das Theater war erdrückend voll, und sogar die mit schäbigem Plüsch gepol-

sterten Bänke der kleinen Seitenlogen waren mit vornehmen Babus und einer Anzahl geheimnisvoll verschleierter Damen besetzt. Der zur Aufführung gelangende Zehnakter war dem mit vielerlei schauerlichen Beigaben verbrämten, klassischen Gedicht der indischen Ramayana entnommen, einer altindischen Heldenlegende, deren mystischer Inhalt, wie mir schien, von einem spekulativen Eingeborenenregisseur zu einem rührseligen Stoff bearbeitet wurde.

Das Stück, in dem mehrere grotesk geschminkte und mit malerisch-dekorativen Masken und Gewändern geschmückte Schauspieler und Schauspielerinnen auftraten, war ein Singspiel, dessen wechselvolle Handlung in der Urdusprache eine ungemein reiche und von starkem Rhythmus betonte Geste und Mimik ausdrückte. Von dem impulsiven Temperament, das die Künstler, von einer synkopischen Musik des Orchesters wirksam unterstützt, zum Ausdruck brachten, ließen sich die Zuschauer in solchem Maße hinreißen, daß während des Spiels häufig Zwischenrufe und laute, spontane Ovationen, die mehr der Handlung als den Leistungen der Schauspieler galten, aus dem Zuschauerraum hörbar wurden. Geräuschvoll verwünschte man die Bösewichter und Dämonen, die sich mit sonderlich grotesken, fratzenhaften Masken und phantastischen Tierkörpern im farbigen Rampenlicht zeigten. Man lobte und pries laut die Heroen, welche zum Kampf gegen die Unholde auszogen, und tröstete die sentimental Prinzen und unglücklichen Königstöchter, deren Jammer und Freude durch die merkwürdig klagenden und jauchzenden Akkorde des Hinduorchesters hervorgehoben wurde. Wohl mögen nach den Begriffen der eingeborenen Zuschauer manche Reize in dem merkwürdigen Spiel enthalten gewesen sein. Mir persönlich war diese eigenartige, von einer packenden Sprache und dem bewegten Rhythmus erfüllte Darstellungsweise sehr interessant, doch auf die Dauer verlor das Spiel für den fremden Beschauer seine Reize und wirkte

durch die stereotype Art des für mich wesenlosen und unverständlichen, sich ewig wiederholenden Stoffes langweilig und ermüdend, so daß ich nach anderthalbstündigem zweifelhaften Kunstgenuß aus dem von üblen Dünsten erfüllten Musentempel den Rückzug antrat.

Ich hatte früher in einer südlichen Provinz, in einem kleinen, bescheidenen Hindutheater ein historisches Tanzspiel gesehen, welches bei weitem höhere, künstlerische Reize und Werte aufzuweisen hatte, wie diese, auf den fragwürdigen Geschmack des eingeborenen Großstadtpublikums eingestellten Bühnenkräfte sie zu bieten wußten, deren Früchte des Erfolges offenbar von den wahllosen Zugeständnissen an die breite Masse abhängig waren. Die nächsten Tage verbrachte ich mit dem Besuch des großen indischen und asiatischen Museums in Chowringhee, welches eine der größten kulturhistorischen und völkerkundlichen Sammlungen Indiens enthält. Fuhr hinaus nach Sipur, einer wundervollen botanischen Anlage mit dem berühmten Banianenbaum, dessen Luftwurzelsstock einer riesigen Säulenhalle gleicht, und versäumte nichts, was Kalkutta an reizvollen Eigentümlichkeiten dem Auge des Fremden zeigen kann. Doch was konnte mir die Profanie einer solchen von modernen Einflüssen beherrschten Weltstadt bieten, nachdem alle die großen und wundersamen Stätten aus Vorderindiens Vergangenheit bereits hinter mir lagen und mit ihren Wundern in mir die Schätze köstlicher Erinnerungen schufen.

Ein kühler, taufrischer Herbstmorgen fand mich auf einem kleinen Küstendampfer der British India Steam Navigation Co., und mit einer steifen Nordwestbrise dampften wir aus dem Herzen Kalkuttas auf dem breiten, versandeten Hugli dem Bengalischen Meere zu, welches wir am Spätnachmittag in der Glut der sinkenden Abendsonne erreichen. In unserm Rücken lösen sich die sanften, dunsthaften Umriss der vorderindischen Küste und des von dichtem Urwald bedeckten Gangesdelta, der Sunder-

bunds, in dem Dämmerlicht des Abends. Noch ein letzter Blick und stiller Gruß hinüber nach dem märchenhaften Land im Westen, auf dessen Boden sich meine reichen Erlebnisse zu gewaltigen und unvergeßlichen Eindrücken und Erinnerungen gestalteten. Und weiter geht die Fahrt in die Nacht mit südöstlichem Kurs nach Rangoon an Südbirmas Küste, einem glücklichen, sonnentrunkenen Lande entgegen.

IN BIRMA (FAHRT AUF DEM IRAWADI)

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts dachte England daran, seinen inzwischen ins Riesenhafte gewachsenen indischen Kolonialbesitz nach dem Osten hin zu erweitern. Man blickte erwartungsvoll nach dem Osten, nach Birma hinüber, welches infolge eines im Jahre 1886 geführten und von England gewonnenen Krieges dem vorderindischen Kontinent einverleibt wurde. Enge geistige Bande verknüpfen Birma schon seit Jahrtausenden mit dem Mutterreiche Indien, unter dessen Einflußsphäre sich das birmanische Volk eines hohen, kulturellen Aufstieges erfreute. Überall, wo der Geist Buddhas und Brahmas von Indien aus seine kreisenden Ringe zog, trug der Boden jener Länder die Früchte dieser bedeutungsvollen Geisteskultur. Grandiose Denkmäler aus wetterhartem Gestein führen uns auch hier die Größe und Erhabenheit dieser vergangenen Geschlechter deutlich vor Augen. Schon früh, einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, hat sich die Lehre Buddhas in Hinterindien verbreitet, wo sie sich trotz der starken Einflüsse der brahmanistischen Glaubenswelt bis heute als führende Religion erhalten hat. Zum größten Teil sind diese wunderbaren Kunstwerke, welche wir in Birmas Tempel und Palästen bewundern können, buddhistischen Ursprungs, was sich besonders in den charak-

teristischen, alten stufenförmigen Dagoben und den schlanken, kegelförmigen Türmen zeigt. Auf meinen Reisen in Birma besuchte ich diese berühmten Orte, welche teilweise als große Ruinenfelder am Unter- und Oberlauf des Flusses Irawadi gelegen, in den Überresten von Städten, Tempeln und Klöstern die geistigen Werte jener Zeit widerspiegeln. Zu den bedeutendsten dieser altbirmanischen Kultstätten gehören besonders Rangoon, Pegu, Pagan, Mjingyaung, Amarapura, Ava und Mandalay.

Am Morgen des vierten Tages der Seereise von Kalkutta wirft der Dampfer an dem langgestreckten Hafenspier von Rangoon Anker. Blaugraue Morgennebel liegen über dem riesenhaften Treiben des Hafenviertels, aus dem die hohen Öltanks der Birma-Oilcompagnie wie weiße Dunstblasen schweben. Von der Stadt hört man das emsige Treiben der Menschen wie fernes Räderwerk einer mahlenden Maschine herüberdringen. Wie geschäftig und betriebsam man dort drüben ist, zeigen die grauen Staub- und Qualmschwaden, die wie die Wolken eines heraufziehenden Gewitters das Häusermeer bedecken. Im Hintergrund der Stadt, vor einem blaugrauen, dunsthaften Himmel, glitzert wie ein Kleinod inmitten eines grauen Schlackenhaufens der goldene, über 100 m hohe Turm der Shwe-Dagon-Pagode, des schönsten und größten buddhistischen Tempels in Birma. Ihr gewaltiger goldener Turm ist gleichsam der geistige Mittelpunkt des alten Rangoon, hinter dessen Größe das weltlich-hastende Treiben der modernen Großstadt zu einem grauen, bedeutungslosen Phantom verblaßt. Ein ewig unruhvolles Leben erfüllt den Hafen der Stadt. Stromabwärts schwemmt man Berge von diesen kostbaren Urwaldhölzern, von denen die Wälder Birmas jährlich mehrere Millionen Kubikmeter in alle Teile der Welt senden. In den Timberyards am Hafen werden die wertvollen Hölzer aus dem Strome gefischt und von den Arbeitselefanten zu den Stapelplätzen der Sägereien und den Verladekais des Hafens geschleppt.

Tankdampferflottillen liegen in Reih und Glied vor den Riesenkesseln der Oilcompagnie, die heute schon jährlich über 1 200 000 000 Liter birmesisches Erdöl verschifft. Berge von Rangoonreis und Getreide, Baumwolle, Jute und andere Produkte werden aus den Körpern großer Fluß- und Seedampfer in die Hafensilos verladen. Tag und Nacht sausen die Krane und Hebezeuge, wandern die Herden der eingeborenen Hafenarbeiter über die schmalen Brücken, welche die Schiffe mit den Kais verbinden. Denn Rangoon ist der Sammelplatz der wirtschaftlich so ergiebigen Quellen Birmas, und fast die gesamten Erzeugnisse des Landes werden in seinem Hafen verschifft.

Der Reichtum Birmas ist infolge einer gehobenen Produktivität, welche durch die Engländer in ungeheurem Maße gesteigert worden ist, relativ groß und steht dem des zehnmal größeren vorderindischen Reiches in keiner Weise nach. Vom Hafen führt ein breites Wegenetz zu den in saftigem Grün tropischer Vegetation untergetauchten Stadtvierteln. Doch eine schwüle, feuchtwarme Atmosphäre, die sich unter den breiten Laubdächern der Alleen und Parks zur Unerträglichkeit verdichtet, lagert Tag und Nacht über den flachen Dächern des bunt durcheinander gewürfelten Häusermeeres und steigert das Klima Rangoons im Sommer zur Unerträglichkeit. Das Bild der Straßen ist ungleich anmutiger und von einer lichterem, farbenfroheren Stimmung als dieses mancher vorderindischen Städte. Die Häuserfronten in den Stadtvierteln der Eingeborenen sind einheitlich, ohne langweilig zu wirken. Zierliche Balkone, Gesimse, Estraden mit kunstvollen Schnitzereien an Treppen und an den Dachgesimsen geben dem Gesamtbild dieser Eingeborenenbehauungen einen etwas barocken Charakter. Manche dieser Häuser gleichen in ihrer einfachen und geschmeidigen Zierlichkeit grotesken Vogelbauern, hinter deren vergitterten Fensteröffnungen die bunten Tücher der eingeborenen Bewohner wie das farbige Gefieder exotischer Vögel leuchten. Der Birmane ist meist von

untersetztem, kleinem Körperbau und unterscheidet sich von dem Hindu Vorderindiens durch seine olivfarbige Hellhäutigkeit und den ausgeprägten malaiischen Gesichtstypus. Die Schädelbildung ist, ähnlich wie beim Drawiden des indischen Südens, rund, jedoch mit stärker hervortretenden Backenknochen und mongolischen Schlitzaugen. Männer wie Frauen kleiden sich ähnlich. Sie tragen ein bis zu den Fußknöcheln reichendes farbiges Gewand, das man Putsoe nennt und einen engen, faltenlosen Rock darstellt. Den Oberkörper bedeckt ein zierliches, bis zu den Hüften reichendes Mieder. Der Kopf ist bei den Männern mit einem turbanartigen, schmalen Tuch umwunden, aus dem der schwarze Haarschopf hervorblickt. Vielfach ist auch der Körper der Birmanen mit landesüblichen Ornamenten und Figuren tätowiert, während die Frauen ihre physiognomischen Reize durch starkes Auftragen von Puder und Schminke interessant hervorzuheben wissen.

In den von uralten Bäumen überschatteten Basaren der Eingeborenenviertel läßt einem das Gedränge der Menschen keine Muße zu stillen Betrachtungen. Auf schmalen Fußsteigen flutet das Meer einer hastig drängenden, bunten Menge auf und nieder. Hinter den Stapeln gefüllter Händlerbuden sitzen malerische Gestalten in bunten, geblühten und gestreiften Tüchern. Das Wesen des Birmanen ist von Ruhe und Zurückhaltung getragen. Zu lautem Leben und lebhaftem Gestikulieren, wie man es in den vorderindischen Basaren zu sehen und zu hören gewohnt ist, hat man hier wenig Lust. Fast alle Eingeborenen, die man in den Straßen und vor ihren Häusern sitzen sieht, sind damit beschäftigt, die riesige, zolldicke Zigarre, die typische grüne Burri, zu qualmen. Selbst die Frauen, die mit ihren dekorativen Gestalten die Balkone dieser niedlichen Holzbehausungen zieren, drehen diese ungraziösen, grünen Zigarrenstummel behaglich zwischen ihren kleinen Händchen und blasen aromatische Kringle in die flimmernde Luft der Straße. Enge Winkelchen und

Gassen erfüllen das lebhafteste Viertel der Eingeborenen. Der Birmane ist wie sein vorderindischer Stammesbruder lebenshungrig, doch liebt er mehr die bunten und abwechslungsreichen Vergnügen, welche ihm das weltliche Leben im Kreise seiner Mitmenschen bietet. Dieser Hang, welcher sich auch in dem geschmeidigen und beweglichen Äußeren, in der farbenfrohen Kleidung und dem heiteren und freundlichen Wesen des Birmanen ausprägt, gibt dem Gesicht dieser birmanischen Eingeborenenstädte einen besonders frohen Zug. Ich durchschreite weite, geräuschvolle Viertel, die einem Jahrmarkt gleichen und den Menschen, die sich hier in Scharen umherdrängen, nur Fröhlichkeit und tändelndes Spiel darbieten. Es ist, als ob man sich unter den sorgenlosesten Menschen der Erde befände. Denn nichts erinnert zwischen dieser unbekümmerten Welt und den farbenfroh geschmückten Reihen der Holzhäuschen an die Mühen und Härten des täglichen Lebens und an jene Not, der man in den großen Städten und in den Hungergebieten des vorderindischen Reiches so häufig begegnet.

Überall stauen sich die Wogen der Schaulustigen vor den oft geheimnisvoll verhüllten Buden, in denen man trinkt, spielt, musiziert und farbenfrohe Schauspiele sehen kann. Grelle Namenschilder, Papierlaternen und groteske Bilder aus Papiermaché und Stoff schaukeln an Masten und Drähten, die man über die Gassen der ewig bewegten, von Staub und Dunst erfüllten Straßen gezogen hat. Hahnenkämpfe sind hier in diesem jahrmarktsmäßigen Milieu an der Tagesordnung. Sie bilden die Lieblingsunterhaltung des Birmanen, und man setzt und wettet auf die bespornten Sieger, die sich in jedem Winkel der Gassen und Straßen auf Leben und Tod bekämpfen. Ich trete in eine dieser mit bunten Tüchern verhängten Buden ein und sehe über den Köpfen der fieberhaft begeisterten Menge, wie man in dem „Ring“ eben zwei neuen gefiederten Matadoren die rasiermesserscharfen Dolche an den Sporen befestigt. Die Arena ist von einer

lauten Menge umlagert. Ein schwitzender „Bookmaker“ sammelt und quotiert die Wetten auf den nächsten Gang des Kampfes. Ängstlich blickt man zur Türe, denn Hahnenkämpfe in dieser grausamen Aufmachung sind verboten. Und mit Recht, denn es ist eine erschütternde, rohe Tierquälerei, gegen die sich das Mitgefühl und normale Empfinden des gesitteten Menschen auflehnt. Der Kampf beginnt. Die Tiere bekriegen sich mit einem instinktmäßig angeborenen Haß. Sie strecken die Hälse und verfolgen jede Bewegung ihrer federgestäubten Köpfe mit dem merkwürdig rhythmischen Auf und Nieder, welches den Anschein erweckt, als ob es ein Spiegelbild ihrer selbst wäre. Plötzlich flattern sie auf und versuchen, sich blitzschnell die Hiebe mit den scharfen Sporen beizubringen. Enthusiastisches Geschrei begleitet das hitzige Gefecht, bei dem es zerfetzte Kämme gibt und Federbüschel und Flaum regnet. Ich verlasse den Ort, ohne die Entscheidung mit ansehen zu können. Doch schon an der nächsten Ecke unter freiem Himmel hockt wieder ein anderes Paar, welches vor einer versammelten Menge seine wütenden Vögel aufeinander losläßt. Hier müssen die Tiere blind fechten, d. h. man läßt die Sporen vorläufig unbewaffnet, weil sich eine Polizeistreife in der Nähe befindet. In manchen Buden zeigt man putzige Marionettenspiele merkwürdig aufgetakelter, humoristischer Figuren, wie sie auch in den malaiischen Staaten Hinterindiens häufig zu sehen sind. Die Straßen und Plätzchen zwischen den Häuserreihen und schattigen Baumgruppen wimmeln von fliegenden Schaustellern, Zauberern und Schlangenbeschwörern. Das ganze Treiben mutet wie ein Volksfest an, und überall scheinen die Menschen etwas zu finden, das ihrer Laune entspricht.

Was hier unter diesem Volke der Birmanen in die Augen fällt, ist das Fehlen jedes dem Hindu Vorderindiens eigenen übersinnlichen Wesens. Der Hang zum Mystischen, die Schwäche, sich willenlos leiten zu lassen, das von religiösem Glaubenseifer

ins Fieberhafte gesteigerte Denken und Empfinden, welches dem Volke der vorderindischen Welt den Schein des Weltfremden und Unnahbaren gibt, fehlt dem Birmanen fast gänzlich. Der Birmane ist Buddhist, und wenn er gläubig ist, so steht er jener Neigung zu einer phantastischen und übernatürlichen Gedanken- und Vorstellungswelt, wie sie der Brahmanismus besitzt, fern. Fast nirgends in Birma treffen wir die Spuren der Religiosität im öffentlichen Leben und außerhalb der Mauern des Tempels in diesem übertriebenen Maße, wie wir es so häufig in Vorderindien finden. In der Welt des Hindu sind es nicht die Mauern der großen Tempel, welche den Zielen des Glaubenseifers Schranken setzen. Denn überall sehen wir die schreienden Merkmale, mit denen man dem Volk den Glauben an ihre Götter suggeriert. Nicht nur die Menschen und Tiere tragen dort den Stempel der krankhaft gesteigerten Religiosität, sondern man trägt die Zeichen der Götter auch in den Bannkreis der Natur, in der man überall in Indien die Insignien der Götterwelt findet. Und hier in Birma träumen die Heiligen und Gottheiten in der Stille ihrer Tempel, in denen man sie, wie es der Brauch seit Jahrtausenden vorschreibt, in demütiger Ehrfurcht und mit feierlicher Würde und Ruhe verehrt.

Durch hohe, etagenförmig sich verjüngende Tortürme trete ich in die große Shwe-Dagon-Pagode Rangoons ein. Dumpf tönen die Gongs aus dem Innern der schimmernden Heiligtümer. Über bunten, mit Spiegel- und Glasmosaiken geschmückten Altären erhebt sich wie ein Triumph der Erhabenheit der goldene Turm der Pagode. Eine Unzahl kleine kegelförmige Türmchen, an deren Basis sich Altar an Altar reiht, umsäumen die terrassenförmig ansteigenden Plattformen. Bewundernd stehe ich am Fuße des großen goldenen Turmkegels, dessen Schimmern in wunderbar harmonischer Weise mit dem reinen Blau des birmanischen Himmels übereinstimmt. Plötzlich geht die ruhevoll niedergleitende, vergoldete Linie der Pagode in ein wirres Durch-

einander grotesk-barocker Formen und Linien über, und alles, was den Fuß dieses Turmes umschließt, scheint sich an plastisch-ornamentalem Reichtum und endlos-zackigen Gliederungen architektonischer Details zu überstürzen. Skulpturenerfüllte Giebelterrassen mit Tausenden und aber Tausenden von kleinen, holzgeschnitzten Gottheiten, fabelhaften Menschen- und Tierfiguren, steigen in ewig sich wiederholenden Linien auf und nieder und gönnen dem irrenden Auge keinen Ruhepunkt. Von wundervoller Pracht ist dieser bezaubernde Schmuck der blendenden Inkrustationen aus vielfarbigen Spiegel- und goldenen Glassteinchen, welche die Säulen und Rückwände der Altäre wie flüssiges Metall bedecken. Unter schattigen Kolonnaden in kühlen Gesteinsgrotten ruhen auf prunkvollen Sockeln Statuen Budhas in hundertfältiger Darstellung. Andächtige Beter knien draußen im Hofe des Tempels und am Rande der in mystisches Halbdunkel gehüllten Hallen, in denen Pungis und Priester zelebrieren und beten. Hell klingen im Winde die Glockenkränze, die unter den Hti-Schirmen, auf den Spitzen der zierlichen Giebeldächer und Turmkegelchen versteckt sind.

Überall in den Höfen und Heiligtümern, wo sagenhafte Figuren phantastischer Tiere, welche Drachen und Löwen ähneln, die Altäre bewachen, herrscht Friede und feierliche Stille. Wohin ich auch gehe, läßt man mich ungehindert passieren. Man zeigt mir sogar unaufgefordert die Schätze, Reliquien und Herrlichkeiten, die in den kostbaren vergoldeten Schreinen und in den verzierten Lackkästchen aufbewahrt sind. Auch hier in diese Tempel Hinterindiens kommen täglich große Scharen von Wallfahrern, unter denen sich viele dieser wandernden Pungis (Mönche) aus den Kyaungs (Klöster) befinden, welche ich in Birma in ungeheuer großer Zahl angetroffen habe. Es sind meist schlichte, einfache Männer, deren streng religiöse Gesetze ihnen eine asketische Lebensweise vorschreiben. Mit kahlgeschorenem Haupt, in die malerisch geschlungene, ockergelbe Toga gehüllt,

pilgern sie unter großen körperlichen Entbehrungen durch das Land, besuchen Tempel, Kloster- und Wallfahrtsstätten und leben von dem Almosen ihrer Mitmenschen und Brüder. In Nordbirma, Mandalay, Pegu und Mjingyaung hatte ich öfter Gelegenheit, diese Kyaungs, welche dem Fremden in der tolerantesten Weise offen stehen, in Augenschein zu nehmen. Es sind meist große, aus Holz erbaute Gebäude, in denen sich oft ein ungemein reicher Prunk entfaltet. Ebenso sind diese Pagoden mit kostbaren Kunstwerken, reichen Holzschnitzereien und herrlichen, plastischen Bildwerken geschmückt.

Von Rangoon aus führt mich mein Weg mit der Eisenbahn über das alte Pegu nach Mandalay, jener großartigen, mit herrlichen altbuddhistischen Denkmälern geschmückten Stadt am Oberlauf des Stromes Irawadi. Die über 600 km lange Fahrt führt in ihrem nördlichen Teil durch ein wildromantisches Bergland, dessen Hänge mit einer dichten Urwaldvegetation bedeckt sind. Eine ungemein üppige Fruchtbarkeit erfüllt Täler und Hügel, an denen bewässerte Reiskulturen wie ungeheuerliche Terrassen in die Höhe steigen. Aus grünen, im Blütenschmuck leuchtenden Hainen schimmern die Siedlungen friedlicher Menschen hervor. Bäume, welche die Last ihrer Früchte kaum zu tragen vermögen, beschatten die Fluren und überall in diesem glücklichen Lande ist man mit dem Einheimsen der reichen Ernten beschäftigt.

Mandalay hat unvergleichlich herrliche Schätze buddhistischer Baukunst aufzuweisen. Alte festungsartige Wälle beherbergen eine Stadt von herrlichen Kloster- und Palastbauten, und eine große Anzahl von pyramidentförmigen Giebeldächern und goldschimmernde Pagodentürme ragen über dem Grün dichter Laubdächer empor. Von der Fülle blendenden Sonnenlichtes überstrahlt, schimmern die leuchtenden Farben der graziösen Bedachungen und ihrer goldenen Rankenwerke aus dem satten Grün herrlicher Vegetation. Diese Kyaungs sind von einer seltsam friedlichen

Ruhe umgeben, die sich auch auf den unbeweglichen Gesichtern dieser buddhistischen Mönche ausprägt. Man wagt es nicht, den Frieden dieser Klöster, von denen das Heil auf die Gläubigen dieser Welt ausgeht, zu stören. Von Mönchen aufgefordert, betrete ich die kühlen Hallen und verwinkelten Räume des heiligen Ortes. Die Pungis empfangen und bewirten mich wie einen Bruder ihres Glaubens. Man geleitet mich durch prächtige Säle, deren Fußboden mit glitzernden Mosaikfliesen bedeckt sind. In ihnen spiegelt sich der sagenhafte Glanz gold- und silberstrotzender Altäre, und auch hier begegnet man überall wieder dem Bild des Erleuchteten mit dem ewig rätselvollen Lächeln auf den seltsam belebten Gesichtszügen. Friese, auf denen seine tausendfältig variierte Gestalt wiederkehrt, schmücken die Sockel und Wände, die Gesimse und Leisten, die als ein dicht ineinander verschlungenes Schnitzwerk die Fassaden und Giebellinien dieser eigenartigen Bedachungen begleiten. Selten sah ich eine solche Fülle minuziös gearbeiteter Feinheiten bildnerischen Schmucks, wie ich ihn in diesen Palästen, Klöstern und Tempeln Birmas fand. Bald ist es ein Wirrwarr phantastischer Formen und durcheinanderwirbelnder Linien, die sich in spitzen Endigungen, in bizarren Formen und zackigen Bekrönungen verlieren. Thronhallen und Gemächer scheinen unter dem Glanze dieser für Hinterindiens Kunst so typischen Inkrustierungen und dem Ballast eines übertriebenen Prunkes niederzubersten. Ermüdet wendet man sich unter der Last dieser gleißenden Pracht von diesem, aus einer übersprudelnden Phantasie geborenen orgiastischen Reichtum, der unserem nordischen Gemüte so merkwürdig und fremd erscheint. Kaum ist es möglich, uns dem Geiste dieser in einer erstaunlichen Vorstellungs- und Erfindungsgabe erschaffenden Geschlechter zu nähern, und auch hier in Birmas sagenhaften Wundern äußert sich die tiefe Religiosität und Gläubigkeit des Volkes, die den alten Geschlechtern die Kraft und den Willen zu diesem Bauen und Schaffen verliehen hat.

Von Mandalay aus erreicht man mühelos die antike Ruinenstadt Amarapura, in der ich die großartigen Überreste buddhistischer Klöster und Pagoden aus der frühesten Zeit altbirmanischer Dynasten fand. Nach mehrtägigem Aufenthalt in dem von tropischer Schwüle erstickten Mandalay trete ich mit einem der luxuriösen Passagierdampfer der Irawadi-Flottilla-Co. stromabwärts die Rückreise nach Rangoon an. Selten erlebte ich während meiner Fahrten im Osten eine reizvollere und mit bunten, abwechslungsreichen Bildern so reich erfüllte Flußfahrt wie diese. Es war unmittelbar nach der Regenzeit, als die herrliche, wildromantische Natur, welche sich unter tropisch-feuchten Dünsten zu beiden Seiten des Stromes erstreckte, in den sattesten Farben eines schwelgerischen Wachstums erstrahlte. Ein tiefblauer, klarer Himmel wölbt sich über dieser reizvollen Tropenwelt. Gewaltige gelbgraue Wogen wälzen sich in dem schlammigen Flußbett des Irawadi nach Süden. Fast gleitet das Schiff zu rasch dahin, um alle die Eindrücke, welche man von der überwältigenden Gewalt dieser herrlichen Tropennatur empfängt, seiner Seele zugänglich zu machen.

Oft fahren wir nahe den Ufern entlang. Ein dicht verwachsenes Urgestrüpp des uralten Dschungels tritt bis unmittelbar an die schäumenden Ufer heran. Es sind Teile der gewaltigen Urwälder Oberburmas, die einen unerhörten Reichtum an kostbaren und seltenen Hölzern enthalten. So weit das Auge reicht, ist das Land mit diesen wertvollen und unerschöpflichen Forsten bedeckt. Über den Ufergebüsch und den stillen Wassern der tief ins Land hineingreifenden Flußlagunen schweben die Wolken von Insektenschwärmen, welche dem Lande die Seuche des Fiebers bringen. Regen bedeutet auch hier für den Menschen Tod, für die Natur jedoch neues Leben. Tiere des Urwalds schleichen auf ihren engen Wechsell zu dem nie versiegenden Quell des Stromes herab. Lärmende Affenmeuten und exotisch gefiederte Sänger beleben die engverschlungenen Baumkronen, die sich

turmhoch über das trübe Wasser des Stromes neigen. Ihre Wurzeln sind unterspült und bilden ein Labyrinth von dunklen, morastigen Kanälen und Gängen, die weit in das Innere des Waldes hineinreichen. Krokodile, Kraniche und eine schillernde Welt gefiederter Sänger hausen in diesem Dorado des Dschungels. Auf dem östlichen Ufer steht wie eine blaue Dunstwand der ferne Höhenzug der Mjingyauberge. Unzählige fremde Stimmen einer geheimnisvollen, fremdartigen Natur schweben flimmernd über der breiten Wasserfläche und wecken ein tausendfältiges Echo in den einsamen Buchten des Stromes. Schwer wie ein Alp liegt die drückende Schwüle, die von Feuchtigkeit geschwängerte Atmosphäre über dem Verdeck des Schiffes, und das ewige Flimmern aufsteigender Hitzewellen zittert über den gelben, siedenden Strudeln und Wirbeln, welche an den Windungen des Stromes große Schilf- und Schlamminseln im Kreise drehen. Auf ihrem trügerischen Grund haben sich Scharen von silberglänzenden, großen Wasservögeln, Reiher und Pelikane niedergelassen, um stromabwärts zu anderen Fischgründen zu treiben. Bald wechseln flache, sonnenverbrannte Einöden, an deren Rand wir die Rudel schlanker Gazellen ziehen sehen, mit üppig grünen Gebieten, die Oasen gleichen und deren göttliche Fruchtbarkeit den Menschen eine Heimat gibt. Golden leuchten die fruchstrotzenden Dolden der Bananen- und Mangohaine zu uns herüber.

Wo man menschliche Siedlungen findet, sehen wir die buntgekleideten, malerischen Gestalten der Eingeborenen, die auf den Feldern und in den Gärten mit der Ernte beschäftigt sind. Stundenweit windet sich der Strom durch Gebiete, in denen grüne Meere von Palmen wogen, an deren haushohen, schlanken Stämmen unter den schattigen Wedeln ihrer Kronen die wildwachsenden Früchte in ungeheuren Mengen hängen. Es ist ein Schlaraffenland der Affenmeuten, die sich in Scharen dort drüben herumtreiben. Ein goldenes Abendlicht sinkt auf die

Oberfläche des Stromes herab. Die Dämmerung unter diesen Breitengraden ist kurz, und rasch gleitet die Dunkelheit der Nacht auf den rauschenden Strom hernieder. Ringsumher hören wir allmählich die geheimnisvollen Geräusche des Urwalds verklängen. Nur das Geräusch übermütiger Fische, die sich in die Kühle der sternendurchglühten Nacht emporschnellen, und das klagende Locken nächtlicher Vögel liegt über dem leise rauschenden Strom. In der Nacht erreichen wir Pagan, wo ich am nächsten Morgen die gewaltigen Ruinen seiner alten Tempel aufsuche. Die riesigen Architekturen erinnern in ihrem Aufbau an die hinduistischen Tempel von Orissa in Vorderindien. Über schweren, quadratischen Steinsockeln erheben sich die massigen, bienenkorbartigen Gopurams, unter denen die Götter ihre Wohnungen haben. Reiche Plastiken, die vielfach aus dem gewachsenen Stein gemeißelt sind, schmücken auch hier an diesen ältesten Bauwerken Birmas die ruinenhaften Heiligtümer dieser imposanten Tempelstadt. Weiter geht die interessante Fahrt über Mijngyaung und Prome nach Rangoon, dem Ausgangspunkt meiner Reise im großen birmanischen Reich, dessen Volk sich das geistige Erbe Buddhas bis in unsere Tage bewahrt hat.

In Rangoon wartet das Schiff, welches mich von dem glücklichen Lande Birma nach Vorderindien und der paradiesischen Küste Ceylons zurückführen sollte. Nach einem längeren Aufenthalt in Madras erreiche ich Colombo, von wo aus ich vor geraumer Zeit meinen verheißungsvollen Weg nach Indien einschlug. Und eilig verflog die Zeit meines Erlebens in Indien. Es schien mir, als hätte ich erst vor Tagen dem Palmenstrand Ceylons den Rücken gewandt, als ich damals in jener stürmischen Nacht des Monsuns die Meeresstraße, welche die Insel vom Kontinent trennt, passierte und mich mit fiebernder Erwartung dem Reiche der Wunder näherte. Und was dieses gewaltige Land und sein an hoher geistiger Kraft und frommer Gläubigkeit so reiches Volk an unvergleichlich hohen Werten besitzt, erfüllt den sehen-

den Menschen unserer Zeit mit tiefer Ehrfurcht. Nur wenig ist es, was ich mit den niedergeschriebenen Eindrücken über meine Fahrten in Indien von der Uerschöpflichkeit des Sehens und Empfindens wiederzugeben vermag. Doch ich gab es im Glauben und mit dem unerschütterlichen Willen, dessen Kraft durch das große Erleben eines wunderbaren und fremdartigen Ereignisses in mir erweckt worden ist und nun im Raume dieser engumrissenen Skizzen und Bilder vor dem geistigen Auge des Beschauers wiederkehren soll.

PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
48-100 GLUSZYCE
Ul. Gdańska 3
MIP 748-100-34-92





INHALT

Im Indischen Ozean	5
Die Insel Ceylon	12
Colombo	16
Anuradhapura, das Pompeji Ceylons	23
In den Bergen Ceylons	33
Die Besteigung des Adamspeak	40
Nach Indien.	48
Die Tempelinsel Rameswaram	53
In den Blauen Bergen	60
Der Urwald	68
Jagderlebnisse	74
Das Haus der Rast	102
Die Todas	114
Der Süden Indiens	123
Hinduistische Tempel und religiöse Feste	127
Die Tempelmädchen Indiens	153
Das Kastenwesen	163
Fakire	170
Indisches Frauenleben	176
Madras und die Toddmänner	185
Die Höhlentempel der Sieben Pagoden in Mamallapuram	192
Die französische Kolonie Pondicherry	201
Schlangenfang und Schlangenbeschwörung	205
Bei den Hochseefischern an der Ostküste	218
An der Westküste von Malabar	227
Elefantenfang in Mysore	241
Im Staate Hyderabad	251

Die unterirdischen Höhlen von Ellora	259
Bombay und die Türme des Schweigens	266
Tschitah-Jagd	279
Einheimische Industrien, Talmi- und „Fremdenindustrie“	284
Delhi und Agra	296
Benares. Eine Fahrt auf dem Ganges	308
Im Himalaja	326
Über Kalkutta nach Birma	336
In Birma (Fahrt auf dem Irawadi)	343

